

HANDBOUND
AT THE



UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

9
br

1747
9
i

Lessing

im Urtheile seiner Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte und Notizen,
Lessing und seine Werke betreffend,
aus den Jahren
1747—1781,
gesammelt und herausgegeben
von

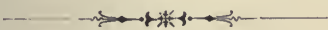
Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessings Werken.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.
1773—1781.

46947
99



Berlin.
Verlag von Friedrich Stahn.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorrede.

Widrige Umstände mancherlei Art haben das Erscheinen dieses zweiten Bandes über Gebühr verzögert. Zudem wurde ich von einem qualvollen Herzleiden heimge sucht, das sich oftmals zu lebensgefährlicher Höhe steigerte, und das mich in seinen heintückischen Anfällen für lange Zeit arbeitsunfähig machte. Mit Gottes Hülfe hoffe ich jedoch nunmehr zum guten Ende zu gelangen. —

Die Art der Anordnung und Ausführung dieses Bandes ist dieselbe geblieben wie in allen meinen frühern ähnlichen Bänden. Im Leben eines großen Mannes — und um so mehr, je weiter wir uns von den Zeiten seines Erdenwallens entfernen — ist uns alles interessant, jede Mittheilung über ihn ist uns werthvoll, das scheinbar Unbedeutende gewinnt an Bedeutung, und Superflua giebt es meines Bedünkens nicht.

Der Umfang des ganzen Werkes war in der ersten Anlage auf zwei Bände berechnet gewesen. Im Laufe der Zeit sind mir jedoch noch so manche Kritiken zu Händen gekommen, von deren Existenz ich wohl durch andere Hülfsmittel Kenntniß hatte, welche ich aber früher trotz redlichsten Bemühens nicht habe aufstreiben können. Die Buchverleger des vorigen Jahrhunderts waren eben noch nicht gehalten, Pflichtexemplare ihrer gedruckten Erscheinungen den Behörden zur Verfügung stellen zu müssen. Es ist deshalb wohl auch kein Verdienst, sondern mehr eine Gunst des Zufalls, wenn man diesen oder jenen alten Zeitungsschmökler, den man sucht, nun auch findet. In dieser Beziehung macht man oft die sonderbarsten Erfahrungen . . .

Es ist nothwendig, daß ich nunmehr noch einen Nachtragsband erscheinen lasse. Derselbe soll enthalten die deutschen Kritiken, die ich inzwischen noch nachträglich gefunden, eine Anzahl französischer Kritiken, Anmerkungen über die Autoren, die benutzten Zeitungen u. s. w. und ein ausführliches Register.

Die Aufsätze in der Allgemeinen deutschen Bibliothek habe ich sehr stark kürzen müssen, um dem Buch nicht eine allzu große Ausdehnung zu geben. Doch wird sich jeder, der sich lebhafter dafür interessirt, die betreffenden Bände leicht selbst zugänglich machen können.

Berlin, den 20. April 1893.

Julius W. Braun.

Inhaltsverzeichnis.

Vorrede	V
1773.	
Zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag . . .	1
Zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag . . .	2
Zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag . . .	7
Zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag . . .	8
Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters. —	
Emilia Galotti	8
Zur Geschichte und Litteratur. Zweyter Beytrag . . .	11
Zur Geschichte und Litteratur. Zweyter Beytrag . . .	16
1774.	
Zur Geschichte und Litteratur. Erster und zweiter Beitrag	19
Vom Alter der Delmalerey, aus dem Theophilus Presbyter	19
Wie die Alten den Tod gebildet	20
Etwas Deutsches aus Paris. Minna von Barnhelm von Chabannes	37
Über einige Schönheiten der Emilia Galotti an Herrn Götter	37
Minna de Barnhelm ou les Avantures de militaires	38
1775.	
Zur Geschichte und Litteratur. Dritter Beytrag . . .	40
Zur Geschichte und Litteratur. Dritter Beytrag . . .	43
Befehl meiner Muse	43
Lessing, in Rom	44

VIII

Lessing, in Rom	44
Briefe über Emilia Galotti	45

1776.

Auszug aus einem Schreiben von Wien	62
Lessing, in München zurückgeblieben	62
Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1776.	
Lessing in Leipzig	63
Emilia Galotti, in Berlin dargestellt	63
Emilia Galotti, in Ulm dargestellt. Prolog	66
Zur Geschichte des teutschen Theaters. Lessing, Mit-	
glied der churpälzischen Akademie der Wissen-	
schaften	67
Philosophische Aufsätze von Carl Wilhelm Jerusalem	68
Lessings Berufung nach Mannheim	69
Lessing, Herzogl. Braunschweigischer Hofrath	69

1777.

Eulalia, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen	70
Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger	71
Oboardo Galotti, Vater der Emilia. Ein Pendant	
zu Emilia	72
Fragmente eines Ungenannten	74
Lessing, den Ruf nach Mannheim nicht angenommen .	85
Zur Geschichte und Litteratur. Erster und zweyter	
Bevtrag	86
Lessingii Emilia Galotti. Progymnasmatis loco	
latine reddita et publice acta moderante J.	
H. Steffens	87
Trauerspiele von Lessing: Miß Sara Sampson.	
Philotas. Emilia Galotti	89

1778.

Die Auferstehungs-Geschichte Jesu Christi gegen einige	
im vierten Bevtrage zur Geschichte und Litteratur	
gemachte Einwendungen vertheidiget, von Johann	
Heinrich Räß	93
Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der	
Christlichen Religion von Schumann	109
G. Ephr. Lessingii Emilia Galotti, J. H. Steffens	111

Bertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider einige Fragmente von Friedrich Wilhelm Mascho	112
Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft . . .	114
Das Testament Johannis	115
Bertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion, von Mascho	116
Zur Steuer der Wahrheit. Goeze. Lessing	118
Fragmente eines Ungenannten, viertes und fünftes Fragment. Auferstehungsgeschichte Jesu	119
Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi vertheidiget Eine Duplik	122
Etwas Vorläufiges gegen Lessings Angriffe auf unsere allerheiligste Religion, von Johann Melchior Goeze	124
Das Testament Johannis	130
Eine Parabel	135
Eine Duplik. — Eine Parabel. — Axiomata . . .	136
Lessings Schwächen, von Johann Melchior Goezen .	136
Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger	137
Lessings Schwächen, von Goeze	140
Albrecht Wittenbergs Sendschreiben an Lessing . .	142
Streitschriften über die Fragmente eines Ungenannten. Zur Geschichte und Litteratur. Vierter Beitrag .	142
Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi vertheidiget Eine Duplik	143
M. Behn, Bertheidigung der Biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu	144
Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion	145
Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft an den Hn. Dir. Schumann	146
J. D. Schumanns Antwort auf dies Schreiben . . .	146
Das Testament Johannis	147
Bertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion, von Mascho	147
Die Wahrheit und Gewisheit der Auferstehung Jesu Christi erwiesen und vertheidiget von J. Balth. Lüderwald	147
Eine Parabel	148

Axiomata	148
Etwas Vorläufiges gegen Lessings Angriff unserer allerheiligsten Religion, von Goeze	149
Anti-Göze. Erster, Gott gebe letzter Bogen	150
Anti-Lessing	150
Lessings Schwächen, gezeigt von Göze. Erstes Stück	150
Albrecht Wittenbergs Sendschreiben an Lessing	151
Nathan der Weise, Ankündigung	152
Lessings Schwächen, gezeigt von Goeze	153
Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger verboten	155
Ernst und Falk, Gespräche für Freymäurer	155
Zur Geschichte und Litteratur. Viertes Beitrag	156
Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger	156
Beleuchtung der neuesten Angriffe auf die Religion Jesu, von Mascho	165
Fragmente und Antifragmente	167
Streitschriften wider die Wolfenbüttelschen Fragmente	169
Albrecht Wittenbergs Sendschreiben an Lessing	171
Wittenberg und Lessing	171
Nathan der Weise. Aufforderung zur Subscription	172
Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offen- barung, Theologie, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer und Auferstehung Christi von den Todten, von Joh. Fried. Kleuter	172
Neue Untersuchungen über die Auferstehungsgeschichte unserz Herrn und Heilandes Jesu Christi	177
Lessings Fabeln, drey Bücher nebst Abhandlungen etc.	178
Vom Alter der Ömalerey, aus dem Theophilus Presbyter	179

1779.

Augenscheinlicher Beweis, daß die Abhandlung von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger voll Wider- sprüche und Unwahrheiten sey	180
G. C. SilberSchlags Antibarbarus	188
Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offen- barung, Theologie etc., von J. F. Kleuter	188
Beleuchtung der neuesten Angriffe auf die Religion Jesu, von F. W. Mascho	189
Fragment und Antifragment	190

Anti-Goeze. Neuntes, Zehntes, Gilftes Stück . . .	190
Leßings Schwächen, von Göze. Zweites Stück . . .	191
Goth. Eph. Leßings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Hn. Hauptpastor Göze . . .	191
Leßings Schwächen — drittes Stück	192
Der Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Hn. Hauptft. G. in H.	192
Von dem Zwecke Jesu und feiner Jünger	193
D. Joh. Sal. Semlers Beantwortung der Frag- mente eines Ungenannten	194
Nathan der Weise. Erfter und zweyter Act circuliren bereits	198
D. Joh. Salomo Semlers Beantwortung der Frag- mente eines Ungenannten	198
Nathan der Weise	208
Vertheidigung der geoffenbarten chriftlichen Religion wider einige Fragmente, von Friedrich Wilhelm Mafcho. Zweytes Stück	209
Nathan der Weise	210
Briefe eines Antiquars und feiner Frau an Leßing	214
Nathan der Weise	215
Nathan der Weise	216
Nathan der Weise	217
Nathan der Weise	218
Leßing wird eine Antwort gegen Semler drucken laffen Georg Christoph Silberfchlags Antibarbarus, zweyter Theil	219
Beurtheilung des Fragments die Auferstehungsgefchichte Jesu betreffend von Abrah. Phil. Gottfr. Schick- danz	221
Der Tod des Nero	221
Fragment eines Schreibens über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Schöngeifter	221
Nathan der Weise	222
Emilia Galotti, ins Dänische überfetzt	223
Briefe antiquarifchen Inhalts, 1r Theil	223
Zur Gefchichte und Litteratur, Vierter Beytrag	224
Ueber die Evidenz der Beweife für die Wahrheit der chriftlichen Religion von Schumann	226
Ueber den Beweis des Geiftes und der Kraft	226

J. D. Schumanns Antwort auf das aus Braun- schweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft	226
Das Testament Johannis	226
Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige gemachte neue Einwendungen vertheidiget	227
Eine Duplik	227
M. Friedrich Daniel Behns Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu	230
Etwas Vorläufiges gegen Lessings Angriffe auf unsere allerheiligste Religion, von Johann Melchior Goeze	232
Eine Parabel	233
Axiomata	235
Anti-Göze, d. i. Nothgedrungene Beiträge zu den freywilligen Beiträgen des Hrn. Past. Goeze. Erster (Gott gebe letzter!) zweyter bis eilfter	236
Anti-Lessing	238
Albrecht Wittenbergs Sendschreiben an Lessing	239
Lessings Schwächen von Göze. Erstes und zweites Stück	242
Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze	243
Lessings Schwächen — drittes Stück	244
Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpast. G. in H.	244
Epistel an den hochhehrwürdigen Hrn. Hauptpastor Göze in Hamburg, von 'n Layen 'n Haupt- schlüssel zu den Fragmenten etc.	245

1780.

Nathan der Weise	246
Daß Lessing von der Jüdenschaft in Amsterdam 1000 Dukaten erhalten haben solle, sei un- begründet	254
Kielisches Litteratur-Journal. — Nathan der Weise	254
Nähere Berichtigung des Märchens von den 1000 Dukaten	254
Beschreibung des portugiesischen Amerika von Cudena	256
Zufällige altdeutsche und christliche Betrachtungen über Herrn G. G. Lessing neues dramatisches Gedicht, Nathan der Weise	257

Die Erziehung des Menschengeschlechts	260
Die Erziehung des Menschengeschlechts	261
Nathan der Weise.	262
Die Erziehung des Menschengeschlechts	263
Die Erziehung des Menschengeschlechts	264
Die Erziehung des Menschengeschlechts	265
Lessings Dramaturgie und Emilia Galotti ins Französische übersezt	267
Lessing habe eine Fortsetzung der Emilia Galotti versprochen	268
Die Erziehung des Menschengeschlechts	268
Minna von Barnhelm, von Kochon des Chabannes ins Französische übersezt unter dem Titel les amans generaux. Darstellung in Paris . . .	271
Brüderliches Sendschreiben, an den wider die Religion Jesu und seiner Jünger Gift sammelnden und wieder austreuenden verkehrt gelehrten Hrn. Hofrath Leking. Und: brüderliches Sendschreiben an Freymäurer, die Weisheit kaufen und verkaufen	271
Emilia Galotti	273
Briefe an Madame B** über Nathan den Weisen	282
Nathan der Weise. Darstellung in Berlin	341
Der Mönch vom Libanon, von Johann Georg Pfrranger	341
Nathan der Weise	346
Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger	348
Die Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider einige Fragmente, von Friedrich Wilhelm Mascho. Erstes Stück. Zweytes Stück	353
Beleuchtung der neuesten Angriffe auf die Religion Jesu, von F. W. Mascho	354
Neue Untersuchungen über die Auferstehungsgeschichte unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi	354
Die Wahrheit und Gewisheit der Auferstehung Jesu Christi, von Johann Balthasar Lüderwald	354
Die letzte Unterredung Jesu mit seinen Jüngern	355
Inhalt und Beantwortung des Fragments vom Zweck Jesu, von Mag. Friedr. Christ. Göze	355
Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Theologie, Wanderung der Israeliten	

durchs rothe Meer, und Auferstehung Christi von den Todten, von Johann Friedrich Kleufer	355
Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi ohne Wider- sprüche, von Johann Heinrich Reß	356
Georg Christoph Silberschlags Antibarbarus	357
Fragmente und Antifragmente, mit Betrachtungen darüber	358
Fragmente und Antifragmente, mit Betrachtungen darüber. Zweyter Theil.	358
Johann Christian Blasche'ns — kurze Verantwortung wider die Beschuldigungen des Wolfenbüttelschen Ungenannten	359
Augenscheinlicher Beweis, daß die Abhandlung von dem Zweck Jesu — voll ganz offenbarer Wider- sprüche und Unwahrheiten sey	359
Zur Beurtheilung der von Herrn Hofrath Lessing herausgegebenen Fragmente etc., von Martin Friedrich Witiscus	359
D. Gabriel Christoph Benjamin Mosche Beyträge zur Bertheidigung der Auferstehungsgeschichte Jesu gegen die neuesten Einwürfe	359
D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhawer ausführliche Prüfung des fünften Fragments, von der Auf- erstehung Jesu	359
Prüfung des dritten Fragments, von dem Durch- gange der Israeliten durch das rothe Meer, von Joh. Heinr. Dan. Moldenhawer	359
Beurtheilung des Fragments, die Auferstehungs- geschichte Jesu betreffend. Von Abraham Philipp Gottfried Schickedanz	359
Kurze Widerlegung der Schrift, von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, von Joh. Philipp Burkh. Asbrand	360
Offenbare Wahrheit der Evangelisten Auferstehungs- geschichte Jesu, besonders wider die Lessingische Widersprüche dargethan, von Johann Michael Schreitern	360
D. Joh. Salomo Semlers Beantwortung der Frag- mente eines Ungenannten, insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger	361

Anhang zur Beantwortung der Fragmente eines Un- genannten. Bekannt gemacht von D. Joh. Sal. Semler	361
Eine Urkunde des Jahres 1780 von der neuen Gefahr des Christenthums durch die scheinbare Sem- lerische Vertheidigung desselben wider den Frag- mentisten	369
Beschreibung des portugiesischen Amerika, vom Gudena Johann Faust, ein allegorisches Drama von fünf Aufzügen	372
Situation aus Faust's Leben. Vom Mahler Müller.	373
Gotthold Ephraim Lessing, Charakteristik	373

1781.

Lessings Tod	375
Lessings Tod	376
Lessings Tod	376
Lessings Tod	377
Lessings Tod	377
Lessings Tod	377
Lessings Tod	377
Auf Lessings Tod	378
Auf Lessings Tod	378
Emilia Galotti, Darstellung in Berlin; Mademoiselle Döbbelin wird eine feierliche Rede vor dem Stück halten	379
Nachricht von Lessings Tod; aus einem Schreiben des Hrn. Landschafts-Sekr. Leisewitz an Prof. Lichtenberg	380
Lessings Tod	383
Lessings Tod	383
Todtenfeier zu Ehren Lessings von der Döbbelinschen Gesellschaft zu Berlin veranstaltet. Emilia Galotti	384
Lessings Tod	385
Lessings Tod	386
Medaille auf Lessing	386
Lessings Tod	386
Ueber G. E. Lessings Tod	386
Auszug eines Schreibens aus Schwedt. — Todtenfeier	387

Schreiben aus Hamburg. — Todtenfeier	391
Lessings Büste	392
Medaille auf Lessing	393
Lessings Büste	394
Denkmal Lessings	394
Lessings Tod	395
G. G. Lessing. Geboren 1729, gestorben 1781.	
Von Herder	397



1773.

1773.

Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beytrag, von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig, 1773.

Unter diesem Titul fängt der Hr. Bibliothekar ein Werk an, durch welches manche verborgene Schätze der Wolfenbüttl. Bibliothek bekannter, und der Welt brauchbar werden. Er meldet in der Vorrede, daß sein Vorgänger, der sel. Burchard, bloß die Genealogie, oder Entstehungs-Art dieser Büchersammlung geschrieben, aber von ihren wirklichen Thaten, oder dem Nutzen, den sie der Gelehrsamkeit und den Gelehrten gestiftet, wenig gemeldet habe. Er selbst halte es also nicht allein für seine erste Pflicht, eine genaue, und, so viel möglich, kritische Kenntniß der Dienste zu erwerben, die sie zur Ausföhrung gelehrter Werke beygetragen, um einmal diesen Mangel des Burchardischen Werks zu ergänzen, und eine Litteratur-Geschichte derselben bereit zu haben, die in einem vorzüglichen Verstande die Geschichte der Bibliothek heißen könne: da aber dieses doch auch nur ein Inventar von Schätzen, und nicht ein neuer Schatz seyn würde: so hat Er vielmehr den stolzern (und gewiß edlen) Vorsatz gefaßt, lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek einen Stoff zu brechen, als die Rechnungen von den verfloffenen aufzunehmen. Bey der auffallenden Schwierigkeit dieses Vorhabens hofft Er durch Versuche, durch anhaltenden Fleiß, durch gutes Glück das wichtigste unter den Hand-

1773.

schriften zu treffen, um es der Welt vorzulegen. Zu diesem Zweck bittet er sich, mit einer Bescheidenheit, die bey einem Genie, als des Hrn. Lessings, so rühmlich als selten ist, den Beytritt solcher Männer aus, denen die Vorzüge dieser Bibliothek vielleicht besser bekannt sind, als ihm: und die Anfragen auswärtiger Gelehrten, wegen dieses Bücherschatzes, die ihm zur Beantwortung gesandt werden, sollen ihn gleichfalls auf glückliche Spuren bringen. Wie weit ein gutes Glück, und Hrn. Lessings durchdringender Blick hoffen lassen, zeigt die Auferweckung des Berengarius; was sein anhaltender Fleiß vermöge, hat er bey nahe in allen Arten der Gelehrsamkeit bewiesen: und wie ihm dieser erste Beytrag alle Kenner verbindet, und nach der Fortsetzung lüßtern macht, so zweifelt der Recensent nicht, daß sich alle mit ihm in den Wunsch eines langen Lebens, und einer dauerhaften Gesundheit zur Ausführung seines Vorhabens, vereinigen.

Dieser erste Beytrag enthält 7 Artikel, und einen Anhang. —

Gnädigst privilegirte Neue Braunschweigische Zeitung,
 Braunschweig, 1773, 1. Februar.

Braunschweig.

Im Verlage der Fürstl. Wachsenhaus-Buchhandlung 1773. Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beytrag von Gotthold Ephraim Lessing, gr. 8. 258. S. Schätze der Wolfenbüttelschen Bibliothek, und mitgetheilt von einem Gelehrten wie Herr Lessing, und als Bibliothekar, und bey der glücklichen Muße, die ihm vergönnt ist, jede Spur, auf die er geräth, so lange zu verfolgen als er gut findet: wir wüßten nicht, was mehr Aufmerksamkeit verdienen könnte! Statt einer (unnützen) Geschichtsbeschreibung der Bibliothek, und selbst statt der weit mehr gewünschten Bekanntmachung eines Verzeichnisses (eher, einer Beschreibung der Handschriften mit litterarischen Nachrichten, Auszügen, Proben s. w. dergleichen wir von einigen Bibliotheken und

neuerlich von Casiri und Bandini haben, und doch nicht so gar verwerflich, nur etwas mühselig finden) wählt Hr. L. den Weg, von ihren Schätzen selbst nach und nach so vieles, als möglich ist, mitzutheilen. Wer wollte aber mit Hrn. L. rechten, was und wie viel er geben soll? Von einer Seite hat das Publicum auch offenbaren Gewinn bey seinem Plane. Eine Auswahl des Wichtigsten hiebey zu verlangen, ist eine Forderung, die sich bald machen läßt, die man aber nach geringer Ueberlegung bald wieder zurücknimmt. Ueber dem Nachjagen nach dem Wichtigsten dürfte auch leicht ein Bibliothekar von seinem ganzen Vorsatz abkommen, und bey den so verschiedenen Urtheilen der Gelehrten über das Wichtige, das jeder nach seinem Fache bestimmt, muß doch am Ende der Bibliothekar nach litterarischem Rechte entscheiden. Hr. L. will also Versuchen, Fleiße und gutem Glücke die Auswahl dessen, was er in seinen Beyträgen liefern wird, überlassen. Gegenwärtiger erste Beytrag rechtfertiget seinen Entschluß. Er enthält I. Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Erste Entdeckung. Hr. L. hat entdeckt, daß die von Scherz zu Strazburg und 1757. zu Zürich gedruckten Fabeln in einem bereits 1461. zu Bamberg gedruckten Fabelbuche enthalten sind, das sich auf der Wolfenb. Bibliothek befindet, und daß dasselbe ausser dem Epilog noch sechs Fabeln mehr enthält, welche er auch daraus hat abdrucken lassen. Wer die alte deutsche Art und Kernsprache zu schätzen weiß, wird sie mit Vergnügen lesen. Wie drollicht ist die Fabel vom besengten Balge der Rake, mit ihrer Lehre: welche Frau hat einen uppigen mut — wer die behuten wil, der volge ired will nit zivil. Den valk er ir besengen sol s. w. und die vom Ritterzsohne, der auf der hohen Schule zu Paris war. Immer noch jetzt eben dasselbe: mutato nomine de te. In einem zweyten Beytrage verspricht Hr. L. den wahren Nahmen des Verfassers der Fabeln zu entdecken. Zu wünschen wäre aber doch, daß sich auch über das Jahr 1461. als Druckjahr etwas Zuverlässiges beybringen ließ. II. Romulus und Nomicius. Ueberaus umständlich wird die Verwirrung dieser beyden Nahmen erzählt. Beyde haben den

1773.

Aesop aus dem Griechischen in das Lateinische übersezt, und beyde Uebersetzungen sind vorhanden. Aber die vom Romulus übersezten Fabeln waren früher bekannt: und diese sind im alten deutschen Fabelbuche von einem D. Heinrich Steinhöwel deutsch übersezt, vom Mimicius aber nur das Leben Aesops mit einem Nachtrag von Fabeln eingeschaltet. (Dieser D. Heinrich Steinhöwel, oder Steinhöhl, hat, wie einem auf hiesiger Bibliothek befindlichen Exemplare des alten Fabelbuchs beygeschrieben ist, auch de curatione pestilentiae geschrieben.) Die Sache ist gleich deutlich, so bald man nur das alte Fabelbuch nach dem Ulmer oder nach einem andern Drucke vor sich hat, (wir haben von hiesiger Bibliothek, nebst dem Ulmer noch drey Abdrücke bey der Hand, einen lateinischen, und einen deutschen, beyde ohne Jahr und Ort, und einen deutschen, geendet seliklich von Lienhart Ysserhut zu Basel) und sonderbar genug ist es doch, daß von den Gelehrten, denen die Nahmen und Fabeln Romulus und Mimicius am Herzen lagen, keiner ein solches altes Fabelbuch gesehen oder genutzt hat. Hr. L. hat also nun die Sache so weit in Wichtigkeit gebracht, daß wir wissen, beydes sind zwey verschiedene Personen. Aber wer war denn nun dieser Romulus? war er eine wirkliche Person? und daran zweifeln wir. Selbst dawider, ob es übersezte äsopische Fabeln sind, giebt eine wichtige uns vom Hrn. Prof. Hamburger angezeigte Stelle in Gyrald Dial. V. p. 306 T. II Opp. Zweifel an die Hand. Wie kam es, daß Mimicius oder, wie er wohl richtiger heißt, Minucius, die Fabeln noch einmal übersezte? wußte er von der schon vorhandenen Uebersetzung nichts, oder hatte er sie zur Hand, verbesserte, verschlimmerte sie? Die ganze Litterärgeschichte der Fabeln des Aesops, ihr Uebergang nach den Abendländern, der Antheil, den Planudes als Sammler oder als Erddichter des Lebens Aesops hat u. s. w., dieß alles und mehr andere Umstände enthalten noch so viele Dunkelheiten, in denen uns vielleicht Hr. L. der sich das Studium der Fabel so eigen gemacht hat, das beste Licht aufsteken kan: da er ohnedem von der Augsburgerischen griechischen Handschrift, die einen vollständigen Text hat, eine Abschrift von der Hand der Frau Prof. Reiskin zum Abdrucke liegen hat.

III: Von dem Schickard = Marchtalerischen Tarich Beni Adam. Unserm Urtheile nach ist diese Entdeckung bey weitem die wichtigste, und es hat uns ein lebhaftes Vergnügen gemacht, zu erfahren, daß dieß Werk, von welchem Schickard nur den unbeträchtlichsten Theil übersezt hat, in der W. Bibliothek vorhanden ist. Welcher Freund der Geschichte wird nicht wünschen, daß sich ein der türkischen Sprache kundiger Mann zu der Uebersetzung finden möge! Doch mit besserer Unterstützung, als Hr. P. Reiske bey seinem Abulfeda fand: der wichtigsten Unternehmung eines Deutschen für die orientalische Litteratur und Geschichte, welche wir uns die lezten 20. Jahre her erinnern.

IV. Die Nactigall, ein 1567. zu Leipzig vom Scharfrichter verbranntes Gedicht, das in den Grumbachischen Händeln Licht giebt. V. Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder, ein Gedicht in Jamben, an und für sich von geringem Werthe, das hier aus der Gudischen Handschrift, welche Reden des Libanius enthält, wieder abgedruckt ist, mit den Scholien und mit kritischen Anmerkungen. Wir bewundern den Mann von Genie, der so geschmeidig ist, einen Verzmacher, der so wenig Genie ist, so mühsam und so gelehrt zu erläutern. Voraus, die Erzählung der seltsamen Verwirrung, die sich mit den Versen dieses kleinen Gedichts zugetragen hat, die auch schon Huet in seinen Not ad Antholog. p. 50. f. umständlich erzählt, dessen weitläufige Erläuterung jenes Gedichtes Hr. L. nicht bei der Hand gehabt zu haben scheint, sonst hätte er sich einen grossen Theil seiner Mühe vermuthlich erspart. Nicht in Sydien, sagt Hr. L., sondern in Syrien waren feuerspehende Berge, und will dahin auch den Aristoteles ändern. Sehr wohl! aber dieser redet doch von Bergen nicht, und die ganze Gegend längst dem Maänder hin war *ὑπονομος πυρι και ὕδατι*. S. Strabo XII. S. 867 C. und der ähnliche Strich lies über Philadelphia durch Phrygia *κατακεχυμενη* fort. B. 121. hat Paulus vermuthlich *φυτον* vom Stamme gebraucht: *εξαρουσας φυτων* und 124 muß es *πιπτει* heißen statt *τιττει*, wie schon Huet bemerkt hat. 176 wird es wohl heißen müssen: *φερον (το πνευμα) βιους τε*: Von den Scholien scheinen die lezten Stellen ein Fragment aus einem alten Wörter-

1773. buche zu seyn: und in so fern wären sie doch merkwürdig. Von der Lage der Pythischen Bäder in Bithynien giebt auch Huet gleiche Nachrichten, wo zugleich die rechte Stelle im Stephanus von Byzanz, welche Hr. L. in *πυθα* und *πυθιον* vergeblich suchte, angezeigt ist in *δερμα*, wo allerdings die Pythischen angeführt sind, auch ein Gedicht in der Anthologie IV, 16, 1. Dem Gedichte auf die Sophienkirche vom Paulus S. kömmt gegenwärtiges an Schmuck der Sprache und sonst bey weitem nicht gleich, und Möglichkeiten lassen sich doch denken, wie es jenen hat begelegt werden können. VI. Vermeinte Anecdota des M. Antonius in Bandini Catal. Bibl. Medic. Wie Hr. B. sich habe einfallen lassen können, nur einen Augenblick dem Antonin solche Dinge zuzuschreiben, wäre unbegreiflich, wenn man nicht aus seinen übrigen Arbeiten die Gedankenlosigkeit dieses sonst müßlichen Mannes kannte. Herr L. behandelt mit einer Kunst, die wir bewundern, jeden seiner Artikel wie ein Drama, schürzt erst seinen Knoten mühsam, läßt uns lange warten, und dann lößt er ihn. Diese Methode thut, wenn man nur die Lösung des Knotens nicht gleich voraus sieht, und die Sache des Knotens werth ist, ihre gute Wirkung, müßige Leser in Erwartung und Aufmerksamkeit zu versetzen, und auch Kleinigkeiten ein Ansehn von Wichtigkeit zu geben. Aber sie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird eine Iliade, und am Ende sagt man sich: und das war es alles? VII. Leibniz von den ewigen Strafen, ein Stück das uns mehr in Aufmerksamkeit erhalten hat als noch eins der vorigen. Ein wenig, dürfen wir sagen? zu seine Dialectik abgerechnet, gegen Herrn Eberhard, findet sich eine scharfsinnige Entwicklung der mißverstandenen Worte und Sätze in einer Frage, die gutentheils jenseits der Grenzen der menschlichen Kenntniß hinaus liegt, und worin der bestreitende Theil allzeit besser daran ist, als der behauptende. Daß in der alten Philosophie und selbst in der Stelle des Plato im Gorgias, der Begriff von Ewigkeit so transcendental sey, als er in unsrer Philosophie und Theologie ist, können wir doch noch nicht einsehen; denn *ὁ αἰὲ ἄρονος* hat unsern erhabensten Begriff von Ewig doch

nicht in sich: und in der Stelle selbst findet man es auch nicht; so wenig als etwa im Virgil beim Sedet aeternumque sedebit Infelix Theseus; und ob ohne eine Reihe von Controversen jener Begriff ja so fein gesponnen seyn würde, steht doch immer dahin. Daß Hr. L. sich hier und über Leibnizen so positiv ausdrückt, befremdet ein wenig: ist es, weil er sich fühlt, daß er die orthodore Lehre verfißt? Noch angehängt sind öffentliche Beantwortungen auf Anfragen, die in Privatbriefen an Hrn. L. gethan waren. Ob jeder Gelehrte seine Anfragen laut beantwortet werde haben wollen, ist eine andere Frage. Aber auch hiebey gewinnt das Publicum.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen,
1773, 1. februarus.

Braunschweig.

In der Waisenhaus-Buchhandlung: **Zur Geschichte und Litteratur.** Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. **Erster Beytrag von Gotthold Ephraim Lessing.** 258 S. gr. 8. 1772. Das Publicum ist schon gewohnt, von einem Lessing in jeder Art von Arbeiten, die er unternimmt, etwas vortrefliches zu erwarten, und seine Erwartung übertroffen zu finden. In der That läßt Hr. Lessing eben so viele Bibliothekare hinter sich zurück, als die Bibliothek, die das Glück hat, seiner Aufsicht anvertrauet zu seyn, andre öffentliche Büchersammlungen übertrifft.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Noch merken wir an, daß Hr. L. den trockensten Sachen durch seinen Vortrag eine Anmuth gegeben hat, die sie für jeden Leser unterhaltend macht.

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1773, 8. februar.

Braunschweig.

1773.

Zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beitrag von Gotthold Ephraim Lessing 1773. 258 Seiten, gr. 8.

Herr Lessing ist Mikrolog. Er liebt die Paradoxa. Er wagt sich oft in fremdes Terrain. — Dennoch seine Beredsamkeit ist allenthalben hinreißend, seine Genauigkeit im Forschen und Beobachten so enthusiastisch, sein Raisonnement so philosophisch und lichtvoll, und sein Ausdruck so energisch, daß wir keinen Schriftsteller zu nennen wüßten, den wir mit mehr Paßion läsen, als ihn.

Er liefert uns hier Resultate von seinen Bibliothekarischen Zukubrationen, die nun zwar für die lange Zeit, die seit Erscheinung des Berengarius verflossen ist, so zahlreich und reichhaltig nicht sind, als man sie vermuthen konnte, die uns aber doch Hoffnung zu einer künftig desto gesegnetern Erndte machen.

(Folgt Auszug.)

Frankfurter gelehrte Anzeigen,*) Frankfurt, 1773, 19.

februar.

Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters.**)
Erstes Stück. Herausgegeben von Johann Jost Anton van Hagen. Halle, bey Johann Jacob Curt, 1773. 198 Seiten in Octav.

Dieses erste Stück enthält: 1) Sendschreiben über die Eckhoffische Schauspielergesellschaft; 2) Ueber die Kochische Schauspieler-Gesellschaft; 3) Die Feuers-Brunst, ein Schauspiel, wird beurtheilt; 4) Emilia Galotti, ein Trauerspiel, nebst der

*) Herausgeber: Hofrath Deinet.

***) Diese Zeitschrift konnten wir nicht beschaffen. Siehe unter 1774: Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti an Herrn Archivarius Gotter.

Vorstellung desselben auf dem Kochschen Theater zu Berlin. Wir haben es nach der Weise unsrer Väter immer so gemacht, wir verweilen bey dem Durchschauen irgend eines Naritäten-Kästchens so gut bey abgeschmackten Säckelchen, als bey schönen und bewundernswürdigen. Sie müssen aber beyde Eigenschaften in äußerst hohen Grade zeigen; das Mittelmäßige können wir unmöglich ausstehen. Es ist ein Familien-Fehler, und der ist nicht zu heben; also müssen wir wohl bey dieser Beurtheilung der Emilia Galotti etwas stehen bleiben. Es ist nicht der Mühe werth, darauf zu antworten, würden wir sagen, wenn der Verfasser nicht sonst ein Mann wäre, der Geschmack besäße, und seine Kenntnisse des Theaters in einem weniger guten Ton sagte; so aber müssen wir es dem Publico anzeigen, daß dieser Tadel der Galotti unmöglich des Verfassers Ernst seyn kann, oder die Sage müßte falsch seyn, daß wer einen Maulwurf sehen kann, auch einen Elephanten sehen könne. Nein, mein geehrtes Publicum. Der Herr Verfasser hat bey diesem Tadel nur zu spaßen beliebt, und zeigen wollen, daß man auch Flecken sehen könne, wo gar keine sind. Sie hätten sich vortreflich zum Fiskal geschickt, mein Herr Verfasser. Das läßt sich bald sagen: Die Charactere in der Galotti wären nicht durchgehends gut angelegt; eben sobald, als ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen: daß sie durchgehends meisterhaft angelegt sind. „Der Spiegel stellt den Gegenstand verkehrt und mehrentheils untreu vor“. Ist das wahr, meinen schönen Damen? Ist ihr Gesicht im Spiegel häßlich, und stehen sie sogar darin auf dem Kopfe? Pfui, so einen Spiegel mag ich nicht haben! So einen hat Hr. Lessing gar nicht gemehnt. Beynahe glaub' ich, daß man ein Schriftsteller kritischen Inhalts seyn könne, wenn man ohne Kopf geboren wäre, wenigstens doch, wenn man ihn etwas bey Seite gelegt hat. Freylich wäre Raphael, wenn er ohne Hände geboren wäre, ein Bettler geworden, das wird Herr Lessing gar nicht läugnen, und dennoch wäre er ein Bettler mit dem größten mahlerischen Genie gewesen; das heißt: dem die Natur die Fähigkeiten zum großen Mahler gegeben hätte. Oder diese Fähigkeit müßte bloß bey Malhern in den Händen

1773.

sitzen. Sehr möglich! wir zanken uns ja noch um den Sitz der Seele. Das läßt sich wieder bald sagen, daß der neue Einfall, durch einen Mahler die Heldinnen des Stückes, dem Zuschauer bekannt zu machen, sehr pedantisch genützt sey. Ich sage noch geschwinder: er ist nicht pedantisch genützt. Der Ausdruck: habe ich nicht unter ihm gedient, soll zweydeutig seyn. Man soll allenfals glauben, Odoardo sey ein Anführer von Banditen gewesen. Als wenn wir nicht wüßten, daß er Oberster ist, und ihn selbst in der Soldaten-Uniform gesehen hätten, und als wenn wir nicht wüßten, daß ein Bandite ehemals Soldat gewesen seyn könne. Einen so verehrungswürdigen Mann, wie Odoardo (denn so kennen wir ihn schon, ehe Angelo dies sagt) sollen wir für einen Obersten der Banditen halten. Die übrigen Einwürfe sind noch unerheblicher, und was sollen wir dazu sagen? Doch noch etwas: Man brüllt, man zürnt allerdings in Metaphern. Eben in der Hitze der Leidenschaft sprechen die Menschen in Metaphern und sehr witzig. Wenn Sie dies nicht aus der Erfahrung wissen; so können Sie es aus Diderots vortreflichen Abhandlungen über das Theater lernen. So gut, wie im menschlichen Leben Fehler vorgehen, die diese oder jene üble Folge nach sich ziehen; eben so gut müssen diese Fehler auch in Schauspielen vorgehn, die ein wahres Gemählde menschlicher Handlungen seyn sollen. Dies sey auf einige ihrer Einwürfe gesagt, die zu weitläufig zum Anführen sind. Der Mensch handelt nicht immer der Klugheit und einem moralischen Compendio gemäß, und daraus entstehen Schauspiele von allen Arten. Eben deswegen vergaß Odoardo den Degen mitzunehmen, weil seine Leute in Gefahr waren. Haben Sie nie gehört oder gesehen, daß bey Gefahr einer Feuersbrunst, anstatt den Rettern das Silberzeug zu geben, man ihnen oft alte Schuhe u. d. gl. giebt? und daß man den Spiegel, um ihn zu retten, von oben herunter zum Fenster hinaus wirft? — Noch eins. Sie tadeln die Fehler der Acteurs mit zu vieler Bitterkeit, und dadurch werden sie selbige nie bessern. Ihr Tadel unsers vortreflichen Eckhofs, der, bey seinen körperlichen Fehlern, den Tellheim doch noch immer meisterhaft spielt, ist höchst unbillig. Pfui, Fräulein Minna,

sagen Sie, was haben Sie für einen Geschmack! — Psui, Herr Kritiker, was haben Sie für einen Geschmack.

Br.

Bevtrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1773, 19. August.

1773.

Braunschweig.

Der zweyte Bevtrag zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, vom Hr. Bibliothekar Lessing 1773. groß 8., enthält verschiedene allerdings wichtige und Liebhabern der Litteratur angenehme Stücke. Der scharfe Blick im Auffinden und in der Auswahl, der Vortrag, die Einkleidung und die Erläuterung des Aufgefundenen: alles bestärket uns in der großen Hochachtung gegen diesen Gelehrten. Marco Paolo aus einer Handschrift ergänzt und aus einer andern sehr zu verbessern. In Rücksicht auf die Geschichte der mittlern Zeit und des damaligen Zustandes Asiens haben wir oft gewünscht, eine neue, berichtigte und aus denjenigen Hülfsmitteln, die vorhanden sind, erläuterte Ausgabe von des Marco Polo Reisen zu haben. Hr. L. giebt von drey Handschriften des lateinischen Texts Nachricht, welche sich in der Herzogl. Bibliothek befinden; zwey enthalten die Uebersetzung des Pipinus, und in der einen hat Hr. L. ein ganzes Kapitel mehr entdeckt, als der gewöhnliche lateinische Text und als selbst die Handschrift zu Berlin hat: (Es ist das sechzigste von der innern Einrichtung der Kriegsheere der Tartarn): welche gemeinlich dem Dschingis Khan als Urheber zugeschrieben, und umständlich erzählt wird in la Croix Histoire de Genghis Chan, 5. Dieß Kapitel steht indessen bereits im Ramusio, das sieben und vierzigste im ersten Buch, nur noch vollständiger, auch im deutschen des Hieron. Magiserus, 1. B. 60. Kap. Man glaubt von dem letztern, er habe den Ramusio übersezt; allein merkliche Verschiedenheiten, die jeder leicht finden kan, lassen daran zweifeln; er sagt auch selbst, er habe es gegen etlichen unterschiedlichen Exemplaren,

1773. so noch vor 200 Jahren geschrieben sind, collationirt. Aber wie? wenn eben dieses Kapitel bereits auch Lateinisch im Drucke vorhanden ist! Und so verhält es sich wirklich. Die Uebersetzung des Pipinus ist kein ungedrucktes Werk, wie gemeiniglich geglaubt wird; hiesige Universitätsbibliothek besitzt es; es ist ein alter Druck, mit sogenannten Gothischen Lettern, in Quart, ohne Jahr und Ort, welcher dem Mandeville und Ludolf de Suchen von eben dem Drucke beygefügt ist. Pcpurus de Bononia ist hier der Name geschrieben, vermuthlich fehlerhaft. Wie es zugeht, daß dieser Druck so gar unbekannt bleiben können, wissen wir nicht. Eine eben so große Seltenheit ist eine alte deutsche Uebersetzung vom Marc Polo, welche die hiesige Bibliothek besitzt, gedruckt, zugleich mit der Historie Herzog Wilhelms aus Oesterreich, von Anton Sorg zu Augspurg, 1481., fol. Der Text hat eine andre Ordnung, vieles ist zusammengezogen, (so wie eben gedachtes 60. Kap.) vieles eingeschoben, und alles in der Weise der Nittergeschichten erzählt. Sie verdient allerdings eine nähere Vergleichung. Die Wolfenbüttelischen beyden Handschriften bleiben indessen doch schätzbar; sie scheinen den vorhergedachten alten Druck sehr zu ergänzen. Die dritte Handschrift verdient vorzügliche Betrachtung: sie hat einen lateinischen Text sagt Hr. L., der sowohl vom Pipinus, als vom gewöhnlichen Texte abgeht, wie ein beträchtliches Excerpt, das Hr. L. zur Probe einrückt, ausweisen. Ueberhaupt kommt es zwar mit dem Text beyh. Ramusio überein, und das, was als der Handschrift eigen S. 285. angeführt wird, findet sich bereits daselbst: aber es hat doch hin und wieder eine größere Richtigkeit, z. E. die Worte ad Bolgam et Sara euntes, sind richtiger, als der Barcha, chi dimorava nella Città di Bolgara et Assara, es ist nemlich, wie sich leicht darthun läßt, das Hauptlager des Schans der Mogoln in Kapttschad an dem Wolgaflusse, das allemal den Namen Sarah führt, um die Zeit aber in eine berühmte Stadt Sarah verwandelt ward, (s. Degbignes Tom III. p. 343.) Der Schan ist in der Geschichte bekannt, unter dem Namen Bereke Schan: den Krieg, von dem die Rede ist, führt er mit Abaka Schan, (im Marc Polo Man,) dem Sohne und Nachfolger des

Hulaku, den Marc Polo Man nennt. Soldadia läßt sich aus dem Rubruquis bestimmen, der es Soldaya nennt: es soll vermuthlich Soldabja geschrieben werden; und lag in der Krimm unfern von Caffa; und hatte einen bekannten Hafen. Von hier aus giengen die beyden Brüder zu Lande nach der Wolga zu. Eine Verfälschung im gewöhnlichen Text ist es: ad portum civitatis Armeniae quae Soldadia appellatur: fast vermuthen wir, daß diese Lesart den Tiger in den Text gebracht hat, durch den die ganze Reise der Brüder unverständlich wird. Vermuthlich haben sie nordwärts das Kaspische Meer umreißt, und wollten südlich durch Persien nach Hause kehren: vielleicht trifft Jemand, der mehr Zeit zum Nachforschen hat, nördwärts um die Caspische See herum, den Ort an, der in des Marc Polo Exemplaren so verschieden geschrieben wird: Duchacha, Ducharcha, Duthacha, Duchata, Duchak, Guthaka, Grichata, Guciacha. Den Ort, wohin der junge Marc Polo vom Kublai Khan geschickt ward, nennt freylich die Handschrift allein Charata; aber richtiger Ramusio Carazan; denn es ist wohl das Land Khorasan zu verstehen. Umbaga ist kein anderer, als der vorhergedachte Abaka, und den Sultan von Babylonien Andoch-Bondon-Dahs, bey Ramusio Benhadhare, kennen wir auch besser: es ist der Bundofdar der Abendländer, der Bibars, Sultan von Aegypten: sein Einfall in Armenien kommt in der Geschichte vor. Das Jahr 1250. haben auch Ramusio, unsre angeführte Deutsche und Lateinische Uebersetzung mit dem Megiser: doch dies und die andern Jahre S. 268. sind bereits in der Samml. der Reisebeschreibungen 7. B. berichtet, wo auch Vahaz oder Glaza, (Giazza, sagt Ramusio und der Deutsche Allagiassa, (all' Agiassa,) richtiger), es ist Ajazzo am Issischen Meerbusen, wie es Megiser ganz deutlich angiebt. Acon hat auch Ramusio und Megiser, Achon die Lateinische Uebersetzung. Der Namen des jungen Königes, Casan, steht auch schon im Ramusio und im Megiser, und ist allerdings merkwürdig: denn nun sieht man, daß die Rede vom Kasan Khan, Sohn des Argun Khan, ist, einem Nachfolger des Hulaku Khan, im Reiche von Iran oder Persien. Hr. L. hat überhaupt Recht, daß er den Text des Ramusio als denjenigen an-

1773 sieht, welcher der vollständigste ist. — Doch, wir müssen abbrechen und in Folgenden uns kürzer fassen. Es folget eine Ergänzung der Flandrischen Chronik beyh. Martene und Durand, Thes. nov. Anecd. Tom. III., aus einer Handschrift in der Herzogl. Bibliothek, sie begreift den Krieg zwischen Eduard dem Dritten und Philipp de Valois, so weit er Flandern angeht, von 1339. bis 1345. Der Inhalt überhaupt ist sonst nicht unbekannt: allein der Annalist scheint gleichzeitig zu seyn, und erzählt einzelne merkwürdige Umstände. Chemale Fenstergemälde im Kloster Hirschau. H. L. erzählt ausführlich, wie er auf die Spur gekommen ist und ausfindig gemacht hat, daß diese Fenstergemälde, vierzig an der Zahl, die sich ehemals im Kreuzgang des Klosters Hirschau befanden, vollkommen den Holzschnitten ähnlich und gleich gewesen sind, welche sich in der sogenannten Biblia pauperum befinden. Hr. L. machte nun gleich den Schluß, daß diese nichts anders, als Holzschnitte nach den Hirschauischen Gemälden sind. Der Möglichkeiten blieben freylich noch mehrere übrig; es konnten die Fenstergemälde nach den Holzschnitten gefertigt seyn; es konnten auch beyde, Holzschnitte und Fenstergemälde, nach einem frühern Gemälde, oder nach alten Gemälden, die in mehrern Orten wiederholt gewesen sind, copirt seyn; wie wenn die Zahl der vierzig Fenster in alten Kreuzgängen überhaupt üblich gewesen ist? Hr. L. forschte weiter, und fand die unerwartete Nachricht, daß die Hirschauischen Fenster 1491. erst gemahlt und also später, als die Holzschnitte gefertigt worden sind. Haben sich die Gemälde in mehrern Klöstern befunden, so läßt sich daraus, wie H. L. selbst vermuthet, Grund angeben, warum nicht alle Bibeln der Armen vierzig, sondern einige zwey und zwanzig, andere sechs und zwanzig, acht und dreyßig, funfzig Blätter in sich enthalten, nach der Anzahl der Fensterscheiben in dem Kloster, wo der Formensneider die Gemälde copirte. Denn so viel bleibt, deucht uns, in des Hrn. L. Entdeckung unumstößlich, daß die Holzschnitte in der Armenbibel und die gemahlten Fensterscheiben einen verwandten Ursprung haben. Noch erinnert Hr. L., daß die Benennung Biblia pauperum ungewissen Ursprungs sey, und allenfalls nur auf die da-

maligen Prädicanten sich beziehen könne; daß aber der H. Ansharius der Verfasser sey, wie im Exemplar der Königl. Bibliothek zu Hannover beigeschrieben ist, lasse sich nicht erweisen. — Weiter: Nachrichten aus Handschriften vom Kloster Hirschau, (es ward 1692. von den Franzosen eingeschert,) seinen Gebäuden, übrigen Gemälden und der Klosterbibliothek, und von den ältesten Schriftstellern des Klosters: ein schöner Beytrag zur Litterärsgeschichte. Nun des Andr. Wiffowatius Einwürfe wider die Dreyeinigkeit: auf welche man bisher bloß die Beantwortung Leibnikens hatte. Den größten Werth giebt der Sache freylich Leibnikens Name. Hr. L. vertheidigt auch hier die Orthodorie und den Glauben des Philosophen, und hält den ältern Dogmatikern eine merkwürdige Lobrede. Zur Griechischen Anthologie aus eben dem griechischen Codex, in welchem sich Auszüge aus der Anthologie des Planudes befinden, ein arithmetisches Problem, vorher noch nicht gedruckt, so viel bekannt ist. Dies Epigramm soll vom Archimed seyn, ist aber allem Ansehen nach mehr nicht, als das Zahlenspielwerk eines spätern Griechen, dergleichen man von den Griechen aus den mittlern Zeiten gewohnt ist, da das Spitzfindige das Nützliche in den Wissenschaften verdrängt hatte. Ein altes Scholion giebt die Auflösung an, die, wie Hr. L. selbst bemerkt, sehr merkwürdig ist, wenn man die beschwerlichen Hülfsmittel, die die Alten zu dergleichen Berechnungen hatten, bedenkt. Allein Hr. L. stellte die Probe an, und fand die Auflösung unrichtig. Aber die Möglichkeit und den Weg die wahre Auflösung zu finden, wird in einem beygefügtten Aufsatze des Hrn. Leiste versucht, ohne doch eigentlich zu zeigen, wie die angegebene oder die richtigen Zahlen gefunden werden. Die Aufgabe ist aber auch der Mühe, welche die Auflösung erfordern würde, nicht werth, und sie gehört unter die gelehrten Taschenspielerereyen. Der Erfinder hat mehr nicht gethan, als daß er eine große Quadratzahl nach Gefallen annahm, und eben so eine große Trigonalzahl: jene hat er die Summe der weissen und blauen Ochsen, diese die Summe der schädlichen und gelben geheissen. Nun nahm er von diesen Zahlen nach Gefallen Theile, und diese Theile gab er für Zahlen der farbichten Thiere an. So stellt er die

1773.

Zahlen vor, das Hinderste zuförderst gefehrt, und läßt rathen. Der Scholiast hat vermuthlich die Zahlen aus einer Nachricht genommen, aber nicht durch die Analysis gefunden. Für eine gelehrte Neugier ist indeß allemal das Gedicht und das Scholion etwas, was reizt. Noch sind drey ungedruckte Epigrammen aus eben demselben Codex mitgetheilt, welches Räthsel sind. Das *ερχουσα* *νεποδεσσω* würden wir vom Uliß verstehen, der unter den Seekälbern (*φωκα*) liegt; und die übrigen zwey Verse von einem, der den Namen Phocas führte. Endlich schließt ein aus einer Handschrift herausgegebenes Werk des bekannten Schwärmers in der Meißnischen Geschichte, Erasmus Stella, de rebus ac populis orae inter Alkim et Salam. So geringen Werth dieses Gemisch von ungeremten Erdichtungen an und für sich hat, so ist es doch ein nicht unangenehmes litterarisches Geschenk, auch weil es der Quell der Fabeln andrer nachfolgender Meißnischer Geschichtsammler ist. Hr. V. fügt noch einige Bemerkungen bey.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen,
1773, 22. November.

Braunschweig.

Zur Geschichte und Litteratur: aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, zweyter Beytrag; von Gotthold Ephraim Lessing. 1773. 18 Bogen. gr. 8.

Die Stücke womit uns H. V. hier wiederum beschenkt, sind folgende: VIII. Marco Polo. — IX. Die flandrische Chronike beyh Martenne und Durand. — X. Chhemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau. Eine weitläufige kritische Demonstration, daß die Holzschnitte in der Biblia pauperum, welche der H. von Heinecke in dem zweyten Theile seiner Nachrichten von Künstlern und Kunstfachen S. 117. ff. am vollständigsten kennen lehret, nichts anders als die Gemälde sind, welche sich ehemals auf den Fenstern des Klosters Hirschau befunden. Dieses halten wir für

das wichtigste Stück in diesem Beytrage. Wenigstens wissen wir keine Art von Gelehrten, denen diese Entdeckung nicht im höchsten Grade wichtig und erfreulich seyn müßte. Wozu noch dieses kommt, daß selbst die Art, wie H. B. auf diese Entdeckung gerathen ist, und die er uns zugleich mit erzählt, so neu und sonderbar ist, daß man sich ein Muster davon nehmen kann, wenn man auch auf Entdeckungen auszugehen sich einfallen lassen wollte. Und in dieser Rücksicht halten wir es denn nur für unsre Pflicht, H. B. hiermit feyerliche Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, daß wir ihm in der Recension des ersten Beytrages ein wenig Mikrologie vorgeworfen haben. Wir wollen so ehrlich seyn, und den Leviten abschreiben, den er uns über diesen Vorwurf gegeben hat, und den er gerade durch diese Abhandlung von Fensterscheiben, auf eine so in die Augen fallende Art ablehnet. — „Mit — Erlaubniß! Man muß auch in der gelehrten Welt hübsch leben und leben lassen. „Was uns nicht dienet, dienet einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein andrer dafür. Vieles für klein, unerheblich erklären, heißt (mit Erlaubniß — einen dem großen Manne gemachten unschimpflichen Vorwurf für groß und erheblich erklären, und sich darüber Empfindlichkeit merken lassen, heißt —) öfters die Schwäche seines Gedächts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja, nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist; aber freilich nur, in seinem Fache. Außer diesem ist ihm alles klein: nicht weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht siehet; weil es gänzlich außer dem Schwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm eben so unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe stehet. Daher kann er nichts sehen, als, wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberschauung eines großen Ganzen (das könnte in der Application wol für ein klein bißgen Eitelkeit gelten) so nothwendig sind

1773.

„weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: (man sollte meynen H. S. hätte den sel. Godsched in Betracht der Recension) und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse.“ — H. S. hat recht. Mancher Rec. ist wie ein Plumpsack, der vor jedem Gegenstande mit dem ganzen vollen Körper sich hinpflanzt, um ihn mit seinem Blicke so recht aufzufassen, und durch flüchtige Seitenblicke nicht getäuscht zu werden. Und so hat es sich auch bey diesem Recensenten, gerade in derselben Stellung gefügt, daß einer von den Bekingischen leichten Husaren, der eben vorbeyschlüpfen wollte, von ihm aufgefangen und defarmirt wurde. Sein Name ist wie der Name seiner Brüder, und heißt: Trugschluß. „Die Biblia pauperum kann nicht für die Armen bestimmt gewesen seyn — denn damals sollte der gemeine Mann die Bibel nicht lesen.“ S. 336. Daraus denn frehlich folgen würde, daß auch jene unzähligen Gebet= Spruch= und Psalmenbüchlein, die damals gänge und gebe waren, nicht für den gemeinen Mann bestimmt seyn konnten, weil er die Bibel nicht lesen sollte. Aber ein anders ist doch wohl den gemeinen Leuten das Lesen der ganzen Bibel freh lassen, ein anders: ihnen einige Dukend Kernsprüche oder Psalmen zu ihrer Andacht bestimmen. Folgen XI. des Klosters Hirschau Gebäude 2c.

Frankfurter gelehrte Anzeigen, Frankfurt am Mayn, 1773,
19. November.



1774.

Zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel. Erster Beitrag 258 S. Zweiter Beitrag 515 S. in 8. von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig 1773. 1774.

Hr. Lessing, den man sonst in einem ganz andern Fach kannte, nuhet nun als Herzogl. Bibliothekar die reichen und zum Theil unbekanntten Schätze der dortigen fürtrefflichen Bibliothek; aber nicht für sich allein, ein Lessing wird allenthalben gemeinnützig, sondern fürs Publicum, dem er hier seine gemachte Entdeckungen mit vieler litterarischer Gelehrsamkeit bekannt macht.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Neue Critische Nachrichten, Greifswald, 1774, 2. April.

Braunschweig.

In der Buchhandlung des Fürstlichen Waisenhauses ist daselbst erschienen: vom Alter der Delmalerey, aus dem Theophilus Presbyter, 6 Bog. in 8. Es ist bekannt, daß man bißher allgemein den Johann van Eyck für den Erfinder der Delmalerey gehalten. Hr. Lessing thut in dieser Schrift, aus Stellen eines noch ungedruckten Werks des Theophilus, eines deutschen Mönchs aus dem 9ten Jahr-

1774.

hundert, (vielleicht der Maler Tutilo zu St. Gallen; wenigstens bedeuten Tutilo und Teophilus völlig das nemliche,) de coloribus et de arte colorandi vitra, in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, dar: daß diese Erfindung um viele Jahrhundert älter sey; und so nach dürften sie auch wohl die griechischen Maler schon gekannt haben.

(Folgt Inhaltsangabe.)

So weiß man auch schon, daß Hr. Lessing durch seine Schreibart die trockensten Materien zu beleben und so auch denjenigen Leser zu fesseln versteht, den sie selbst nicht eigentlich interessieren.

Neue Zeitungen von gelehrten Sachen, Leipzig, 1774, 21.
November.

Wie die Alten den Tod gebildet?

Schon der Gedanke, „Tod sey den Griechen in der „Vorstellungsart ihrer Kunst nichts als ein Jüngling „gewesen, der in ruhiger Stellung mit gesenktem trübem „Blicke die Fackel des Lebens neben dem Leichname aus- „löscht,“ schon der Gedanke hat so Etwas Anmuthiges, Beruhigendes und Sanftes, daß wir ihm gut werden und gern dabey verweilen, wenn er auch nicht einmal mit alle dem Reichthum von Gelehrsamkeit und den Grazien der Schreibart begleitet erschiene, in welchem ihn uns die Lessingsche Abhandlung eben des vorgesezten Titels¹⁾ wirklich darstellt. Wir leiden unter soviel natürlichen und nothwendigen Uebeln, warum sollten wir uns noch unnöthige und künstliche machen? Die Schale des Todes, sie sey bitter oder süß, wartet Zeit genug auf uns: warum sollten wir sie uns, ehe wir sie kennen müssen, im Vorgeschnack verderben? oder uns gar ein greßliches Phantom schaffen, das sie uns geben soll, und das doch nicht in der Natur ist? Auf die Einbildung der zarten Kinder, des tieffühlenden gemeinen Mannes und selbst der Weisesten und Geseztesten in ihren schwachen und melancholischen Stunden würden dergleichen Sinnlichkeiten so viel!

Nicht aber bloß die Bequemlichkeit, um derentwillen der Mensch doch schon viel thut, selbst die strenge Wahrheit widerspricht den greßlichen Bildern, in denen sich der große Haufe den Tod denkt und in denen er ihn aus Nachlässen des Mönchswesens so gar siehet. Wenn unsre Dichter immer und immer vom Todeskampf, vom Brechen der Augen, Röcheln, Starren, Entsetzen und Erbeben, Angst und Höllenglut, als wie vom Tode singen: so ist das Mißbrauch der Phantasie und Sprache. Nicht Tod ist das, sondern Krankheit. Krankheit für die entweder Hülfe ist, oder die der Tod eben als ihr Feind und Ueberwinder endet. Habe ich nun wohl von der Anmuth des Hafens Begriff gegeben, wenn ich ihn mit den Stürmen des hohen Meers verwechsle, denen er eben entnimmt, von denen er befrehet? Er wäre ja nicht Hasen, wenn er Höhe des Sturmmeers wäre. Es wäre ja nicht Tod, Retter vom Uebel, wenn er uns die ärgsten Uebel der Empfindung eines Lebens machte, dessen Knoten er eben sanft auflöst.

Man sehe die meisten und natürlichsten Gattungen des Todes: man trete an die fromme Leiche eines eben entschlafenen noch blühenden Rosenkinde — eines Jünglings oder Freundes, der nur an den edleren Theilen litt, dem nur sein Athem schwand — an den Engel im Leichengewande einer Freundinn oder Geliebten, einer abgeschiednen Clarisse, die nur für diese Erde zu gut schien, und ohne es zu wissen, sanft hinüberschlummerte: — an die Leiche eines Simeons endlich, der sich selbst gleichsam sein Sterbelied sang, und mit dem Kleinod des Himmels in seinen Armen sein Haupt neigte — — Ich lasse meinem Leser Zeit, die Fälle ruhigen Todes zu überdenken, die er etwa erlebt hat: wo war der dürre Knochenmann: wo fand sich das grinsende zerfleischende Gespenst mit der Sense? wo waren die Harphen mit denen der Kranke auf seinem Bette kämpfte? Es ist ein so feyerlicher, sanfter, unvermerkter Augenblick des Einschlafens und Nicht mehr erwachens, der Ruhe, die kein Geräusch mehr stört, des stillen ehrwürdigen Schleyers, der sodann auf das Heilige Antlitz sinkt und kaum mehr berührt werden sollte: daß ich mir wenig von einem Menschen verspreche, der bey

1774. der ersten Leiche, die er sah, nichts fühlte. Heiliger Kreis ist um einen Todten: „Dem Herrn entschlafen!“ sagt sein ruhiges Antlitz; nur noch Maske der Menschheit, aber die Maske ist heilig! Auch selbst bei den gewaltsamsten Zerrungen und Zerrüttungen der Krankheit, die vorhergehen müssen, scheint's, je näher dem Tode, desto stiller zu werden. Noch einige besonnene Augenblicke, sanfte Minuten, heitre Visionen, ruhige, letzte Gefühle des Lebens scheinen nöthig, ehe der Abdruck kommt: Die Flügel des Todes rauschen dunkel, aber je näher, desto sanfter wird ihr Säusen. Kein Schreckgespenst also; sondern Endiger des Lebens, der ruhige Jüngling mit der umgekehrten Fackel, das ist der Tod! Das andere sind Folgen, die zu ihm nicht gehören. Das Gerippe im Grabe ist so wenig der Tod, als mein fühlendes Ich das Gerippe ist. Es ist die zerstörte Maske, die nichts mehr fühlt, und mit der wir nichts mehr fühlen sollten. Denn es ist doch nur Wahn, daß es dem Todten im Grabe so einsam, so dunkel, so kalt ist, und daß es ihm wehe thut, wenn die Würmer an ihm nagen. Sie nagen an keinem Ich, an keinem Ich, sie nagen an Staub und Erde. Wer hat nun mit Haar, Nägeln und Auswurf sympathisiret, oder sie als Theile von sich betrachtet, wenn sie verweset sind? und wer wird sich also aus Knochen des Grabes ein Wesen bilden, das kaum jemand, als dem Anatomiker lehrreich seyn kann?

Wir sind gewohnt, allen Wahn, dessen Grund wir nicht wissen, nach Orient hinzuschieben, als wenn Orient ein Feenland wäre, wo alle Narrheit zu Hause ist, wie in Miltons Limbus oder in Swifts Monde. Unsern Knochenmann, Tod, aber haben wir wenigstens aus Orient nicht her. Ihnen war der Tod ein Jäger mit Netz und Pfeil, ein Ausflaurer im Mantel der Nacht, der Pest und Krankheit, später endlich ein Engel mit dem Schwerte, der gesandt war, die Seele des Todten abzufordern. Selbst unseren Nordischen Vorfahren, bey denen Zauberey und Riesengröße überall Zeichnung und Farbe machte, war er nicht, und nur die seltenste Mischung von Gothischen Frazenideen hat ihn geschaffen. Da stand z. B. auf irgend einem Gemälde das Kreuz dessen, der auf dem Schädelberge starb, und zum Zeichen, wo er gestorben, lag unten etwa ein Schädel mit Knochen.

Der rückte näher ans Kreuz, vielleicht zum Zeichen, daß er über ihn gesiegt: daraus ward denn ein ganzer Knochenmann, den er überwunden; daraus einer mit dem er gestritten. Der Streiter mußte Gewehr haben, und so ward er mit dem Zeitbilde zusammengeworfen, er bekam eine Sense. Zu mehrerer Sicherheit noch die Uhr, (die er aber vermuthlich niederwirft, und zerbricht, wenn er die Sense brauchen will) endlich weil er so dürr und hohlleibig aussieht, muß er fressen und verschlingen.

Wie elend ist eine Symbolsprache, wenn sie schon so mischt und nicht mehr weiß, was sie will! Wie noch elender, wenn sie dazu erfunden und gebraucht wird, wozu diese gebraucht werden! — Zum Grausen des Böbels und zu einer Paradedigur beim Leichenstein, die nicht einmal wie ein Atlas oder eine Karyatide tragen konnte, dazu war sie zu dünne und hohl und krumm und abscheulich!

Also die Griechen! Die Griechen! Die edle Nation, die so richtig und frei dachte, rings ums Todensbette und Grab alles Fremde, Anstößige und Abscheuliche vergaß und gerade nur das wahre, angenehme Wesentliche nahm, Lebensende! „Den schönen ruhigen Jüngling mit der „aus sich löschenden Fackel“, — wenn wir sie auch bey solchen Nationalvorstellungen zum Vorbilde nähmen! unser Gothenthum abbrächten oder allmählich minderten! Jede einzelne richtige, lichte, angenehme Vorstellung trägt immer bey, daß ein Volk auch in Allem, im Großen so denke!

Aber wenn nun gegen diese schöne Griechenidee selbst Zweifel wäre? Wenn's einen Griechen gegeben, der eben in einem Kunstwerk den Jüngling, genau auf eben die Weise vorgestellt, ganz anders genannt, ganz anders charakterisirt hätte, als Tod. Wer hätte dann Recht, der Grieche oder der Deutsche?

Philostat ist der Grieche und das Kunstwerk, wobon ich rede, sein zweytes Gemälde.²⁾ Auf ihm ist der schlafende Jüngling, aufgestützt, mit der umgekehrten Fackel, die er aus einer Hand in die andre nimmt, den Kranz auf dem Haupte, im Schatten das ganze Gemälde, was

1774.

nur die Fackel und dämmernde Lampen anhellen, und der Jüngling ist nicht — Tod, sondern der Gott der Gasterey, Lust und Fröhlichkeit, Komus. Wie nun?

Soll ich, wie Graf Caylus sagen³⁾ „Philostrat verstand sich auf Gemälde nicht, er war ein schlechter Kenner!“ Möge es immer gewesen seyn, aber unsern Tod auf einem Gemälde zu kennen, darf man kein Kenner seyn. Das kennt bey uns der simpelste Knabe. Und nun die Griechen? auch der schlechteste Virtuose unter den Griechen? und ein Philostrat?

Oder soll ich sagen: „Das Gemälde existirte gar nicht! „so wenig als sein Apollonius Thyanaus, oder alle seine Gemälde!“⁴⁾ Er ist ein Fabelschreiber! „Philostrat „lügt.“ Recht gut! aber wenn er auch lügt, muß er doch lügen können. Gesezt all die Gemälde wären Dichtungen wie die schöne Melusine und Magellone, (und ich sehe nicht, was nett angeführte und simpel recensirte Gemälde alsdenn für Zweck hätten?) so konnte er sich ja eben alsdenn seine Figuren aus dem Kopf schaffen. Er mußte sie landüblich schaffen, er war, da er sie schuf, Mahler. Wir sind also nicht weiter.

Oder, „das Gemälde existirte, nur er verstands nicht. „Es war das schattige Todtenhaus und eine Todtenmahlzeit. Der also als Zeuge und Thürhüter auf dem Vorgrunde da stand, war der nemliche Todtenjüngling!“ Das ließe sich freylich besser hören, aber beweisen? Philostrat redet von einer Schmausgesellschaft, wo Weiber in Manns-, Männer in Weibskleidern hüpften, die Krotale erschallten, ein Haufe durch einander lief, das Brautpaar schon in der Schlafkammer seh, wie die Scene des Vorgemaches zeige; die Lampen breunen aus: die Kränze welken: die Gesellschaft ist im trunkenen Taumel: Komus selbst, wegewardt, schlummert mit der Fackel. Also Philostrat! das sind doch wohl nicht die stillen schwermüthigen Wohnungen der Todten! Alles ist so genau charakterisirt in Philostrats Sinne. Komus ist also Komus, oder das ganze Gemälde müßte sich ändern.

Und warum könnte ers denn nicht auch seyn und bleiben? Warum wegschneiden und wegbrennen, was ruhig neben einander hangen kann? Lessings Tod, Tod, und

Philostrats Romus, Romus. Ich darf bloß des ersten schöne beneidenswerthe Entdeckung etwas genauer erklären.

1774.

Der Tod nemlich (Thanatos) wars eigentlich nicht was die Griechen mit ihrem Jünglinge personificiren wollten. Das hat Herr L. theils nirgend bewiesen, theils nicht beweisen wollen. Der Tod, Thanatos, war, wie wir aus Euripides⁵⁾ offenbar sehen, anders charakterisirt, selbst wenn er auf der Bühne erscheinen mußte. Einer von den Unterirdischen, vor dem jeder Gott, selbst Apollo wich und das geliebte Haus seines Admetus verließ, damit er nicht verunreinigt würde, wenn jener von fern kam. Einer von den Unterirdischen, ein Priester des Todtenreichs, der mit seiner Scheere kam, die Locke des Sterbenden zu schneiden und ihm dem Pluto zu weihen. Einer der Unterirdischen, der in seinem schwarzen Mantel, vom Duff des blutigen Opfers auf dem Grabe herbey gelockt, empor kam, den Herkules auslauren, ihn wenn ers genösse, mit seinen starken Armen umfassen, nicht los lassen wollte, bis er ihm die Alceste seines Gastfreundes wieder gäbe. Das war der Thanatos der Griechen, von diesem Jünglinge unterschieden, wie's die häßliche Ker⁶⁾ sehn konnte.

Aber was ging die Griechen der höllische Thanatos an, wo sie ihn nicht brauchen durften und mußten? Er ward nicht gefehert⁷⁾, sein Name nicht genannt, keine Pöanen zur Abwendung oder für Abwendung seines Uebels ihm gesungen, sie wären doch vergebens gesungen worden. Er existirte also nicht gern in ihrer Sprache, in ihrem Gedankenkreise, und sollte in ihrer Kunst existiren, die nichts als Schönes und Aufheiterndes für Auge und Geist liebte? Nein! Der Euphemismus, der Wohlmut, der ihre Natur war, und das Wort Tod im flüchtigen Schalle nicht litt, litts noch weniger im Bilde, in einer verewigenden Vorstellung.

Verbannt war der eigentliche Thanatos ins Reich des Pluto, und sie schufen sich wie in Ausdrücken⁸⁾ das Entschlafen, das Gelebt haben, das Nicht mehr seyn, das Brautgemach des Grabes, die Versammlung zu den Vielen: so in der Kunst den Bruder des Schlafs,

1774.

und das ist eben (nicht der eigentliche Thanatos,) unser die Fackel verlöschende Jüngling.

Auf dem Grabmale⁹⁾, das seine Bedeutung durch die Ueberschrift außer Zweifel setzt, wie heißt der Jüngling? Nicht Tod, sondern Schlaf, und da nannte sich die zärtere dies Grabmal weiheude Tochter. Auf der andern Seite, wo sich der Sohn nannte, steht die in ihr großes Gewand verhüllte Parce, und die möge nun darunter Scheere oder Klaue halten, sie stand statt des Todes da. So in den übrigen Denkmälern, kein Name oder Bild des Todes! Ein personificirter Bruder des Schlafs mußte gleichsam Vicar werden, damit man nicht an jenen denken durfte, sollte und wollte.

Nun bleibt auch kein Widerspruch mehr. Ist auch selbst dieser Jüngling auf Grabmalen kein eigentlicher Tod, sondern ein lieber „Genius des Lebens, der uns begleitet“, hat, der die Fackel unsrer Freuden getragen: nun steht „er gesenkt mit trübem Blicke, und sieht auf den Boden“, oder auf den Leichnam, und löscht die Fackel:“ ist's also das und nach dem griechischen Wohl laut genau nicht mehr als das: immer mögen alsdenn neben ihm andre Genieu der Lust und Freude des Lebens weilen, auch Komus unter ihnen, sie alle ihre Fackel hoch und niedrig tragen: je höher, je besser, man kennt sie alle, und der seine Fackel gewiß hoch trägt ist Komus. Nur hier ist's zu spät! er wird zu müde, selbst seine Hand ermattet, wechselt und läßt sinken, so wie sein Haupt auf der Brust liegt, er wird, wie er da ist, selbst als Komus, Genius des Schlafs und kanns werden. Die Ideen führen auf einander. Auch der Jüngling auf den Grabmälern ist nicht ein eignes Wesen, sondern „Lebensende, letzter Schlaf!“ Bey wie manchen Lebensläufen war wirklich der Genius, der nun die Fackel umkehrte, ein Komus gewesen!

Nicht bloß eine feinere Wendung bekommt mit diesem Wohl laut die griechische Denkart, sondern auch mehr Zusammenhang und Aussicht. Kein Gott konnte bey einem Leichname weilen: dieser Genius mußte also kein Gott seyn. Das personificirte Leben aber konnte er seyn, weil alles seinen Genius hatte. Und was ist nun auch, hell gedacht, der Tod anders, als „Lebensende!“ Die Fackel hat

einst freudig geglüht — wir haben viel Gutes genossen im Leben: ihre Flamme nahm ab — sie wird umgekehrt und ist nicht mehr. Thanatos ist auch dieser Jüngling nicht eigentlich. Der hat sein Amt verrichtet, oder würde den Leichnam unerbittlich herabziehen, nicht stehn und über ihm trauern. Aber Genius des Lebens, Schlafes-Bruder, ist der holde Jüngling. Sein Freund ist gestorben, oder vielmehr, (das sagt er selbst!) nicht gestorben, sondern er schläft!

1774.

„Und das sagt jene schöne Vorstellung, da beyde „Brüder noch als Kinder, in den Armen ihrer Mutter „Nacht ruhen“.¹⁰⁾ Daß der Kunstbeschreiber den Einen Tod nennet, soll weiter nichts sagen als „wozu er da „sey? wessen Stelle er vertrete?“ denn die Kunst spricht nicht durch Sylben, sondern durch die Sache, und da war er, um vom Unterirdischen unterschieden zu werden, genug bezeichnet. Seine Vorstellung sagte nichts, als „Sohn „der Nacht! Bruder des Schlafs!“ und wehe dem Ungriechen, der den Geist eines Denkmals zu fühlen, aufs bloße Worte wartet! Was wird ihm das sagen? wohin kann ihn das oft durch einen Nebenbegriff verführen, daß er nichts minder mehr, als das Denkmal sieht.

Das ist die schöne Vorstellung¹¹⁾ „da beyde Brüder „mit umschlingender Hand, wie träumend stehen:“ Die umgekehrte Fackel und das Veywerk haben sie genug bezeichnet. Bloß die Absicht, einförmige Symmetrie zu vermeiden wars, daß der Künstler dem Einen beyde Fackeln in die Hand gab und den andern sich sanft ließ auf ihn lehnen. Man hat, weil zwey Mannsen (wie einige Provinzen sagen,) da waren, die Zwillinge Kastor und Pollux getauft, ehe alles und wider alles Anzeigen ihrer Symbole; ich glaube, jeder meiner Leser wird lieber und in einem sanftern Gedankentraume jetzt vor den Brüdern, Schlaf und Tod, als dem nichts sagenden Kastor und Pollux weilen.

Denn nun überlege man, was ist in der Welt für ein inniger, natürlicher, tiefliegender Bild vom Tode, als sein Brudergesährte, der Schlaf? Ich glaube sogar, auch deswegen habe der Schöpfer unsre Wandrung durch das Leben in einen so sonderbaren täglichen Wechsel vertheilt, um

1774. keiner Nation, selbst der einfältigsten und gedankenlosesten, eine Spur vorzuenthalten, von der sich wirklich Aufschluß über Leben und Tod anfängt. Welcher gesunde Mensch ist, der wenn er sich niederlegt, nicht auf Einmal und immer diesen Wink des Himmels durch all sein Wesen fühle? Es ist gleich, als nähmen alle unsre Gedanken andre Straße, andre Farbe: ihr Fortstrom wird gehemmt, sie verlieren sich in Vergessenheit und sinken wie in eine rauschende, allmählich näher rauschende Quelle unter, oder gehn mühselig um Einen Gegenstand umher und verirren sich in wachende Träume. Ich fordre den Denker auf, der ohne große Übung auf Einmal rücklings liegend, die starre strenge Linie fortdenken kann, die er und in welcher Farbe er sie stehend oder sitzend dachte. So wird durch bloße Stellung unser Bild gleichsam eingeweiht zum Tode, und kein Gedanke ist vielleicht wahrer, eben weil er so mechanisches Gefühl und Gedanke gleichsam nur unserer Fibern und Nerven ist, als der Ausspruch des vortrefflichen Philosophen Sancho Pansa: „der Schlaf breitet sich auf „Einen, wie ein warmer, gesunder, Leib und Leben umhüllender Mantel!“ Täglicher Vorbote des letzten Schleyers der über uns einst ausgebreitet wird, zum Nicht mehr denken und Bewesen! — — — Wer ist, der unter einem Sternenhimmel, oder vorm himmlischen Monde denken könnte, was und wie er unterm brennenden Strahl der Mittagssonne dachte? Unvermerkt ist die Seele, wie in einer andern Welt, daß, wenn kein Uebergang, keine Dämmerung wäre, die uns sanft entführte, ein entseßlicher Sprung fühlbar seyn müßte, wie wirs zum Theil selbst nur bey Sonnen- und Mondfinsternissen sehen. Da sagt mir mein ganzes Gefühl: „wie die Sonne gegeben ist, dich „zum Erdenthier zu machen: unter einem Strahl, den du „weder anschauen, noch erdulden kannst, deinen Blick und „Arm an die Arbeit zu heften, damit du als Pilger „wallest, und im Schweiß deines Angesichts die Nahrung „erwerbtest, so ist die Nacht geschaffen zur Ruhe, zur „Erquickung und Wiedergeburt auf ein andres Leben! so „ist der Mond geschaffen, auch mechanisch deine Seele wie „in eine andre Welt zu leuchten, und dir ein Gefühl, ich „weiß nicht welcher andrer Art? und eines andern Daseyns?

„zu geben, nur daß es doch andres Daseyn ist! So ist die Dunkelheit und das Sternenheer geschaffen, deinen Blick für alles Irdische zu verdämmern, die Fackel deiner Zeit- und Arbeitminuten auszulöschen, und wie andres hohes Gefühl des Unermüßlichen, der Ewigkeit und unzähliger Lichtfunken zu geben, die eben dadurch, daß du nicht weißt, was und wo sie sind? so viel dunkles Ueberirdisches sagen!“ Das ist die Sprache Gottes jeden Tag und jede Nacht von seinem Himmel — Tag sagt's der Nacht und die Nacht antwortet dem Tage. Sie sagens für alle Nationen der Erde: es ist kein Volk noch Sprache da man nicht diese Stimme der Unsterblichkeit gehört und dunkel gekannt habe. Ueberall mußte also nach dem Wink Gottes im Kreislauf unsrer Empfindungen und unsres Lebens, Schlaf ein Bruder des Todes werden, und beyde waren Söhne der Nacht!

Und nun gehn wir dem schönsten Theile der Vorstellung entgegen. Meine Leser kennen eine Fabelgeschichte und Fabelgruppe: „Amor und Psyche“ und ich möchte behaupten, daß letztere noch auf eine andre Art Fabelgruppe seh, nemlich daß beyde Figuren das Sujet kaum bedeuten, wozu sie etwa ein halbfinniger Antiquar, wie dort dem Kastor und Pollux getauft hat. „Psyche trägt Flügel und Amor trägt Flügel!“ Das ist offenbar. „Amor trägt auch eine Fackel! oben ein, und kann dies küßende Paar nicht als Amor und Psyche seyn.“ Ueber Psyche mit ihren Schmetterlingsflügeln ist kein Zweifel, aber über Amor? Ist alles, was Flügel hat, Amor? Ist Amor ein erwachsener Jüngling, oder ist Er Kind, Knabe? Ich wollte einen Beweis sehen, wo er seinem Ween und Charakter nach was anders wäre und seyn könnte? Löscht Amor die Fackel aus: so wehe dem Fuß oben, da er unten an der Ferse die Fackel umlehrt! Ueberdem solls das bekannte Märchen von Amor und Psyche seyn, da diese jenen belauschte, wer muß die Fackel tragen, Psyche oder Amor? Und kurz die ganze Geschichte ist ein so spätes Märchen, daß sie schon um deswillen kaum Sujet der alten Kunst seyn kann. Meines Wissens hats (ich rede nicht davon wo ein paar Worte Allegorie vorkommen!) aber eigentlich hats erst Apulejus, der

1774. Platoniker, und wies scheint, auch mit seinem verbrannten Gehirn erdacht,¹²⁾ wie kommts denn in alte Kunstwerke?

Es sind die Menge Monumente bekannt, „wo der „Schmetterling als Symbol der Seele, neben dem aus- „gestreckten Todten, neben dem Jünglinge mit der um- „gekehrten Fackel kriecht oder flattert.“ Welch leichter Uebergang, als daß der Schmetterling als Psyche mit Flügeln neben ihm stehe, und wie es mit seinem Bruder Schlaf brüderliche Umarmung ward, was kanns hier anders, als Schwester = brüderliche oder Bräutigamsumarmung, Kuß werden! Und wenn die Vorstellung auf Grabmonumenten vorkäme, wenn die Bedeutung darüber stünde, wer in der Welt wird zweifeln? wer nicht lieber vor diesem so simpel gegatteten, natürlichen, traurigangenehmen Bilde weilen, als vor dem trocknen Kusse des Amors? Schöne Idee des Todes haben wir gehabt: Kanns eine schönere Idee des Sterbens geben, als dieser Kuß vom sanft traurigen Jünglinge, dem ruhigen Schläfer? Und so recht in der Griechenmanier! In einer Simplicität über die nichts geht.

Spon¹³⁾ hat ein Monument der Art mit einer abschaulichen Erklärung vom doppelten Principium der Seele. „Der Genius steht mit gesenkter Fackel, und Psyche legt „ruhend die Hand auf seine Schultern, mit der Aufschrift Calippo F. Helpidi F.“ Offenbar zwey Geschwister, denen die Aeltern das schöne Denkmal errichteten — sie treten neulich in die Stelle der beyden Brüder, des Schlafs und letzten Schlags, und ruhn zusammen. Setzt nun statt Geschwister ein paar junge Götter, die liebend einander ins Todtenreich gefolgt sind — ist in der Welt ein leichter, schöner Uebergang als von diesem zu jenem, von der Umarmung zum Kusse möglich? Und siehe, die berühmte Florentinische Gruppe, von der ich mich nicht erinere, ob sie nicht noch ein Behwerk z. E. der kleine Telesphorus näher bezeichnet¹⁴⁾. Dort umarmen sie sich also, das schöne geliebte Paar, und um es hier in den Todessymbolen zu sagen, wie selbst Seele und letzte süße Ruhe sich umarmen: werde, (wie dort der Genius den Schmetterling haschet, dort unedler die Psyche fortreibt, dort den Schmetter-

ling zum Bilde der Metamorphose in den Vogel (schlüpft)¹⁵⁾ so werde dieser Kuß zwischen Schlaf und Seele! Die Analogie ist mit zehn andern Vorstellungen vollständig stimmend.

1774.

Und nun der innere Gedanke! Wenn Pope den sterbenden Christen mit den sanftesten Empfindungen will fortschwinden lassen, konnte der seine künstliche Nachahmer mehr sagen, als „ein Kuß des Engels in den „Himmel hinüber“ gesagt hätte? Jetzt, dünkt mich, schildert er, aber er giebt nicht unmittelbar zu fühlen: hier ist Versuch der Uebersetzung eines unübersetzbaren Stückes seiner musaischer Arbeit:¹⁶⁾

Lebensfunke Himmelaus,
Laß, o laß dein Erdenhaus
Zittern! hoffen! sehnen! leiden!
Ach der süßen Quaal im Scheiden
Gieb, ergieb dich, zärtliche Natur,
'n überschmachten laß mich nur!

Horch! die Engel lispeln mir,
Schwesterseele, komm herfür,
Was ist, das mich zieht von hinnen?
Meinen Blick stiehlt, meine Sinnen?
Geh' wie unter! athme ein!
Seele, Tod? kann Tod das sehn?

Die Welt ist nieder! ist nicht mehr!
Himmel offen! Engelheer
Um mich! Heil, Engel, Heil!
Die Schwingen her! daß ich mich schwinge,
O Grab, wo ist dein Sieg? Ich singe:
O Tod! o Tod! wo ist dein Pfeil?

Und wenn ich nun Unheiliges, das vielleicht mehr aus dem Herzen kam, als das Heilige, gleich hinzufügen darf! so sey's die Empfindung eines Liebhabers, der im Gesange seiner Geliebten, auf einem Silberton ihrer Stimme in jene Welt gleiten will.¹⁷⁾

1774.

Weil ich lausche deinem Sange,
 Chloris, sinkt mein Leben hin!
 Im mächtigen Klange,
 Schwimmt, schwimmt die Seele hin!
 O halt ein den Zauberton,
 Denn ich, ach ich sterbe schon.

Wie oder sing, o Chloris, und im Singen,
 Laß auf uns schwingen!
 Zum Himmel zu!
 Wo die Seligen droben,
 Nur singen, lieben und loben,
 Ach, im Himmel, ich und du!

Mich dünkt, das wäre der Ausdruck des Kusses in jene Welt hinüber.

Noch ein Paar Anmerkungen über die äußern Symbole. Der Jüngling steht immer mit über einander geschlagenen oder von ein ander gespreizten Füßen: so schliefen auch beyde, Schlaf und sein Bruder, mit verwandten Füßen im Arm ihrer Mutter Nacht — woher das? Herr Lessing¹⁸⁾ hat das Verwenden der Füße bloß vom Uebereinanderschlagen verstehen wollen, aber nicht nur, wie ein anderer Gelehrter¹⁹⁾ später gezeigt, der Sprachgebrauch, sondern auch Beispiele, und selbst bey ihm Beispiele sind entgegen. Der Jüngling bey'm Anfang seiner Abhandlung²⁰⁾ hat verwandte, aber nicht über einander geschlagene Füße; und der angeführte feine Altersthumskenner²¹⁾ hat wahrscheinlich gemacht, daß auch das Uebereinanderschlagen selbst von den verschönernden Griechen nur erfunden sey, die Verzogenheit zu verbergen. Was denn nun der ägyptische Ursprung, den ich anzuzeigen habe, ganz außer Streit setzt. Auf einem so alten Kunstwerke, als der Kasten des Cypselus war, wo Schlaf und Tod im Arm ihrer Mutter ruhten, waren die Vorstellungen wahrscheinlich Pelasgisch oder Aegyptisch: als diese wenigstens sehr deutlich. Die alte Mutter Nacht ist die bekannte Mutter der Götter Buto oder Batone²²⁾ deren Sohn

Harpokrates, der Gott der stillen nächtlichen Verschwiegenheit, schon seinem Namen nach an beyden Füßen hinkt, oder verzogen und schwach ist ²³). Der Grund, den die Fabel angiebt, „weil er von einem Vater im Schattenreiche erzeugt worden ²⁴),“ zeigt auch gleich näher, was bey diesem Jünglinge und seinem Bruder die Schwäche der Füße bedeute, nemlich daß sie Kinder und Bürger eines Reichs sind, wo alles nur schwankt und schwebet. Psyche, wenn sie sich an ihren Vermählten lehnt, hat eben die Stellung ²⁵): zum Zeichen, daß sie auch schon zum Schattenheere gehöre. Ruhe im Stehen ist sonst die Lage nicht, und noch minder haben sie Kinder im Arme der Mutter, denen von einander gebreitete Füße die weit leichtere Stellung sind. So sind auch die Säuglinge im Arm der Ceres ²⁶) und andere. Es war also wirklich alte ägyptische Tradition, die die Griechen durch einen so leichten Zug so edel verschöneten.

Harpokrates Bruder hieß Horus, der auch mit Phosphorus ausgedrückt wird: dies bringt mich auf einige Inschriften, die „dem guten Gotte, Knaben Phosphorus ²⁷),“ gewidmet sind. Der Gott ist aus vielen Ursachen ungemein kenntlich, als der Gott des Lichts und der Gesundheit, wie er denn auch in einer andern Inschrift ausdrücklich mit Apollo benannt wird: dahin lasse ich mich also nicht weiter ein. Wenn nun aber Kaiser Hadrian seinen in Aegypten umgekommenen Liebling Antinous unter diesem Namen vergöttern, und ihm zu Ehren die Phosphorien anstellen läßt, so verstehe ich darunter nichts ²⁸), als was so viel andre Griechenbilder sagen, „den schönen Knaben hat Phosphorus weggenommen, dies holde Mädchen „Aurora entführet u. s. w.“ d. i. sie sind frühe erwacht zu einem schönern Tage. In den Aegyptischen Mysterien, deren Sprache damals so verbreitet zu werden anfing, war das des Phosphorus Bedeutung, „die Gelangung „der Seele nemlich zu höhern Sichte!“ Und daß der gelehrte Hadrian nicht mehr sagen wollen, erhellt, daß er seinen Liebling jetzt in den Mond setzt, als den Anbruch eines höhern Scheins. Freylich schmolz Antinous da nun der äußern Vorstellung nach mit dem gute n

1774. Gotte, Knaben Phosphorus selbst zusammen — das war aber Vorstellung, deren Aehnliches wir bey Psyche und Schlaf, in die Schwester und Bruder verwandelt wurden, und anderswo häufig sehen. Wie lieb wird auch dieses! wir sehen wie man sich nicht bloß mit Bildern des Schlags und der Ruhe begnügte, sondern auch den Morgenstern, Lichtgeber und Gesundmacher zu Hülfe rufte, um Nacht und Sterblichkeit zu enden ²⁹⁾.

Nach dünkt, der Knabe Telesphorus hat oft diese Absicht. Wenn er bey Aesculap steht, bedeutet er freylich Wiedergenesung in dies Leben: hinter Schlaf und Tod aber was deutlicher, als die höhere Genesung, die Sokrates letztes Gefühl und Wort war. „Freund Kritias! bringe dem Gott der Gesundheit „ein Opfer!“ Die Sprache der Mystereien nemlich behandelt alle diese Allegorien als Eine Vollendung, Vermählung der Seele, die wir schon im Russe sahen, und Geburt in ein andres Leben hat Ein Wort, was nun eben dieser Telesphorus seinem Namen nach ausdrückt. Daß er da also wie ein Kind, oder Todter eingehüllt steht, zu Ende bringt, vollendet und gesund macht ³⁰⁾, sind das nicht Nützen, wodurch auch das symbolische Alterthum durchblickte zum Strahl der Unsterblichkeit und höhern Genesung?

Wie höher stehn wir jetzt mit unsern Hoffnungen und Ausichten, als die Völker im Thal der Sinnlichkeit standen! Der auf die Welt kam, Unsterblichkeit nicht zu lehren, sondern zu erweisen, und zwar Auferstehung der Todten zu erweisen, nicht bloß Unsterblichkeit, bey der uns fast der Begriff schwindet — selbst erweckt hat er sich gezeigt, und ist unser lebendiger Vorgänger worden in die Gegenden des Lichts und Lebens. Wie ist mit dieser vom Himmel also erwiesenen Lehre die feinste überirdische Hoffnung zugleich in eine so edle Sinnlichkeit verwandelt, daß gewiß nicht bloß der Kunst, sondern auch der ganzen Aussicht und den Gefühlen unsres Lebens der bestimmteste Gedankenkreis geworden! Nicht mehr mit Träumen von

Ruhe oder Vernichtung, nicht mehr mit Abhdungen von Verwandlungen und Durchwinden durch Klüfte des Todes und der Nacht, Versetzung auf den oder jenen Lichtstern, neuer Kindesgeburt in eine Sphäre, wenn du den Becher der Vergessenheit getrunken — nicht mehr mit alle dem dürfen wir ringen! Du bist Mensch und sollst Mensch bleiben, Mensch aber, der sich einst zu deinem Jetzt verhält, wie die volle Aehre zum kleinen Saatkorn. Alle deine schlafende Kräfte und frohe Gefühle sollen erweckt werden: je mehr du hier zum innern Lichtkeim sammlest, destomehr hast du dort. An Bildern der Art sollte sich auch unsre Kunst halten, und sie gienge edel, simpel und gewiß: sie wiche nicht vom Fußtritt der Offenbarung.

Es ist mit eine neue Lehre einiger unsrer neuen Theologen: „Der Heiland sey nur auf die Welt kommen, um uns von einem Judenidol des Todes, dem Wahn und „Hirngespinnst eines sogenannten Todesengels, zu befreien.“ Wenns auf nichts mehr als das ankommt, so bedurften die Griechen gar keines Heilandes, die ein so liebes Nationalbild vom Tode hatten, und für die Theologen hätte der Heiland also gewiß am besten gethan, wenn er uns ein Gemählde oder einen Kupferstich hinterlassen hätte, wie denn der Tod im Idol recht aussähe? oder uns in die lieben Griechen verwandelt hätte, die doch wenigstens mit den Bildern so angenehm spielten. So wäre man doch in die Zeiten des simplen Gefühls und der schön dämmernden Morgenröthe wieder! wenn leider uns die Mittagssonne so ganz verblendet.

Nicht Hoffnungen sind, sondern Thaterweise, auf die wir bauen. Wo wir also mit sicherem Gefühl sagen können: „Lazarus, unser Freund schläft! Sie giengen zur Ruhe und schlummern in ihrer Kammer und warten auf Auf-erstehung voll Lichts und Lebens!“ und mit fester freudiger Hand den Unfern das Grabmal setzen:

Dem glücklichen Jünglinge, Morgenstern!
Der seligen Tochter, Aurora!

unsrer Schwester und Geliebten das süße Bild der Umarmung Engels und Psyche und einem guten dem Himmel

1774. gefäeten Greise, den eingehüllten Telephorus, das Symbol der Verjüngung und Wiedergebensesung.*)

- 1) Wie die Alten den Tod gebildet? Berlin 1769.
- 2) Philostr. Icon. I. 1. Ic. 2. p. 765. 766. edit Olear.
- 3) Caylus's Abhandlungen zur Kunst, Th. 2. S. 184. der Uebers.
- 4) Klotz Vorrede zu Caylus's Abhandlungen Th. 2.
- 5) Eurip. Alcest.
- 6) S. Lessing's Abhandlung.
- 7) Philostr. Vita Apoll. I. V. c. 4.
- 8) Lederlin de Euphemism. Graec. p. 5—11.
- 9) Lessing Tab. I. p. 26.
- 10) Pausan. Eliac. c. 18. p. 442. Edit. Kuhn.
- 11) In der Villa Ludovisi s. Maffei. Die Copie ist in der Mannheimer Akademie.
- 12) Apulej. de dogm. Platon.
- 13) Recherch. curieus. V. p. 92. etc.
- 14) Mus. Florent. daß ich aber leider! nicht besitze.
- 15) Lauter Bilder in Spon's Abhandlungen, der auch zum zweyten Theil der Lessing'schen Abhandlung im Abschnitt de manibus manches liefert.
- 16) Pope's Works T. I. p. 68. Warburt. Ausg.
- 17) Auch aus dem Englischen eines Ungenannten oder mit Unbekanntem: While I listen to thy Voice.
- 18) Laokoön S. 121. Abhandlung vom Tode S. 6. 18—24.
- 19) Heyne über den Kasten des Cypselus.
- 20) S. 1. Lessing vom Tode.
- 21) Heyne Abhandlung.
- 22) Jablonski Panth. L. III. C. IV.
- 23) Jabl. L. II. C. VI.
- 24) Jabl. I. c. p. 263—265.
- 25) Spon Recherch. I. c.
- 26) S. Beyeri Thes. Brand.
- 27) Thesaur. Gruter. p. 88. n. 13.
- 28) S. Wernsdorf de Christo Phosphoro nostro Helmsf. 55. .p. XXI. XXII.
- 29) Gesner de marm. Cassell, in Comment. Goett. T. II. IV.
- 30) Gesner de marm. Cassell. in comment. Goett. T. II. p. 298.

Hannoversches Magazin, Hannover, 1774, 28. November
und 2. December.

*) Verfasser: Johann Gottfried Herber.

Etwas Deutsches aus Paris.

1774.

Neulich haben die Franzosen allergnädigst geruht, unsers Lesings Minna von Barnhelm, von Chabannes übersezt, öffentlich aufzuführen. Wie wird da unser guter Preußischer Paul Werner verhunzt worden seyn! Denn den Franzosen fehlt ein Original, daran sie einen so starken Charakter studieren könnten. Doch hatte das Spiel Beyfall. Diese Comödie, sagen die Franzosen, ist voll Interesse, mit ungemeiner Leichtigkeit*) geschrieben, die besondern Züge sind trefflich, die Charaktere der Personen sind gut angelegt, und mit Nachdruck behauptet, und sie verdient den Beyfall, den sie erhielt.

Nächstens wird auch Miß Sara Sampson zum 12tenmale aufgeführt werden. Heilige Melpomene, wie wirst dich freuen!

*) Du lustiger Anmerker über die deutsche Literatur, sagst mehr, uns Deutschen fehle es an Leichtigkeit? Freylich können wir nicht immer leicht seyn.

Schubart, Deutsche Chronik, Augsburg, 1774, 8. December.

Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti an Herrn Gotter, Archivarius zu Gotha, †) Leipzig, bey Müller, 8.

Lesings neues Stück (so murmelte mancher mit der Kennermiene) interessiert nicht, es lockt uns keine Thränen ab. — Liebe Herrn mit den trocknen Augen, sie gehen also bloß ins Theater, um entweder zu weinen, oder zu lachen? — Der aufgeklärte Theil des Publikums sucht im Theater Nahrung des Geistes, die ihm keine Austrengung kostet, vornämlich will er sich an dem Anblick weiden, hier die Menschen, die im täglichen Leben nur maskirt erscheinen, entlarvt zu finden. Für dergleichen Zuschauer, wo wären wohl, außer Shakespears Stücken, Schauspiele, die das Gewebe der menschlichen Leidenschaften und alle Wirkungen der Seele so herrlich entwickelten, und folglich so viel Stoff zu Betrachtungen gäben, als Emilia Galotti?

†) Verfasser: Christian Heinrich Schmid.

1774. — Dies hat obiger Autor zu erreichen gesucht, auch den Dramaturgen zu Lemgo und Halle viel Ersprießliches gesagt. — Angehängt sind vier Briefe aus der Neuen Hamburger Zeitung, gleichen Inhalts, zwar nur hingeschrieben, aber immer von einem philosophischen Kopfe.*)

Almanach der deutschen Musen**) Leipzig, 1774, pag.

21—22.

Minna de Barnhelm ou les Aventures de militaires.
Comedie de Gotthold Ephraim Lessing, en prose et en V
actes. Traduit de l'allemand. a Berlin chez Aug, Mylius.
1772. 8.

Der Uebersetzer ist kein geborner Franzose, dieß ver-
rathen die Steifigkeit im Dialog, die vielen Germanismen,
und die häufigen unfranzösischen Wendungen mehr als zu
deutlich. Was wir noch bey der ganzen Arbeit loben
können, ist die Genauigkeit des Uebersetzers, sein Original
nicht zu weit aus den Augen zu verlieren, unkundige Leser
des Deutschen können daher aus dieser französischen Minna
so ziemlich die Anlage, die Hauptzüge der Charaktere, und
die eigenen Schönheiten dieses deutschen Meisterstücks en
gros beurtheilen, nur Schönheiten im detail, Feinheiten
in der Sprache, und im Dialoge müssen sie nicht aus die-
ser Uebersetzung lernen wollen. Von allem, was die deutsche
Minna in dieser Art auszeichnet, hat sich sehr selten eine
Spur erhalten. Ueberhaupt klebt dieser Arbeit gar zu
sehr die Steifigkeit, und das gezwungene Wesen halbreifer
und unausgebildeter Uebersetzungen so sehr an, daß gewiß
manche Kenner der französischen Sprache eher Lessings
Minna überall nicht lesen, als in dieser rauhen, und wir
sagen nicht zu viel, schülerhaften Uebersetzung lesen werden.
Der Uebersetzer hat zwar nicht unterlassen, wo er etwa
nöthig fand, deutsche Sitten, Gebräuche und Situationen,
die französischen Lesern unbekannt oder gar auffallend seyn

*) Siehe I. Band, pag. 391 und (II. Band, pag. 9).

**) Herausgeber: Christian Heinrich Schmid zu Gießen

konnten, umzuändern, er hat den Just in einen Frontin, den danziger Lachs Brandwein, in Liqueur von Montpellier, die hundert Fuchtel die sich Werner aus Verdruß dictirt, in eine Gefängnißstrafe, und den Ricaut de la Marliniere mit seinem deutsch-französischem Jargon, in einen Gascogner verwandelt, der französisch die alte Rolle des dreisten Spielers spielt, aber selten so viel unfranzösische Redensarten, so viel ungrammatische Wendungen, aufmerksame und sprachkundige Leser mehr beleidigen, von denen wir nur einige anmerken wollen, die aber jeder Leser bey geringer Aufmerksamkeit ansehnlich wird vermehren können 2c.

1774.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1774,

23. Band, 1. Stück, pag. 249—250.





1775.

~~~~~  
Braunschweig.

1775.

Die Bemühungen und wahren Verdienste des Herrn **Leßings**, die verborgene Schätze der Wolfenbüttelischen Bibliothek bekannter zu machen, und sie unter dem Titel: **Beyträge zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel** herauszugeben, werden den mehresten Lesern bekannt seyn. Die zwey ersten Beyträge kamen im Jahr 1773. im Verlage der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses zu Braunschweig heraus, und wurden mit dankbarem Beyfall aufgenommen. Im vorigen Jahr lieferte Herr Leßing, dessen Genie, Scharfsinn und ungemeyne Geschicklichkeit in Bearbeitung auch der sterilsten Materien unser Lob nicht erst bedarf, den 3ten Beytrag auf 259. S. in gr. 8. den wir nunmehr genauer anzeigen wollen. Zuerst erscheint ein so gelehrter als freundschaftlicher Brief des berühmten Rectors an der Wolfenbüttelischen Schule, Hrn. Jakob Friedrich Heusingers an unsern Herrn Hofrath Harleß, welcher Heroidum Ouidianarum emendationes Guelpherbytanus von S. 1—112. enthält. Herr Hofr. Harleß ersuchte Herrn Heusinger, von dessen Freundschaft und Bereitwilligkeit zu dienen er und andere schon öftere Proben hatten, ihm aus den MSS. der Heroiden Varianten zu seiner künftigen Ausgabe dieser Briefe mitzutheilen. Herr Heusinger übernahm diese Mühe, conferirte 6 Misp

sehr genau, die er auch gründlich beschreibt; lieferte aber nicht bloß Varianten, sondern begleitete und beurtheilte sie öfters auf Bitten seines Freundes auch mit solchen Untersuchungen und kritischem Scharfsinn, die schon, wenn seine Verdienste nicht schon längst entschieden wären, ihm unter unsern wenigen Critikern in Deutschland einen ansehnlichen Rang verschaffen würden. Von A. Sabini epistolis hat er zwar kein Mspt gefunden, allein einige verwirrte Stellen durch eine glückliche Critik geschickt erläutert. Das 2te oder in der fortlaufenden Zahl, das XVI. Stück ist vom Herrn GeneralSuperint. Franz Anton Anittel, wo ein griechischer Text des apostolischen Glaubensbekenntnisses mit lateinischen Buchstaben geliefert und etwas erläutert wird. Der Grammaticus wird dabey verschiedene Anmerkungen machen können. Herr An. bemerkt auch, daß ein Codex auf der Wolfenbüttelischen Bibliothek einige bishero ungedruckte Fragmente von den Werken des Beda enthalte, und sehr viele andere Handschriften von verschiedenen Werken desselben auf der dasigen Bibliothek befindlich seyn. Das 3te oder eigentlich XVII. St. giebt von Adam Neusern einige authentische Nachrichten. Dieser bekannte Deist, zuerst lutherischer Pfarrer zu Heidelberg, hernach aus Desperation gar ein Türk, ist bisher nur aus unvollständigen Acten von der allerschlimmsten Seite abgemahlt worden, wo seine geistliche Feinde allein die Stimmen hergeben. Herr Lessing tritt hier mit aller historischen Freymüthigkeit auf, erzählt seine Geschichte, und liefert einen bisher ungedruckten Brief des Neusers, worinnen er seine erste Bemühung die Wahrheit zu finden, (in der Lehre von der Dreieinigkeit war er unrichtig, und wollte zuviel vernünfteln), seine Absichten, Verfolgungen, Gefangennehmung, Entwichung aus dem Gefängnisse, Reisen, veränderliche Schicksale dabey und endliche Ankunft in Constantinopel umständlich erzählt. Herr Lessing macht darüber Anmerkungen, welche auffallend sind, und seinen tiefen ForschungsGeist beweisen. Nicht zweymal ist Neuser im Gefängniß gewesen. Den angeblichen verrätherischen Brief an den Türkischen Kaiser hat N. nicht abschicken wollen, und nicht abgeschickt. Neuser hatte ihn nicht deutsch geschrieben: wie man jezo ihn ließt,

1775.

da ist er von seinen Feinden interpolirt. Ob er sich habe beschneiden lassen, kann man aus den bishero gewöhnlichen Quellen nicht erweisen. Herr Lesing bringt einen sichern und nähern Gewährsmann an, nämlich einen Brief von Stephan Gerlach, welcher in den Jahren 1573—78. kaiserlicher Gesandtschaftsprediger in Constantinopel war, und vielfältigen Umgang mit Neusern hatte. Er wurde nach dessen Zeugniß beschnitten, so N. eher geschehen ließ, und nicht für so unrecht ansah, weil auch die Anthiopischen Christen Beschneidung und Taufe hätten, und wurde unter den Türken ein Spach, d. i. einpänniger Reuter. Weisend zeigt Herr Lesing, daß die Hinrichtung des Sylvans, den N. verführt hatte, Wütereih gegen Irrende gewesen, wie einige lutherische Gottesgelehrte, welche die Bestrafung des Sylvans für zu streng gehalten, behauptet, aber die reformirten Herausgeber der Monumenta Palatinorum geläugnet hatten. Die übrigen Betrachtungen und Nachrichten des Herrn Lesings müssen die Leser selbst in diesem wichtigen Aufsatz suchen, da wir schon weitläufig geworden sind. Die Leser werden noch manche Anmerkungen finden, die zur Aufklärung der Geschichte der Unitarier und Socinianer gehören. Eine neue Entdeckung bemerken wir noch, nämlich daß der Matthias Glirius, kein anderer sey, als der Matthias Behe, ein Gefährte des Neusers. Glis druckt allgemein Behe aus, und Matthäus Behe fand also seiner Sicherheit gemäß, seinen deutschen Namen in den gleichlautenden lateinischen Glirius zu verwandeln. Endlich bemerkt Herr L. daß Neuser weder an der Pest noch an den Franzosen, sondern an der rothen Ruhr, mitten unter seinen Freunden, im Trunke gestorben, und daß sein Character zwar nicht gut und erbaulich, aber auch nicht so läuderlich und eckelhaft gewesen sey, als seine Gegner ausgeben. Das 4te oder XVIII. St. ist ein Fragment eines Ungenannten, (Herr Lesing muthmasset, daß Schmid, des Werthheimischen Uebersetzers der Bibel) von Duldung der Deisten: ernsthaft, aber immer gefährlich gegen das Christenthum und anzüglisch gegen die Theologen geschrieben. Der Verf. hält die Proselytas Portae für Freigeister, Deisten, worüber Herr L. widerlegende Betrachtungen anstellt.

Endlich giebt Herr Lesing Ergänzungen des astrologischen Werkes vom Julius Firmicus, so er bey einem Exemplar der Aldinischen Ausgabe, aus einem Mspte verbessert, fand. Man hat von diesem Werk sehr wenige Ausgaben, nämlich Venedig 1497. bey Simon Devilaqua unter Besorgung des Pescennius Franciscus Niger, darauf von Aldus Manutius 1499. in seiner Sammlung alter Astronomen; endlich vom Nicolaus Pruckner 1533. und 1551. bey J. Herwagen.

1775.

Erlangische gelehrte Anmerkungen und Nachrichten, Erlangen, 1775, 24. Januar.

Zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Dritter Beitrag von G. E. Lesing. Braunschweig 1774. 259 S.

Herr Lesing, der sonst auf blumigten Wegen unter den Musen wandelte und

cui pater liquidam vocem cum cithara dedit, der eine Zeitlang aber fast nur unter den Todten und vermodernden Handschriften, unter Kirchenvätern und Nekern gewohnt hat, ist auch da nicht müßig, sondern macht als Antiquar, ohne dessen finstre, gelehrte Miene anzunehmen, in diesem dürren Gefilde manche angenehme litterarische Entdeckung. Die von uns in den Crit. Nachrichten angezeigten ersten Beiträge zeugen davon, und jetzt haben wir den Dritten vor uns.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1775, 6. May.

### Befehl meiner Muse.

Rausche schneller, Lyberstrom,  
Wirf ans Ufer deine Schätze;  
Altes Latium öffne deine Plätze,

1775.

Nichts in dir ſey künftig Fabel, und Phantom:  
Lefſing kommt nach Rom.

Berliniſche Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen  
Berlin, 1775, 13. Mai.

### Mannigfaltigkeiten.

Lefſing befindet ſich wirklich in Rom und wühlt in Alterthümern. Seine Einſichten werden von den daſigen Gelehrten und Kennern ungemein hochgeſchätzt. Albani, des großen Winkelmanns Freund, lud ihn ſchon einpaarmal zur Tafel, zeigt' ihm ſeine prächtige Villa, und beſchenkt' ihn mit einigen der vortrefflichſten Denkmähler des Alterthums. Solche Männer ſollten reiſen wie Lefſing: denn die nehmen doch auch den Kopf mit.

Schubart, Deutſche Chronik, Ulm und Augsburg, 1775,  
26. Junius.

### Rom.

Lefſing macht uns jetzt ſehr viel Ehre. Er kennt die Koſtbarkeit jeden Augenblicks, den er in Rom zubringt, und benutzt ihn mit mehr als Winkelmanniſcher Gewiſſenhaftigkeit. Er hat ſich ſchon einen Schatz von Materialien geſammelt, aus denen der vortreffliche Baumeiſter ein herrliches Gebäude errichten wird. Der Pabſt, der ſehr gut deutſch ſpricht, hat die beſten deutſchen Schriftſteller in ſeiner Privatbibliothek. Neulich ließ er den großen deutſchen Gelehrten zu ſich kommen, und erſuchte ihn um einige ſeiner Schriften, die ihm noch abgingen. Durch ſein Anſehen hat es Lefſing dahin gebracht, daß das Nachgraben in der Tyber, welches ſeit einiger Zeit eingeſtellt war, wieder aufs Neue vor ſich geht. Mit dem tiefen Forſchgeiſte, der Lefſingen eigen iſt, durchwühlt er jetzt die Schätze des Vatikans; auch die Heidelbergiſche Bibliothek, die leider! durch undeuſche unſrer Vorfahren nach Rom kam, ſteht ihm offen, und er ſoll da bereits ganz beſondere Aufſchlüſſe der verworrenſten Begebenheiten in der alten



und mittlern deutschen Geschichte gefunden haben. Wie vieles läßt sich von einem Manne erwarten, der beynahe den Kreis des menschlichen Wissens ausmaß!

1776.

Schubart, Deutsche Chronik, Ulm und Augsburg, 1775,  
18. December.

## Briefe über Emilia Galotti.

### Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund: wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedne Kunststrichter darinn haben finden wollen; so würde man sie doch alle über dem einzigen *Marinelli* vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des *Doardo* und der *Orsina*, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfange bis zu Ende so wohl erhaltenen Charakter des *Marinelli*. Von der moralischen Seite betrachtet, sey er so schwarz, als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen; aber von der poetischen ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint *Marinelli* als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Übung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleyen sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und alles wird, was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Wit, womit er über *Appiani* und *Orsina* herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortreflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Punkte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll;

1775. die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Uzuau-fallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die aller-tiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Hän-deln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läßt, neue Hülfquellen zu eröffnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grob-heiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läßt — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge her-zählen, die sowohl zusam-mengeordnet, so fein in einander verflocht, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge in einzelnen Stellen weniger ge-troffen scheint, (welches doch vielleicht nur im fünften Akt der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt) so liegt die Schuld wohl un-streitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruckloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Den-kungs-art in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen entschei-dend genug sind: nur das könnte etwa beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer

Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, oft selbst ohne daß er mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Mordmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen sehn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweykampf gleichsam dazu gezwungen hätten; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit großer Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde erscheint er am häßlichsten, als — ich will es mit den Worten der Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äußerste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zweck verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli hineindenken. Dieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heißesten Begierden sind; weil sie durch anders nicht zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben deswegen nur fester gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des Prinzen, von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Prinzen zu sehn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bey der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Bornehmsten zu bekommen: das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Daseyn hassen würden, und auch Ursache hätten es zu hassen. Denn was können doch diese Armeseligen, deren ganze Kenntniß sich auf Etiquette und Mänte einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch

1775.

anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Gala mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muß, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glückstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten! Ihre ganze Wohlfarth hängt an der Gnade des Prinzen, und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den Staat oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdieß, wenn der Prinz ein Wohlküstling oder ein Müßiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die *Camilla Nota*; — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeyschaffen, ihnen darinn zuvorkommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können: aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgends mehr, als in der Nähe der Höfe: was also sie nicht thäten, würde ein anderer thun, dieser andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten; würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehen; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken: er giebt sich die äußerste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid, die Lust der Intrigue, das Vergnügen,

die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mißlicher Projekte zu üben. 1775.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträglichen Charakter des *Marinelli* und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeinlich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß der Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein anderer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des *Marinelli* zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiß für meine Zeit zu weitläufig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortrefliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten könnte, weiter zu entwickeln, und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniß der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was *Shakespears* beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daß sie ihnen nämlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. — S.

## Zweyter Brief.

1775.

Auch über den Charakter des *Appiani* bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle möglichen Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie, wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat; und bey alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Gange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu sein; — so muß sie nothwendig in seiner jetzigen partikulären Verfassung liegen; aber was wir da sehen ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daß er bey dem Prinzen noch vorsehen und ihm seine Vermählung kundmachen soll: aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimnißvollen Ahndungen, deren er gegen *Emilia* und ihre Mutter erwähnt; aber bloß erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen. Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahndungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen *Commercium* der Seelen entstehen: so viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahndungen haben möchte. Jene sind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine frey umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äußersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauern und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne hinwegwünschte, so möchte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groß, so mannichfaltig, so in die Augen

leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdruße ist so wichtig, so unbedeutend, daß er das Zünglein in der Waage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Waage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reißt sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahndung, wovon Niemand, Appiani selbst nicht weiß, wo sie herkommt, ein gewisses unnenntbares Etwas, daß sich vielleicht eben deswegen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sey? Ob er durch dieses Mittel bloß den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stückes interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Neue zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mußte, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber mögte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermute das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch; nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beyhm Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück sobald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitem Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte; so wäre der ohnedieß schon schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan; er will nur fürs erste die Vermählung hindern und die Braut haben: daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, sondern niederzuschießen; davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem

1775.

Zweykampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweykampfe hin? Beyde mußten sich schon große Beleidigungen sagen, eh es bis zur Ausforderung kam; es mußte geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabey den ganzen Charakter des Marinelli: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwürigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er aufs tödtlichste haßt; er hat bey seinen Hofsitzen auch Hofton, Honig auf der Zunge, bey der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie er sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederausblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortreflich geschildet ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es scheint, daß er nach seiner Hofart und bey seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterey sich nicht würde erlauben haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer



Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wohlwüstiger Blick in den reizenden Ansichten, die vor ihm liegen: so würde bey dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen. — Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muß sie sich eben so bitter äußern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; bloß um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein für allemal den seligen Entschluß gefaßt hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muß ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt also nichts, als Verachtung übrig. Nun sieht man freylich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüßlich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruß; sollte der Einfluß haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Druck in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe, gewaltsame Weise von sich stoßen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Sienge dann Marinelli aus muthwilligem Kizel, oder aus Verdruß über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was mehren Sie wohl, daß bey dem entzückten Liebhaber, bey dem ruhigen geseßten Manne dieser Spott eines

1775.

Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund: dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes, wie Odoardo, werden. Wen er nicht werth hält, daß er mit ihm scherze, den soll er noch weniger Werth halten, daß er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müßte er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engeren Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insekt wie Marinelli herablickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein andrer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt; mürrisch, tiefkönnig, ärgerlich; so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilia. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht so wohl die verächtliche, als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht bloß in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bey dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund; es ist sehr mißlich, eines andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder

aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht, daß wenn auch der Dichter bey der Schwermuth des *Appiani* nicht eigentlich auf diesen Endzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Endzwecks gute Dienste geleistet. S.

### Dritter Brief.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der Emilia glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhast den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein größerer Widerspruch, als in dem Charakter der *Sphigenia*, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelst? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein eben so großer, und sobald Sie den Gang der Ideen in *Emilien's* letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwey entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muß nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt und die beyden so unerträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilia findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloßem Temperament so furchtsam, noch aus bloßem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beydes aus herrschender, beynahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bey ihrem Anfälle von Furcht hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben sowohl bey ihrer nochmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äußert Emilia in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische,

1775.

räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: „Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen tausende in die Fluthen, und sind Heilige:“ aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da; wir werden weder vor noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bey ihrem endlichen Hinsinken, bey dem letzten Zuschließen ihrer brechenden Augen hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott, an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freywillig aus den Händen zu geben. „Du kennst sie,“ läßt er die Mutter zu D o r d o sagen; „sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Ueberlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; sie spricht mit ihm in einem Tone u. s. w.“ Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwürigkeit nur angeben würde, statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur E m i l i e n s endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen ließ, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich so vortrefliche Stelle, worinn Emilia über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude u. s. f. so weiß ich in der That nicht, was aus dem Mädchen geworden ist. Ich möchte fast argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Koquetterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich Emilia, in ihrer jekigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie sie selbst

gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mägdchen ist, an die innerste Seele gehen muß; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen des Prinzen kleben: und wäre nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der Liebenswürdige aller Sterblichen; so müßt er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das gräßlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, daß je die Erde getragen. Dazu kommt noch, daß sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muß nicht das, bey einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mägdchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daß bey der Verderbniß des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sey: in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äußersten Abscheue gegen den Prinzen gemäß ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilia ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von ihm verführt sehn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mägdchen. Ich sage nur, daß sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachtten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortreflich sie an sich selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihen von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mirs erklärt; er wird nichts unverjucht lassen, mich zu

1775. seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groß seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben, nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe außer ihm keinen Retter. Wie? wenn dann der verwirrte, in Wut gesezte, erschütterte Vater, der eben so sehr als Emilia vorbereitet ist, von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für sie keine andere Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilia ihm antwortete, daß nichts Geringers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wut, Zärtlichkeit und Ehrliche gleich heftig bestürmen, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beyden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilia, weit angemessner werden? — Freylich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge, aber die ersetzte gewiß der reiche Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiß ich, wäre schon des Ursazes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte? so anstößig finden; daß Sie nun keine Rose mit dem Affekte zerpfücken sähen, der freylich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daß Sie nicht an die Geschichte der Virginie erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiedenen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden, und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darinn von dem Charakter des Odoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewundrung hat. (S. \*)

\*) J. J. Engel. — Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

## Zusatz.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bey der Wahl dieses Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem Philosophen scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt, gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der Welt das ganze gemengte Publikum, wo der eine mehr für diese, der andere mehr für jene Gegenstände ist, der eine mehr diesen, der andere mehr jenen Ton liebt. — Dies Einzige war dabey zu beobachten, daß nichts mit unterliese, was für irgend einen, der schon zu dem feinem, gebildetem Theile des Publikums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

1775.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muß, so konnten die Briefe über Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platz stehen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Dieses aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen statt finden mögten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, dünkt mich, daß der Verfasser in dem Charakter der Emilia einen sehr wesentlichen Zug übersehen habe. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten; daß sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden, und das zwar von einem Manne, der so viel zu bedeuten hat, und wenn er Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz. Aber eigentlich entsteht wohl diese so große Schüchternheit aus dem Bewußtseyn, wie wenig sie sich selbst bey dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sich schon anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freylich, weil sie in Emilien's eignen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster

1775.

Gedanke auf ihre Mutter, erst der zweyte auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigener Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bey ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der diese Neigung in ihr erweckt hat. Eben hieraus nun erklärt sich die Furcht vor Verführung, die Emilia in der letzten Scene mit ihrem Vater äußert. Es ist völlig eben die Furcht, die sie anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nachher, da sie ihn in Dosalo unvermuthet wieder sah, so schüchtern, so ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Akt, kann er sagen, haben mich bey der Beurtheilung dieses Charakters irre geführt. Auch ist keine Rede der Emilia, die sich nicht so verstehen ließe, wie ich sie verstanden habe. Die Züge, wodurch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweydeutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, gegen den sie sich aus einem weit allgemeinem Grunde so schüchtern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist dieser Umstand im Charakter so wichtig, und hat auf die Hauptscene des Stückes einen so großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben werden. In Nebensachen erläßt man dem Dichter eine zu ängstliche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwicklung gern; aber über einen so wesentlichen und zur Einsicht ins Ganze so unentbehrlichen Punkt sollte er völlig bestimmt seyn. Man bedenke ferner, daß Emilia ihren Grafen, als einen sehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer sehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, vielmehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Bärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine



noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenschaft ist; daß die That, derentwegen sie ihn in Verdacht hat, auch wenn sie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äußerst verabscheuungswürdig zeigt; daß endlich die Absicht bey dieser That, die sie nur allzuwohl vermuthet, ihr die schändlichste Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein so frommes und sitzames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilia, so frisch nach der Entdeckung dieser That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlasse die Entscheidung dem Leser, wer bey diesen Gründen und Gegengründen das meiste Recht haben mag; ob der Verfasser der Briefe oder der Dichter? —

D. H.

J. J. Engel, Der Philosoph für die Welt, Leipzig, 1775,

1. Theil, pag. 111—145, 181—186.



1776.



1776. Auszug aus einem Schreiben von Wien, den 20.  
Dec. 1775.

Herr Lefzing ist seit einigen Tagen wieder hier. Was die Zeitung von seiner Unterredung mit dem Pabst gemeldet ist grundfalsch; Se. Heiligkeit thaten bloß einige wenige Fragen wegen der vaticanischen Bibliothek in italiänischer Sprache an ihn. Lefzing ist bey seinem vorletzten Auffenthalt in der Bibliothek zu Kloster-Neuburg, eine Meile von hier, auf die Spur einer deutschen alten Meßiade gekommen. Kürzlich hat man diesen Schatz, ein Mspt. vom Jahr 1300, gefunden und Lefzing bekommt eine Abschrift davon.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1776, 6. Januar.

---

### Notizen.

Der Prinz Leopold von Braunschweig ist von seiner Reise nach Italien glücklich wieder nach Braunschweig zurückgekommen. Lefzing blieb in München zurück, wo er vom dasigen hohen Adel und Gelehrten mit all der Achtung empfangen wurde, die ein großer Mann verdient. Ich wünschte, daß man seine

Gegenwart daselbst benutzte, um dem dasigen teutschen Theater eine andere Gestalt zu geben. Lessing wird nach Wien reisen und sich daselbst einige Zeit aufhalten. 1776

\*) Lessing ist schon in Wienn, wird aber nächstens nach Sachsen reisen und heyrathen. — Den Pabst hat er zwar gesprochen; aber sein Gespräch war sehr unerheblich. Braschi ist kein Ganganelli.

Schubart, Teutsche Chronik, Ulm, 1776, 11. Jänner.

**Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1776.**  
Gotha bey Carl Wilhelm Ettinger, in 12. (20 Gr.)

„Als H. Lessing vorigen Winter sich zwei Tage in Leipzig aufhielt, befand sich just die Ilgnerische Schauspielergesellschaft daselbst. Der Prinzipal glaubte H. Lessing ein Kompliment zu machen, und führte seine Sara Sampson auf. Ein Leipziger Gelehrte fragte H. Lessing; ob er nicht der Vorstellung beywohnen wollte? — Behüte der Himmel! sagte Lessing. — Warum nicht, fragte der andere, es ist doch ihr Kind, freylich werden sie es ein wenig zerlumpt finden; aber was schadet das? — man sieht sein Kind auch zerlumpt gerne! — Das wohl, sagte Lessing, aber, Herr, wenn ichs nun am Galgen finde?“

Berlinisches Litterarisches Wochenblatt\*), Berlin und Leipzig, 1776, 10. Februar.

### Dom hiesigen deutschen Theater.

April. 24. — Emilia Galotti, dieses große Geschenk des unsterblichen Lessings, über das sich die Kunsttrichter so herumgebissen, theils seichte gelobt, theils fade getadelt haben, dieses vortrefliche Trauerspiel ward heute mit vielem Beifall vorgestellt. Mit aufwallendem Blute, mit brennendem Unwillen haben wir oft, und das an verschiedenen Orten, gesehen und gehört, daß nur der

\*) Herausgeber: Christian August Bertram.

1775.

kleinste Theil des Publikums die Schönheiten dieses vollkommenen Werks goutiren konnte. Noch haben wir bei der Vorstellung der Emilia kein aufmerksameres Publikum gesehen, als das Berlinische, und daher machen wir den günstigen Schluß, daß man hier die Schönheiten dieses Stücks wirklich erkennen müsse. Einige zu delikate Kunst-richter rümpften gleich als die Emilia Galotti erschien, beim Schnickschnak und Schlaraffenleben der Orsina ihre Nasen und spien Galle darüber. Hätten sich doch diese weise Herren damals in den Karakter der Orsina hinein studirt, so hätten sie gesehen, daß den Ansatß zum Wahntwik, den Orsina hat, nichts herrlicher karakterisiren konnte, als eben dieß. Man zieht die Miß Sara der Galotti vor; was muß man doch für Augen haben um das zu können. O Apollo! gieb doch diesen Leuten Musik der Seele; gieb ihnen doch Gefühl des Schönen! Die Sara Sampson hat ihre großen Schönheiten; aber wo hätte sie das Gewühl von Handlung, wo wäre sie ein so feines zusammengesetztes Gebäude der Kunst, wo ein so herrliches Studium der Schönheit, wo hätte sie das Gepräge gesunder und praktischer Philosophie, was die Galotti hat? Der Einfall mit dem Mahler, dieser schöne Einfall, könnte uns auf einmal, von den Vertrauten, diesen lästigen geschwägigen Geschöpfen befreien. Durch den Conti erfahren wir handelnd und auf die interessanteste Art die Liebe des Prinzen, und lernen die Hauptpersonen des Stücks kennen. Freilich ist vielen diese Scene unverständlich. Mancher kann sich bei der plastischen Natur wenig oder gar nichts denken. Aber kläglich, daß dem so ist. Man hat ferner Befingen zum Vorwurf gemacht, daß uns die Galotti auch zum Lachen zwingt, und man glaubt, das Trauerspiel müsse nur Thränen erpressen. Und warum das? weil wir durch den französischen Geschmack verdorben worden, weil man in den französischen Trauerspielen vom Anfang bis zu Ende in einem weinerlichen Tone fortleyert.

Aber wahrhaftig! die Dichter gehen grausam mit uns um, die uns drei volle Stunden hindurch mit Angst, Furcht und Thränen foltern. Ueberdem, da das wahre Trauerspiel eine Abbildung des menschlichen Lebens seyn

soll, so muß es doch auch von diesem Leben ein wahrer und richtiger Abdruck seyn. Und was ist nach dem Laufe der Dinge wohl natürlicher, als daß wir aus lustigen in tragische Scenen übergehen. Der Dichter, der in einem Trauerspiel launische Züge einwebt, kopirt nichts als die Natur, und Shakespear und Lessing haben nie was anders gewollt.

Diese Emilia Galotti war uns bei ihrer Erscheinung um so willkommener, zu einer Zeit, da jene aetherisch französische aufgestuzte declamirende Trauerspiele, und die liebe tändelnde Oper allen wahren und reellen dramatischen Geschmack aus Deutschland zu verjagen drohten. Von dem Augenblick an, da wir sie das erstemal lasen, ist sie das Studium unserer dramatischen Muse gewesen. Dieses Gewühl von Philosophie — diese tiefe Blicke ins menschliche Herz, dieses Studium der Natur, dieser Strom von Leidenschaften, dieser Dialog voll Geist und Leben sind uns nebst Shakespeares Werken eine unerschöpfliche Quelle dramatischer Theorie und Erschütterung der menschlichen Seele. Sehet hier die edle Symplicität der Griechen, den Geist des Aristoteles, und den Herzenskündiger Shakespears, — alles in Lessing vereinigt. Wo haben wir Deutschen doch nur ein einziges Trauerspiel, das wir ihm entgegen setzen könnten. Was ist selbst Richard der dritte, eines unsrer beträchtlichsten Originale, in Vergleichung mit ihm? Im Richard weinen wir einen Strom von Thränen, aber leichte, bald verfliegende Thränen. Orsina, Odoardo, Claudia pressen nur einige Thränen aus unsern Augen, aber Thränen aus dem Innersten unsrer Seele hervorgeholt; tief aus der Brust erpreßt; bittere, gefühlvolle, herzangreifende Thränen. Hier ist Aristoteles Wirkung und das wahre Trauerspiel! und weg mit der Alzire, weg mit Romeo; beide verhalten sich zur Galotti wie ein Tropfen zum Ocean; und Tollheit, Raserei wär's (mit Herdern zu reden) an einem Tropfen zu lecken, wenn man aus dem vollen Ocean schöpfen kann.

Berlinisches Litterarisches Wochenblatt, Berlin und Leipzig,

1776, 4. Mai.

1776. Nunmehr haben wir drei Doktor Faust zu erwarten, von Göthe, Defzing und Mahler Müller. Wollen sehen, wen Gott annimmt, und welchen der Teufel holt.

Berlinisches Litterarisches Wochenblatt, Berlin und Leipzig,  
1776, 4. Mai.

Ulm vom 12. Juli. Bei der gegenwärtigen hohen Versammlung des Schwäbischen Kreises befindet sich die Reichartische Schauspielergesellschaft hier, die sich, sonderlich in Bayern vielen Beifall erwarb. Sie debütirte mit Emilia Galotti, und Mamsell Reichart hielt folgenden Prolog:

Erlauchte Gönner unsrer Spiele,  
Hier steht Emilia  
Zum erstenmal, voll schüchterner Gefühle,  
In ihrer Unschuld vor Euch da! —  
Wie werden ihre Hände wanken  
Wenn sie die Rosenblätter pflückt! —  
Und wann vertieft in große schreckliche Gedanken  
Der Vater — Ha! den Dolsch nach ihrem Busen zückt.

O stärke mich Natur, und öffne du dieß Herze,  
Daß sein Gefühl sich heiß und wahr ergießt,  
Bei des Geliebten Tod und bei des Vaters Schmerze  
Auch meine Thräne — wirklich fließt.  
Und wenn aus weiter aufgerißner Wunde  
Das Blut in Purpurtropfen quillt;  
Ach! wenn verbleicht die Röth' auf meinem Munde  
Und Nebel meine Blicke hüllt —

So hebt mit uns vor dieser Scene!  
Der furchtbarsten! der schrecklichsten!  
Schenkt meinem Vater eine Thrän  
Und mir — der Hingeopferten!  
Wann dann ein Edler spräche,  
O Himmel: räche räche!  
Die Unschuld! Säume nicht  
Du furchtbares Gericht!

Dein Wetter soll die Marinellis treffen  
Die ihre bessere Fürsten äffen!

1776.

Sie hat die Hölle heraufgesandt! —

Und dann der Beifall jeder Hand

Uns zuklatscht; wie belohnt ist da

Die glücklichste Emilia!

Seht Ihr schon jetzt in ihre Miene

Des wahren Beifalls Freuden nicht? —

Wolan! — Ihr Gönner dieser Bühne,

Ich eile schon! — Mich ruft Natur und Pflicht!

Berlinisches Litterarisches Wochenblatt, Berlin und Leipzig,  
1776, 3. August.

### Zur Geschichte des deutschen Theaters.

— Aber größer, herzerhebender für den deutschen Patriot ist folgende Nachricht, die ich so eben aus Mannheim erhalte:

An unserm Komödienhause arbeiten täglich 400 Menschen, und schwerlich wird Teutschland künftig ein schöneres aufzuweisen haben. In Schwezingen üben sich alt und jung dereinst auf unserm Theater zu spielen, das, wenn die Absicht unserz Churfürsten erfüllt wird, mit der Zeit ganz Originalpfälzisch werden soll. Das Orchester wird aus jungen Pfälzern bestehen, die sich hierdurch den Weg zu dem großen Orchester bahnen. Wer dort künftig unterzukommen gedenkt, muß in der deutschen Komödie mitspielen. Diese wird also eine Pflanzschule für jenes. Und damit man gleich einen festen dauernden Plan entwerfen möchte; so hat man den Herrn Schwan, einen Mann, der für jede gute Sache alles wagt, nach Braunschweig an den grossen Beking gesandt, der ihm das Diplom als ordentliches Mitglied der Churpfälzischen Akademie der Wissenschaften mit 500 Rthlr. Gehalt überbringen und sich mit ihm wegen des neu errichtenden Pfälzischen Nationaltheaters besprechen mußte.

Man hofft in Mannheim nächstens einen Besuch von Herrn Hofrath Beking zu erhalten, und dann wird wahr-

1776. scheinlicher Weise der noch unvollendete Plan in Absicht der neuen Schaubühne seine wahre Gestalt erhalten. —

Schubart, Teutsche Chronik, Ulm, 1776, 3. October.

### Braunschweig.

In der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses sind erschienen: Philosophische Aufsätze von Carl Wilhelm Jerusalem: herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing: 116 Seiten in 8. 1776. Diese Aufsätze, durch deren Ausgabe Herr L. seinem jungen der Welt so früh entrissenen Freunde ein Denkmal stiftet, sind mehrentheils Folgen, oder auch Abdrücke gewisser gelehrten Unterredungen, die ehemals zwischen beyden, Verf. und Herausgeber, vorfielen. Da sie Lessing des Drucks würdig hielt, so läßt sich schon im voraus nichts Unwürdiges vermuthen. Der Denker herrscht darinn so sehr, daß man beyhm Lesen mehr als einmal in die Versuchung kömmt, ihn mit dem philosophischen Grübler zu verwechseln. Heutigen populären Philosophen, wie sich die Herren so gerne nennen, die aus der Philosophie kein Kopfbrechen machen wollen, wird der Verfasser mit seiner skeletirten Vorstellungsart selten gefallen, und fast auf allen Seiten unausstehlich trocken vorkommen. Er hat aber unfehlbar auch auf deren Beyfall so wenig gerechnet, als der Herausgeber.

(Folgt Inhaltsangabe.)

„Man stößt sich, beschließt Hr. Lessing in seiner gewohnten blühenden Sprache, sein Urtheil von dem ganzen Werkchen, nicht an einige unförmliche Dinge, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werk, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darinn am nächsten kömmt.“ Seine einzelene Urtheile über jeden Aufsatz, sagt Hr. Lessing am Ende des Büchelchens unter der Rubrik: Zusätze des Herausgebers.

Neue Zeitungen von gelehrten Sachen, Leipzig, 1776, 14.

November.



Hr. Lessing ist mit einem Gehalt von 2000 Rthlr. als  
Direktor des Theaters nach Mannheim berufen.

1776.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1776, 16.  
November.

### Wolfenbüttel.

Herr Bibliothekar Lessing hat das Prädikat eines  
Herzogl. Braunschweigischen Hofraths erhalten. Eben da  
wir dieses schreiben, meldet man uns, daß dieser große  
Man einen Ruf nach Mannheim als Direktor des dortigen  
Theaters mit einem Gehalt von 2000 Thalern empfangen  
habe, man wisse aber noch nicht, ob er ihn annehmen werde.

Anzerlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur,  
Lemgo, 1776, 10. Band, 1. Anhang, pag. 685.



1777.

1777.

**Eulalia.** Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig bey Wegand. 1777. (7 gr.)

Troß der Kälte mit der unser Publikum Emilia Galotti (dieses erste Trauerspiel unter allen, was je von Deutschen gedacht und geschrieben worden) aufnahm, denn es war für ihn zwanzig Jahre zu früh geschrieben; und wir haben unter allen Schauspielern, womit Deutschland überschwemmet ist, etwa — doch wir wollen die Zahl nicht angeben — die Emilia verstehn, und die darinn vorkommenden Charaktere, mit Geist und Leben darstellen können, und die Kritiker die so ein Meisterstück zu schätzen, und mit ganzer Seele zu fühlen vermöchten, kaum sechs unter den ganzen Schwarm Journalisten, Zeitungsschreiber, u. s. w. Troß dem allen, fanden sich Dichtergehirnlein genug, die Emilia Galotti plünderten, da einen Zug, da eine Wendung stahlen und sie unter ihren jämmerlichen Sauerteig knäteten — das denn ein ganzes gab: Ratten und Mäuse zu vergiften. Da wurden die Claudien, die Odoardo's, die Orsinen in jedem Trauerspiel hineingezogen — und so zerkrakt, so verstellt in ihren Subleyen hingefleckt's, daß es jedem Leser weh und übel wurde! Sobald aber Göthe mit seinem Götz kam, siehe da, auf einmal la berynthische, romantisch über alle Gränzen der Natur ausschweifende Schauspiele, nach großem historischen Zuschnitt ohne Zug

und Kopf von Göthen zu haben. — Gottlob! Dachten wir — so entweihen sie doch Emilia Galotti nicht mehr, so werden sie doch die nicht mehr nachsudeln wollen. Aber zu früh gefrent, da erscheint diese Messe: Eulalia, nichts mehr und nichts weniger, als eine Copie von Emilia Galotti. Zwar gehört der Verfasser nicht zu dem gemeinen Trosse der Nachahmer — er hat eigne Schönheiten, die gute Hofnung von ihm geben — aber doch Plan und Charaktere Mutatis Mutandis sind meistens Lessings. Der Herzog ist Hektore Gonzago, der Marquis, Marinelli, die Marquise, die Gräfin Orsina, Graf Brünnow, Graf Appiani. Der ganze Ton ist Lekingen abgeborgt, ganze Scenen ihm abgeliehen, sogar bis auf Worte und Ausdrücke im Dialog. Man darf nur aufmerksam lesen und man wird das finden. Das abgerechnet ist Eulalia immer eines der wichtigsten Produkte fürs Theater, was diese Messe geliefert. Der Dialog ist geschmeidig und der Natur der Sache gemäß. Und selbst bey der offenbaren Nachbildung der Lessingschen Charakteren, kann man das dramatische Genie des Verfassers nicht verkennen. Er suche nur selbst zu erfinden — studire die Welt mehr, als alle Bücher, und sich selbst mehr als die Welt. Dann wird er gewiß die gute Hofnung erfüllen, die seine Eulalia giebt, und wir werden in ihm einen brauchbaren dramatischen Dichter bekommen, deren wir — so sehr auch alles fürs Theater Zeit und Papper verdirbt — nur noch sehr wenige haben.

Berlinisches Litterarisches Wochenblatt, Berlin und Leipzig,  
1777, 24. May.

---

### Extract

eines Briefs aus dem Braunschweigischen vom 9. August.

— Auch berichte hiemit, daß unterm 13. Julii das Lekingsche Buch, daß den Titel führt: **Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger**, als eine zum Anstoß und öffentlichen Aergerniß erreichenden Schrift vom Durchl. Herzoge confisciret; die Exemplarien weggenommen, und befohlen worden, selbige in den hiesigen Catalogis, wo sie befindlich,

1777. auszustreichen. Hr. Hofr. Lessing hat solches sehr ungnädig vermerkt, und soll sogar drohen, seine Dimission nehmen zu wollen. Ich glaube aber, der Hof wird wenig darnach fragen: und Hr. Lessing besinnt sich auch wol. Vermuthlich wird an ihn selbst auch wol ein Rescript ergangen seyn, daß er nicht vielen zu lesen geben dürfte.

freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit,\*) Hamburg, 1777, 21. August.

Dboardo Galotti, Vater der Emilia. Ein Pendant zu Emilia. In einem Aufzuge, und Epilogus zur Emilia Galotti. Von einem längst bekannten Verfasser.\*\*\*) Augsburg, bey Johann Jakob Maurenbacher. 1778. (8. 2 Bogen).

Weh all unsern Dichtern, wenn schon ein Lessing auf eine so niedrige Art angegriffen wird! Doch, was kümmert den Weisen der Tadel des Thoren? Mit wie viel Verachtung muß nicht Lessing auf diesen längst — gewiß auf keine rühmliche Art — bekannten Verfasser herabsehn? Was dachte sich denn dieser Mann als Er seinen Dboardo Galotti hinsudelte? Glaubt' Er, daß die Zierde und Stütze der deutschen Litteratur Ihn würdigen wird, sich durch eine einzige Sylbe, gegen Sein unsinniges Geschwätze zu vertheidigen? Glaubt' Er, daß auch nur ein einziger vernünftiger Mensch, seiner seynsollenden Satyre Gehör und Beyfall geben wird? Wahrlich! Schande wäre es für uns Deutschen, wenn dergleichen nichtsagende, wahnsinnige Parodien günstig aufgenommen würden. Nicht Pendant zu Emilia Galotti, nein, Makulatur für die Käsekrämer ist dieser Dboardo Galotti —

\*) S. g. Schwarze Zeitung; Herausgeber Christian Ziegra, Magister der Philosophie und Kanonikus an der Domkirche zu Hamburg.

\*\*) Johann Jakob Bodmer.

— Die Idee des Verfassers war wohl eigentlich, einen Pendant zum sechsten Akt der Stella zu machen: aber auch dieses gelang Ihm nicht, konnt' Ihm nicht gelingen — Wir wollen, und können hier nicht untersuchen, in wie fern Emilia Galotti einer philosophischen Critik ausgefekt ist? Würdige Männer haben sich bereits hierüber geäußert und dem Herrn Lessing verschiedene Einwürfe gemacht, die er auch gewiß widerlegen wird, wenn er kann. — Genug Emilia Galotti bleibt immer ein allgemein erkanntes Meisterstück, das gewiß keines sechsten Akts bedarf, so wie Stella seiner vielleicht bedurfte. Und dann, was für ein Unterschied zwischen dem Verfasser des sechsten Akts zur Stella und diesem längst bekannten!

Um seiner eignen Ehre willen, wollen wir diesem Manne rathen sich nie zu nennen. Sein Name bleibe stets in der tiefsten Dunkelheit, so wie der Herr selbst gewiß immer bleiben wird! Sollte Er uns denn aber noch je mit einem Produkte beschenken wollen, so bitten wir Ihn, wenigstens erst dialogiren zu lernen. Der Mann würde vielleicht recht gut philosophiren, wenn Er's nur von sich geben könnte. — Wer zwei Bogen erbärmlich schlecht dialogirten Unsinn lesen will, der lese den Ddoardo Galotti. Aus folgenden Stellen urtheile man.

S. 6. Claudia — Er (Hettore Gonzaga) fasset sie, (Emilia Galotti) und führte sie, die sich sträubte, wo Entzückungen, sagt er, auf sie warten.

S. 11. Ddoardo zur Claudia. Er (der Himmel) knetete Dein Herz von neugeschwungener Milch, und legte die weiblichste Seele darinn.

S. 11. Ddoardo. Lasse Gott mich nicht so fallen, daß ich nicht der Mann bleibe.

S. 11. Ddoardo — Das weibliche Theilchen, das ich von meiner Mutter, in meine Complexion empfangen habe, wollte seine Macht an mir üben. —

S. 32. Durch alle drey und vierzig Auftritte hat Ddoardo nur einmal Ursach gehabt, sich über seine Tochter zu erzürnen; und dieses war, als sie zu der Haarnadel sagte, „sie gehöre nicht in das Haar einer, wie ihr Vater wolle, daß sie werden solle.“

1777.

Diese letzte Stelle zum Beweis, wie wenig und wie Gehirnlos der längst bekannte Verfasser überdacht, was Er geschrieben.

Berlinisches Litterarisches Wochenblatt, Berlin und Leipzig,  
1777, 15. November.

### Hamburg.

Es ist vor einiger Zeit eine Schrift an das Licht getreten, von welcher ich gegenwärtig, aus gegründeter Ursache, keine nähere Anzeige geben wil, als diese: Sie bestehet aus zween Haupttheilen. Der erste, enthält Fragmente in sich, welche Angriffe gegen die heilige Schrift darlegen, und der zweite, Gegensätze des Herrn Herausgebers dieser Fragmente, gegen dieselben.

Der Herr Herausgeber ist eben so wenig mit den bisherigen Widersachern, als Vertheidigern der christlichen Religion zufrieden. Er sagt S. 496. „Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt wären, noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Seichtigkeit und Spöterey auf der einen Seite, hat man nicht selten mit Stolz und Nasenrumpfen auf der andern erwidert. Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen: aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügbarkeit mit dem was die Vernunft sagt, für Nachlässigkeit auszuschreyen. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesleugner herabgewürdigt. So hat der eine und der andre seinen Gegner zum Ungeheuer umgeschaffen, und ihn, wenn er ihn nicht besiegen können, wenigstens für Vogel-frey erklärt. Wahrlich er soll noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert.“

Es ist hart, auf diese Art die Feinde der Religion und die Vertheidiger derselben in eine Klasse zu werfen. Was der Herr Herausgeber hier niedergeschrieben, sol ein Resultat seyn. Was ist ein Resultat ohne vorher gegebene Induction? ein Nachspruch, welchem der Leser einen blind-

den Beyfal geben soll: welchem er aber mit völligem Rechte ein bloßes: negatur, ergo probetur, entgegen setzen kann. Und wenn es hoch komt, so ist es ein Schluß von einzelnen Fällen auf das Allgemeine. Ich wil es einräumen, daß einige Bertheidiger der christlichen Religion sich der, von dem Hrn. Herausgeber gerügten Fehler, schuldig gemacht haben. Verdienen sie darum alle verworfen zu werden? Und der ganze Vortrag des Herrn Herausgebers ist doch augenscheinlich so eingerichtet, daß der Leser das arge, das er von einigen sagt, von allen denken sol. Der Schluß: wahrlich er sol noch erscheinen, u. s. f. leugnet nicht nur, daß die Religion noch nicht so angegriffen worden, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert, sondern auch, daß sie noch nicht auf diese Art vertheidiget worden, und solches durch den allgemeinsten Ausspruch, der möglich ist. Nach allen Grundsätzen der Logik muß der Herr Herausgeber erst den Beweis des letzten Satzes, durch eine vollständige und bündige Induction führen, ehe er von seinen Lesern verlangen kan, daß sie solchen als einen, auf unbeweglichen Gründen beruhenden Urtheilspruch, annehmen sollen.

Meine Absicht ist gegenwärtig nicht, über die, in den Fragmenten enthaltenen Angriffe, oder über die, in den Gegensätzen befindlich seyn sollende Bertheidigung der christlichen Religion, eine genaue Untersuchung anzustellen. Dieses kan und wird zu einer andern Zeit geschehen. Wenigstens kan die in den Abhandlungen über wichtige Gegenstände, des Herrn Jakobi in 3. Th. befindliche vortrefliche und bündige Untersuchung von dem eigenthümlichen Character und Vorzügen der Bücher des alten Testaments, zu einer vorläufigen Einleitung dazu dienen, und manches aufklären, was hier verwirret und verdunkelt worden. Ich werde gegenwärtig nur über eine Stelle des Herrn Herausgebers, welche vermuthlich die Grundlage zu den Gegensätzen enthalten sol, eine kurze Untersuchung anstellen. Es ist folgende, S. 495.

„Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist  
 „nicht die Religion, folglich sind Einwürfe gegen den Buch-

1777. „staben, und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe  
„gegen den Geist und gegen die Religion.“

„Denn die Bibel enthält offenbar Mehr als zur Re-  
„ligion gehöriges: und es ist Hypothese, daß sie in diesem  
„Mehrern gleich unfehlbar seyn müsse. Auch war die  
„Religion ehe eine Bibel war. Das Christenthum war,  
„ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es  
„verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb,  
„und eine beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Ende kam.  
„Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen;  
„so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion  
„auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie  
„bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits  
„so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleich-  
„wohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet  
„war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch mög-  
„lich seyn, daß wenn alles, was Evangelisten und Apostel  
„geschrieben haben, wiederum verloren gieng, die von  
„ihnen gelehrt Religion, doch bestünde. Die Religion ist  
„nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten;  
„sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer  
„innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen  
„erkläret werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen  
„können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie  
„keine hat.“

Ich finde in dieser ganzen Stelle auch keinen einzigen Satz, den ich in der Verbindung, in welcher er hier steht, für richtig erkennen könnte. Der Hr. Herausgeber hat sie zwar alle als lauter Axiomen dahin gepflanzt, aber einige davon bedürfen allerdings noch einen sehr starken Beweis, die übrigen, und das sind die meisten, sind erweislich falsch.

Es ist eine wesentliche Pflicht eines Weltweisen, daß er die Worte, welche die Hauptbegriffe in seinen Sätzen ausdrücken, richtig und bestimmt erkläre, und den Lesern ohne alle Zweideutigkeit auf die bestimmteste Art die möglich ist, sage, was er selbst dabey denkt und was der Leser dabey denken sol. Der Hr. Herausgeber redet vom Buchstaben und Geiste, von Bibel und Religion, von dem, was zur Religion gehörig und nicht



gehörig ist, ohne die Begriffe dieser Ausdrücke, unter welchen doch die meisten vieldeutig sind, im allergeringsten zu bestimmen. Was kan daher anders entstehen, als zweideutige, unbestimmte, schwankende und irrige Sätze? Es wird sich dieses augenscheinlich zeigen, wenn wir einen nach dem andern besonders betrachten.

1. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Die beyden Ausdrücke, Buchstabe und Geist, wenn sie einander entgegen gesetzt werden, sind Ausdrücke, welche der Bibel allein eigen sind, 2. Kor. 4, 6. In diesem Verstande finden wir solche bey keinem andern Schriftsteller. Hier heißt der Buchstabe das Gesetz, der Geist aber das Evangelium. Nimt der Hr. H. diese Worte aber auch in dieser Bedeutung? nein! sondern da er zween Sätze: der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion, zusammen sezet, welche identische Sätze seyn sollen; so sagt er damit zugleich, daß er durch den Buchstaben die Bibel, und durch den Geist die Religion wolle verstanden wissen. Nach dieser Erklärung getraue ich mir die Gegensätze zu behaupten: der Buchstabe ist der Geist und die Bibel ist die Religion, und solches mit eben dem Grunde, mit welchem Jesus sagt: Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben. Joh. 6, 63. Das Wort Religion kann entweder objective, oder subjective genommen werden. Im ersten Verstande bedeutet solches diejenigen Lehrsätze zusammen genommen, welche ein Mensch erkennen und als Wahrheit annehmen muß, der sich gegen Gott gebührend verhalten wil, und in dem zweiten Verstande bedeutet solches die Gemüthsfassung, und das Verhalten eines Menschen, welches er im Verhältnisse gegen Gott, zu haben, und zu beweisen schuldig ist. Natürlicher Weise kan der Hr. H. durch den Buchstaben und durch die Bibel nichts anders verstehen, als was die Gottezgelehrten die innere Form der heil. Schrift nennen, nemlich den Sinn und Verstand der mit Worten ausgedrückten Sätze, und den daraus entspringenden Zusammenhang der Gedanken und Vorstellungen, welche durch die heil. Schrift, ihren Endzweck gemäs, bey den Menschen hervorgebracht werden sollen. Da nun diese Sätze der heil. Schrift, und der daraus entspringende Zusammen-

1777. hang der Gedanken und Vorstellungen von unserm Verhältniße und Verhalten gegen Gott, die Religion, objective genommen, ausmachen; so ist allerdings der Buchstabe der Geist, und die Bibel ist die Religion. Ist nun die Erkänntniß, die Gesinnung und Gemüthsfassung eines Menschen, dem Systeme der Glaubenslehren und Lebenspflichten der heil. Schrift gemäs, so kan ich mit Recht sagen: ein solcher Mensch hat die Religion der heil. Schrift. Was sind also die Antithesen des Hrn. H.? spielender Witz? oder Wahrheit?

2. Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben, und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Eine Folge, welche nothwendig die Natur des Grundsazes haben muß, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist falsch, also kann diese nicht wahr seyn. Da nach der Erklärung, welche ich von Buchstaben und Bibel, von Geist und Religion gegeben habe, und welche der Hr. H. auch nothwendig annehmen muß; wofern er nicht etwas ganz unbedeutendes gesagt haben wil, beyde, Buchstabe und Geist, Bibel und Religion, eines sind; so müßen auch die Einwürfe gegen den Geist, und Einwürfe gegen die Bibel, Einwürfe gegen die Religion seyn. Ich wil die Sache durch eine Instanz erläutern. Wir wollen den Willen eines Herrn, nach welchem sich seine Unterthanen verhalten sollen, die Landesordnung nennen, das Buch aber, in welches er seine Vorschriften verfassen lassen, mag die Landesverfassung heißen. Wenn nun ein Unterthan gegen die letzte Einwürfe machte, um solche ihres Ansehens zu berauben, und er wollte gegen seine Richter sagen: Die Landesverfassung ist nicht die Landesordnung, Einwürfe gegen die erste, sind also keine Einwürfe gegen die letzte; würde eine solche Antithese eine Kraft haben ihn zu rechtfertigen?

3. Die Bibel enthält offenbar Mehr als zur Religion gehört. In diesem Saze liegen zween Sätze. Einmahl, die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. In dem ersten Saze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geläugnet hatte. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört; so enthält sie die Religion

objective, selbst. Und der zweite Satz kan zugegeben werden, wenn man einen Unterscheid macht, zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret. Sol aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheile gereichen, so ist er völlig unkräftig, eben so unkräftig, als wenn ich sagen wolte: Wolfs System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Werth desselben.

4. Es ist bloß Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey. Nein! Dieses ist nicht Hypothese, sondern unwiderprechliche Wahrheit. Entweder dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, oder wenigstens gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar, als das wesentliche. Nimt man aber das letzte an, so verlieret das erste auch alle Zuverlässigkeit. Welcher große Herr würde es zugeben, daß diejenigen, denen er es aufgetragen hätte, eine Landesverfassung nach seinem Willen abzufassen, wenn es auch nur zur Erläuterung und Bestätigung dienen sollte, aus ihrem eigenen Gehirne solche Dinge mit einfließen ließen, welche er selbst für falsch und unrichtig erkannte. Würde, wenn solches den Unterthanen bekant würde, oder wenn sie im Stande wären, solches zu entdecken, nicht seine gesamte Landesverfassung dadurch alles Ansehen verlieren? Wer soll bey der Bibel fest setzen, was darin unfehlbar ist, und zu dem Wesentlichen oder zu dem Mehrern gehört? Wir sehen die Folgen dieser verderblichen Meynung schon mehr als zu deutlich. Es finden sich schon manche so genante Gottesgelehrte, selbst in unserer Kirche, welche von dem Mehreren und nicht unfehlbaren eine solche Rechnung machen, daß sie uns von dem wesentlichen, oder von dem, was zur Religion gehört, nichts mehr als die Grundsätze der natürlichen Theologie übrig lassen. Christus weist die Juden auf die Schrift, ohne Einschränkung, und sagt: sie zeuget von mir. Joh. 5, 39. Paulus behauptet von aller Schrift, (er nimt offenbar diesen Ausdruck in dem eminenten Verstande, in welchem ihn dazumahl alle Juden und Christen nahmen) daß sie von Gott eingegeben, und nütze sey zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. 2.

1777.

Tim. 3, 16. Petrus weiſet uns auf das erſtere prophetiſche Wort, 2. Petr. 1, 19, und verſtehet dadurch den ganzen Kanon, ſo wie er damahls von Juden und Chriſten für göttlich angenommen wurde. Sie haben alſo dieſe neue Weiſheit entweder nicht gewußt, oder tückiſch verſchwiegen. Eines von beyden muß derjenige annehmen, der es für bloße Hypotheſe erklärt, daß alles, was in der heil. Schrift enthalten iſt, gleich unfehlbar ſey.

5. Auch war die Religion ehe eine Bibel war. Aber doch nicht ehe eine Offenbarung war. Freilich konnte dieſe Offenbarung das noch nicht in ſich faſſen, was hernach in der Bibel enthalten war; ſie faſſete aber doch alles in ſich, was die Menſchen, denen ſie mitgetheilet wurde, nach den Abſichten Gottes, von Gott, und von der Art und Weiſe, wie ſie Ihn verehren ſollten, wiſſen mußten. Da nun Offenbarung und Bibel in Abſicht auf das Weſentliche eben das ſind, da der Unterſcheid zwiſchen beyden bloß in zufälligen Nebendingen beſtehet; ſo ſagt der Satz: die Religion war, ehe die Bibel war, im Grunde gar nichts, und wenn der Herr H. Vortheile daraus ziehen wollte, ſo hätte er ſolchen alſo abfaſſen müſſen: auch war die Religion, ehe eine Offenbarung war; allein dieſer Satz fällt gleich als falſch in die Augen, da im Gegentheil der von dem Herrn H. gewählte, blendet, und in den Augen kurzſichtiger Leſer die völlige Geſtalt eines Axioma hat.

6. Das Chriſtenthum war, ehe Evangelien und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb, und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Alles dieſes kan ich dem Hrn. H. einräumen. Indeffen aber werde ich dieſen Satz, doch eben als den vorhergehenden, zu ſeiner Abſicht unbrauchbar machen, wenn ich dieſem Satze die Frage entgegen ſetze: War denn das Chriſtenthum ſchon, ehe Chriſtus und die Apoſtel geprediget hatten? So lange Chriſtus und die Apoſtel predigten; ſo lange die außerordentlichen Gaben des heil. Geiſtes in den Gemeinen wirksam waren, ſo lange konnte die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion, durch münd-

lichen Unterricht besser erhalten werden, als durch Schriften. Nachher aber mußten, wenn das von Christo und den Aposteln gegründete Christenthum nicht wieder zu Grunde gehen, und weiter ausgebreitet werden sollte, die Schriften solcher Zeugen Jesu, deren unmittelbare Erleuchtung durch den heil. Geist unleugbar war, in die Stelle des mündlichen Unterrichts treten. Dieser Satz ist also mit dem vorhergehenden von einerley Beschaffenheit. Er ist blendend, er sagt aber im Grunde nichts.

7. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen; so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. Die Wahrheit der christlichen Religion beruhet allerdings auf sich selbst, sie bestehet in ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen Gottes, und auf der historischen Gewisheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theile gründen. Allein unsre Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften. Würde, wenn diese Bücher nicht geschrieben, und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben seyn? Ich möchte wissen, aus welcher Quelle die Menschen die bloße historische Kenntnis davon hätten schöpfen sollen? und ohne eine historische Kenntnis würde eine lebendige doch wohl schwerlich stat gefunden haben.

8. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist; so muß es auch möglich seyn, daß alles was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrt Religion doch bestünde. Bey aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. H. um die weltliche Gelehrsamkeit habe, kan ich mich doch nicht entbrechen, diesen ganzen Schluss für ein handgreifliches Sophisma zu erklären. Man setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl noch kein

1777. Wort aus dem von ihr gepredigt war, was bis auf uns gekommen ist; so wird uns die Falschheit derselben in die Augen leuchten. Die Christliche Religion hat ihren Ursprung nicht aus den Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern aus den Predigten Christi und der Apostel. Durch diese ist sie gepflanzt und gegründet, durch die letzten aber fortgepflanzt, erhalten und ausgebreitet worden. Der Hr. H. muß also, wenn sein Schluß etwas beweisen sol, einen Zeitraum angeben, in welchem die christliche Religion ausgebreitet gewesen, und sich vieler Selen bemächtigt, ehe Christus und die Apostel gepredigt haben. Wird dieses ihm möglich seyn? Auf den Lehren und Thaten Christi und der Apostel beruhet also die gesamte christliche Religion als auf ihrem unmittelbaren Grunde. Woher können wir nun diese Lehren und Thaten wissen? allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel. Wenn also diese verloren gingen; so müßten jene gewiß auch mit verloren gehen. Und alsdenn würde die christliche Religion eben so gewiß auch mit verloren gehen, als ein Haus zu Grunde gehen muß, dessen Pfeiler weggerissen worden; oder Gott müßte in jedem Menschenalter viele tausende erwecken, welche aus unmittelbarer Eingebung des heil. Geistes dasjenige wieder lehren, was Christus und die Apostel gelehrt haben, und ihre Lehre mit Wundern bewiesen. Ich überlasse dem Herrn H. und allen einsehenden Lesern das Urtheil, ob dieser Weg die christliche Religion zu erhalten, fortzupflanzen und auszubreiten, schicklicher sey, oder der, welchen die göttliche Weisheit selbst erwählt hat?

Daß die christliche Religion dennoch bestehen würde, wenn auch alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, verloren ginge, ist überdem ein Satz, der der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspricht. Von dem neunten Jahrhundert an, bis auf den Anfang des fünfzehnten, war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beynahe verloren gegangen waren. Wer kante, außer wenigen Gelehrten, die Bibel? Sie steckte in Handschriften und Uebersetzungen, bis auf die Erfindung der Druckerey, in den Klöstern. Der große Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisey davon sagte, und diese sagte ihm

nichts mehr, als was er, ohne Nachtheil ihres Interesse wissen konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion, in Absicht auf den großen Haufen beschaffen? war sie mehr als ein verwandeltes Heidenthum? Nichts als die Namen der ehemaligen Stifter derselben, welche sich aber unter einer großen Menge neugeschaffener Heiligen fast verlohren, waren übrig, ihre Lehren aber völlig vergessen, und dagegen elende Menschenlehren eingeschoben. Es fanden sich zwar hin und wieder einige Zeugen und Bekenner der Wahrheit, aber würden diese existirt haben, wenn keine Bibel mehr existirt hätte? Mit einem Worte, dieser ganze Satz ist so beschaffen, daß ich nicht genug bewundern kan, daß derselbe aus der Feder des H. S. habe fließen können.

9. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Auch diese Antithese sagt nichts. Sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den h. Geist; so ist die christliche Religion wahr, weil die Evangelisten u. Apostel, oder eigentlich weil Gott selbst sie gelehrt hat. Der zweite Satz steht bloß müßig da.

10. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat. Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der innern Wahrheit derselben, eine richtige und gegründete Vorstellung habe, und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das seinen Absichten gemäß ist. Woher aber wil er die Erkenntnis der innern Wahrheit der christlichen Religion nehmen, als aus den schriftlichen Ueberlieferungen, oder aus den Schriften der Evangelisten und Apostel, in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des alten Testaments? Ich werde seiner Verunft hier nichts einräumen, ob ich gleich allezeit voraus setze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir als die christliche vorgepredigt wird, nie einem allgemeinen und unstreitigen

1777

Grundsätze der Vernunft widersprechen müssen. Wir erkennen also die innere Wahrheit der christlichen Religion nur alsdenn, wenn unsre Begriffe von derselben eben diejenigen sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift enthalten sind, davon in unsern Seelen hervorbringen sollen. Freylich können die Ueberlieferungen der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben wenn sie keine hat. Das sollen sie aber auch nicht. Ihr Zweck ist also dieser: Die innere Wahrheit derselben zu entdecken und zu beweisen. Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der christlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher, die h. Schrift, einander, als zwey verschiedene Dinge entgegensetzen will. Eben so vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt; die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkant und beurtheilt werden.

Dieses wäre also, setzet der Herr G. hinzu, die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente — wie gesagt in dem schlimmsten Falle, in dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems, nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse.

Ich würde den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus Mangel anderer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild, den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen, entgegen zu halten. Ich würde ihm lieber rathen gar die Flucht zu nehmen: denn durch Anwendung dieser von dem H. G. an die Hand gegebenen Sätze, würde er die Bibel Preis geben, um die Religion zu retten, aber welche Religion? gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel stehet und fällt.

Noch ein Wort von den Fragmenten überhaupt. Sie sind keine bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion, sondern die lauteste Lästerung derselben. Ihre Wirkungen sind in unsern gegenwärtigen Zeiten schon sehr betrübt, und werden noch schrecklicher werden.



Den Juden wird insonderheit das letzte Fragment sehr willkommen seyn, und ihnen zur Bestärkung in ihrem Unglauben und in ihrer feindseligen Gesinnung gegen Jesum und seine Religion, bessere Dienste thun, als ihr Tolbos Jeschu. Wie schwarz und wie stumpf zugleich die Seele des Verfassers gewesen, kann man allein aus dem vierten Fragmente sehen, in welchem seine Hauptabsicht dahin gehet, die Jünger Jesu als die ärgsten Bösewichter anzuschwärzen, indem er es als eine ausgemachte Wahrheit annimmt, daß sie den Leib Christi gestohlen, und hernach die Welt mit der schandbaren Lüge von seiner Auferstehung betrogen hätten, ja da er so frech ist S. 541. von der Erzählung Matthäi Kap. 28, 62. f. zu sagen, daß er solche allein aus seinem Gehirne erfonnen, weil er auf die Beschuldigung etwas habe antworten wollen, und nichts Besseres finden können.

Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Selen höchstgefährlichen, und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze, die Rechenschaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr H. aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgezekt ist, künftig etwas Bessers liefern möge, als Gift und Mergernisse. Goeze.

Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten  
aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1777,  
 17. Dec.

---

### Wolfenbüttel.

Herr B e s s i n g hat den Ruf nach Manheim, dessen wir in den vorigen Jahrbüchern gedachten, nicht angenommen, doch hat er sich während des letzten Winters nach Manheim begeben, um, besonders in Absicht auf das Theater, guten Rath zu ertheilen.

Unserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur,  
 Lemgo, 1777, 10. Band, 1. Anhang, pag. 675.

---

1777.

Herr Hofrath Beking ist vom Churfürsten in der Pfalz mit einer kostbaren Dose und Medaillon von Gold, und mit der geprägten Folge aller Churfürsten in der Pfalz beschenkt worden.

Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen, Stuttgart, 1777,

5. Stück, pag. 402, 403.

Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beytrag, von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig, im Verlage der fürstl. Weysenhausbuchhandlung, 1773, 8. Zweyter Beytrag. 1773. gr. 8.

Es würde zu spät seyn, dieses Werk, das nicht geschwind und lange genug kan fortgesetzt werden, mit dem Lobe anzukündigen, das ihm zukömmt; zu sagen, daß man es habe erwarten können, daß ein Bibliothekar, wie Hr. Lessing, aus einer Bibliothek, wie die Wolfenbüttelische, solche Schätze hervorziehen, und sie so interessant machen würde, als in diesen Beyträgen geschehen ist. Aus demjenigen, was Hr. L. geleistet, hat er sich bereits als den einzigen Mann gezeigt, dessen Genie bey den kältesten Erörterungen nichts von seinem Feuer verliert, indeß sein schneller und sicherer Scharfsinn durch die Lebhaftigkeit seines Geistes in den subtilsten Untersuchungen um nichts irre gemacht wird. Von allen diesem wird man in gegenwärtigen Sammlungen gleich starke Beweise finden. Man siehet es den darinn enthaltenen Stücken wohl an, daß ihre Entdeckung nicht immer ein Werk des Zufalls gewesen ist. Und wenn es Zufall wäre, was ein wichtiges Denkmal einem Forscher in die Hände spielte, muß der Forscher nicht Augen haben, den Fund zu erkennen, und die Dienstfertigkeit des Ungefährs zu nutzen? Er muß alle Fächer der Litteratur beständig unter so gleicher Uebersicht haben, daß er darinn das Helle von dem Dunkeln unterscheiden und gleich bestimmen kan, was und wie ein jedes aufzuhellen, zu ergänzen, zu bestätigen sey, ob und wie das der gefundene Schatz leisten werde. Herr Lessing läßt

nun diesen Schatz nicht unbegleitet öffentlich erscheinen. Er macht uns mit seiner Wichtigkeit bekannt, indem er in dem Gebiete der Litteratur uns bis an den dunkeln Fleck führt, den er aufklären, oder die Lücke, die er ergänzen soll. Dadurch wird es auch dem Leser unterhaltend, der sich sonst nicht auf die Bekanntschaft mit solchen besondern und tiefliegenden Theilen der Gelehrsamkeit einzulassen im Stande ist. Denn dieser exoterische Leser findet unter dem Schleyer neuer Entdeckungen für die ganze gelehrte Republik Gelegenheit zu andern angenehmen und nützlichen Kenntnissen zu gelangen, die aber ihm nur neu sind; oder er findet sich, da er bloß seine Neugierde durch einige alte oder neue gelehrte Nachrichten befriedigen wollte, mit in Untersuchungen hineingezogen, zu denen er sich weder Geschmac noch Fähigkeit zutraute, die aber unter Hrn. Lessings Feder einleuchtend und anziehend werden. Doch was halten wir uns lange bey dem Allgemeinen auf; wir sind es unsern Lesern schuldig, sie mit dem Buche selbst näher bekannt zu machen. Wir werden uns mit der blossen, aber vollständigen Anzeige des Inhalts begnügen müssen. Und wir glauben eine der Hauptbestimmungen eines allgemeinen Tagebuchs des gelehrten Deutschlands erfüllt zu haben, wenn wir in dieser Anzeige Treue und Vollständigkeit uns zum Augenmerk machen. Denn eine Hauptbestimmung unserer Bibliothek ist allerdings, über neue Entdeckungen Register zu halten, und denen, die es wissen wollen, was während derselben zu jedem Fache der Litteratur ist hingethan worden, das Suchen zu erleichtern.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Gz. Mt.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1777,

2. Anhang, 2. Abtheilung, pag. 713—723.

Lessingii Emilia Galotti. Progymnasmativ loco latine reddita et publice acta moderante J. H. Steffens, Cellis, 1778.

Die lateinische Emilia Galotti ist ein wahres Monstrum, wovor man laufen möchte. Wie ein sechzehnjähriges

1777. Mädchen mit dem zerlumpten Schmuck ihrer seligen Großmutter behängt aussehen würde — gerade so eine drollige Figur ist diese lateinische Emilia. Armes Mädchen! Was du verstellst ausziehst! Und doch dachte der Mann, der sie so vernunimte, vielleicht eben so, wie Herr Heinze, als er Spaldings Bestimmung des Menschen verlateinschte, daß auf diesem Wege Lessings Meisterstück desto eher auf die Nachwelt kommen würde. Melpomene und ihr Diebling mögen ihm den Gedanken verzeihen. Aber wenigstens hätte er erst so viel Latein lernen sollen, als Herr Heinze. Emilia Galotti ist so sehr Nationalprodukt, ist, um hier nur bloß bey der Sprache stehen zu bleiben, so voll von Idiotismen, daß bey jeder Uebersetzung, in welche Sprache es auch sey, unendlich viel verloren gehen muß. Aber für die lateinische Sprache, in der wir gar keinen tragischen Dialog mehr übrig haben, -- denn Seneca's Tragödien sind nicht Dialog, sondern Deklamation — ist sie vollends ganz unübersetzlich, wofern nicht ein deutschlateinischer Wechselbalg zur Welt kommen soll, wie hier leider geschehen. Der rasche Dialog, und die sich drängenden Ellipsen in diesem Stück, würden freylich auch dem größten Lateiner zu schaffen machen. Denn füllt er diese Ellipsen aus, so wird der Styl gegen den Flug des Originals zu schleppend und hinkend. Trägt er sie, wie's Herr Steffens gemacht hat, treulich über: so wird es ein unlateinisches Lexikonlatein. Wenn's das hier nur noch immer wäre! Aber man findet auf jeder Seite die größten Germanismen, wie man sie nur in den Epistolis obscurorum virorum finden kann. *J. C. Tu vero cum tuo satis tamen — satis tamen magnus es simius. Quomodo ibi adstat dominus Marchesius (wie es da steht, der Herr Marchese!) Hoc per accidens. (Das beyher!) Sehr oft hat Hr. Steffens sein Original gar nicht einmal verstanden. Wenn *J. C. Oboardo* sagt: wer kein Gesetz achtet, ist eben so mächtig, als wer kein Gesetz hat, so heißt es hier: qui legem non curat non tenetur lege, oder wenn *Appiani* im Original sagt; ihre Frage ist auch verzweifelt nativ, so sagt er hier: satis audacter rogas. Herrliche lateinische Ausdrücke und ganz funkelnagelneue Bedeutungen findet man hier vollauf. *J. C. Praetensiones, copulare (antrauen,) assassinare, can-**

cellarius, comitissa, festiuitas (Festlichkeit,) peramicabiliter, realitas, expeditio (die gerichtliche Ausfertigung) u. s. w. Aber eben, da ich den Titel recht ansehe, wird mir wahrscheinlich, daß der ganze Plunder ein wirkliches Exercitium der Primaner des Herrn Rectors ist. Doch damit wird die Sache um nichts besser, da er's doch unter seinem Namen, also vermuthlich auch mit seinen Verbesserungen, drucken lassen. Wie man sich nicht schämen kann, ein so elendes Schülerexercitium ohne alle vernünftige Absicht ins Publikum zu schicken.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1777.

2. Anhang, 2. Abtheilung, pag. 792—794.

**Trauerspiele von Gotthold Ephraim Lessing: Miß Sara Sampson. Philotas. Emilia Galotti.** Berlin, bey C. F. Voss. 1772. Ein Alphabet und 2 B. in 8.

Ein schöner Abdruck; schade daß er einige Druckfehler hat. Die beyden ersten Stücke sind nicht verändert worden; das letzte ist neu hinzugekommen. Allein im ganzen Publikum, das nemlich dramatische Werke liest, wird auch wohl nicht einer seyn, der dies Meisterstück der deutschen tragischen Muse nicht schon kannte; also käme unsere Anzeige wohl zu spät. Also nur ein paar Worte bey Gelegenheit von ein paar Beurtheilungen dieses Stück's, die wir neulich gelesen haben. Einige haben Lessingen für bloßen Nachahmer der Engländer und vornehmlich Shakespears ausgeschrien, andere finden gar nichts von des Letztern Geiste bey ihm, weil er nicht ganze Heere auf den Schauplatz bringt, Geister erscheinen läßt u. s. w. — Wenn man nicht schon aus der Dramaturgie wüßte, welch ein großer Verehrer unser Verf. vom Shakespeare ist, so könnte man es aus Emilia Galotti lernen. Man sieht, daß deren Verf. bey dem größten Meister gelernt hat, den je die Natur in diesem Fache schuf; aber man sieht auch, daß er nicht nur völlig gefühlt, was dieser ausbildete (die höchste Kenntniß der mehrsten die igt so viel von Shakespeare pralen!) sondern auch mit tiefforschenden Blicke eingesehn hat, wie er es, und vornehmlich warum er es so bildete.

1777.

Das ist nur leicht, Scenen zu machen die einzeln betrachtet, Aehnlichkeit mit dem Shakespearschen zu haben scheinen; und dennoch ist es aller Stolz einiger Neuern, ein Geschöpf hervorzubringen, was nicht Verhältniß oder Zusammenhang untereinander, noch im Ganzen tragische Wirkung hat, wenn dies nur hin und wieder dem großen englischen Muster in etwas gleicht. Kurz, die Nachahmung Shakespears ist ihnen nicht Mittel, sondern Zweck. Nicht so Lessing! Er hatte nach Aristoteles über den letzten Endzweck des Trauerspiels nachgedacht; hatte gesehen, wie Sophokles zu diesem Ziele gelangt sey; gesehen durch welcher einen ganz anders scheinenden Weg auch Shakespeare nur eben dahin geeilt sey. Nun bestimmte er mit großer Weisheit, welcher Weg ihn zum besten hinleiten würde, wählte den, und betrat ihn mit wahren Genie ausgerüstet. In dem Verstande können wir die Nachahmung Shakspeare nicht nur zugeben, sondern er ist das wahre Lob Lessings, dem größten Dichter (der mit der Natur fast nur eins ist) mit solcher Weisheit und in solcher Höhe nachgeahmt zu haben. — Aber L. hat ja nichts von den Wilden und Phantasiereichen, wovon die mehrsten Stücke Shakspeare voll sind? Dies nemlich brauchte Shakspeare nothwendig zu seiner Absicht, Lessing nicht zu seiner. Es dennoch hereinzubringen, wäre nicht nur überhaupt Fehler, sondern auch eben Verstossung gegen sein großes Muster gewesen, dessen Hauptregel es ist: alles nöthige, aber auch nur das Nöthige, aus Himmel und Erden zusammen zu holen. Die Befolgung des Geistes dieser Regel zeigt den ächten Sohn der Natur und Shakespears, und nicht die kahle und im Grunde leichte außere Befolgung des mechanischen Theils, weswegen ist doch manche den Titel: deutscher Shakespeare davon tragen. — Wir halten diesen Titel für den höchsten den ein dramatischer Dichter erlangen kann; und wollen darum noch von einem Falle reden, wo unser Dichter dem Engländer ähnlich ist, so unähnlich er ihm auch scheint. Wie sehr viel, und oft wie lange Reden sprechen nicht die vornehmsten Personen bey dem Engländer; wie wenig und wie kurz bey dem Deutschen! Shakespears Stücke stellen uns gleichsam ein eigenes für sich bestehendes Universum, eine ganze Welt mit allem

Zubehör dar; in Em. Gal. haben wir auch diese eigne Welt, nichts fehlt uns, um die Motiven einer handelnden Person, um das Besondere irgend eines Charakters zu erklären; nichts fehlt uns um nicht den Ort, wo wir wären, den Hof des Prinzen, ganz bis auf Rätthe und Maitressen und Mahler zu kennen: — aber diese eigne Welt ist freylich nur im verjüngten Maasstaabe, nur durch einzelne kleine Züge angegeben. Wenig erscheint nur Graf Appiani, wenig selbst nur Emilia; allein wer wollte darum sagen, wir lernen diese Personen nur wenig kennen? Weitläufig ausgemahlt sind sie nicht; aber die wenigen Züge sind dafür so scharf gezeichnet, so individualisirend, daß ich dem Mann Wehe zurufe der diese Liebenden nun nicht von allen andern unterscheiden kann, und diese Züge, die den eigenthümlichsten Humor ausdrücken, nicht leicht weiter ausmahlen kann. Eben diese Kürze, dies Zusammendrängen des großen Gemähldeß läßt uns die sonst zu schnell scheinenden Uebergänge erklären. Wir hören von Emiliens Keuschheit nur den einen Zug: daß sie zu Gott betet, ehe sie unkeusche Liebe anhören soll, sie lieber mit Taubheit zu schlagen, und wann auch, wann auch auf immer. Aber wie viel sagt uns nicht dieser eine Zug? Wie sehr muß sie nicht über Keuschheit nachgedacht, in jedem Begegniß ihres Lebens nachgedacht, und sich daraus Warnungen gezogen haben? Ihre schwärmerische Frömmigkeit giebt ihr, gegen das Ende des Stückß, den Gedanken ein, sich zu ermorden, um ihre Unschuld zu retten; denn eben darum sprangen Tausende in die Fluthen und wurden Heilige. Die Unschuld, sagt ihr ihr Vater, ist über alle Gewalt erhaben. — Aber nicht über alle Verführung! und nun klagt das fromme Mädchen ihr zu leicht wallendes Blut, ihre zu bald empörten Sinne an, wie vor ihrem Beichtiger, spricht von den strengsten Uebungen der Religion u. s. w. Wie natürlich alles! wie im Charakter! wer will hier nach der Uhr sehen, oder die Seiten zurückzählen, um zu rechnen, ob Appiani auch schon lange genug todt ist, daß Emilia schon von jugendlichem warmen Blute reden kann?

Von dem Plane des Stückß, von den individuellen und zum Theil neuen Charakteren, von dem meisterhaften Dialog, von der Kenntniß der Seele, sagen wir hier lieber

1777. gar nichts, da wir doch nur so wenig sagen könnten, zumal da das Stück genug gelesen und beurtheilt ist. Aber allen dramatischen Dichtern und Kunstrichtern empfehlen wir es zum täglichen Studium zu machen, das man immer gerne bey der Hand hat. La.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1777

2. Anhang, 2. Abtheilung, pag. 1162—1164.





1778.

~~~~~  
Braunschweig.

Im Verlage der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung ist im vorigen Jahre an das Licht getreten: Die Auf-
erstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten
Beytrage zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen
der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel gemachte
neuere Einwendungen vertheidiget.*) 8, von 11 Bogen.

1778.

Die Erscheinung dieser Schrift, ist ein abermahliger
Beweis des Satzes: Es ist nichts so arg, das nicht zu
etwas gutem dienen könnte. Die Fragmente eines Unge-
nannten, welche der Herr Hofrath Lessing durch den
Druck der Welt mitgetheilet, sonderlich das fünfte unter
denselben, in welchem der Verfasser die Wahrheit der Auf-
erstehung Christi zu stürzen, und die Apostel als die
ärgsten Betrüger und Lügner darzustellen sucht, sind gewis
das ärgste, das man denken kan. Nur derjenige kan
Unternehmungen von dieser Art, als etwas gleichgültiges
ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres
Hirngespinnst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben
hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen wil,
daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung
unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grund-
satz hat: So bald ein Volk sich einig wird,
Republick seyn zu wollen, so darf es, folg-
lich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte

*) Verfasser: Johann Heinrich Räß, Archidiaconus zu
Wolfenbüttel.

1778.

der Obrigkeit beruhen, als Irthümer verwirft. Durch dieses arge Fragment ist die oben angeführte Schrift veranlasset worden, als welche, wenn Herr L. solches nicht zum Vorschein gebracht hätte, das Licht nie würde gesehen haben. Soll nun der obige Satz auch hier gelten; so muß bewiesen werden, daß diese Schrift nicht allein wirklich etwas so vorzüglich gutes sey, als jenes Fragment etwas vorzüglich arges ist; sondern auch, daß das in derselben befindliche Gute, das in dem letzten befindliche Böse, weit überwiege, und folglich daß der Nutzen, der durch solche gestiftet werden kan, weit beträchtlicher sey, als der Schade, welcher von dem Fragmente zu besorgen ist. Und diese Wahrheit wird allen denen einleuchten, welche diesen Tractat mit Aufmerksamkeit und mit einem unverblendeten Herzen lesen werden. Ich wil aber, ehe ich den Inhalt desselben ausführlicher anzeige, aus dem dritten Stücke der Lesingschen Beyträge erst einige Nachrichten voraussetzen, welche der Herr L. selbst von dem, von ihm vermutheten Verfasser der Fragmente, gegeben hat. Ehe er solchen nennet, schildert er seinen Character mit folgenden Worten, 3. St. der Beytr. S. 197: „Sie sind mit der äußersten Freymüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu seyn; und nirgends erlaubt er sich Spötereien und Posen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt, seine Meinungen gerade zu, und verschmäht alle kleine Hülfsmittel, den Beyfall seiner Leser zu erschleichen.“

Und ich kan diese vorläufige Characterisirung des Verfassers der Fragmente, für nichts anderes ansehen, als für ein kleines Hülfsmittel, die Achtung der Leser für den Verfasser zu erschleichen, welches zu verschmähen dem Hrn. L. diesesmahl nicht rathsam geschienen hat. Ist der Verfasser gleich kein Spötter, so ist er doch ein recht arger Lästerer, und dafür würde Herr L. einen jeden Orthodoxen ohne Bedenken erklären, welcher dem Mahometh solche Bubenstreiche gegen die höchste Landes-Obrigkeit aufbürden wolte, als dieser Verfasser den Aposteln aufbürdet, und zum Beweise seiner Anklage keine stärkere Gründe anführen könnte, als dieser gegen die Apostel angeführt hat.

Auf eben dieser Seite erklärt sich Hr. V. daß es ihm wahrscheinlich sey, daß Schmid, der Uebersetzer der Wertheimischen Bibel, der Urheber dieser Fragmente sey, *) und macht dabey die Anmerkung: daß die wilde Orthodoxie, wenn es auf sie angekommen wäre, ihm in ganz Europa keine Duldung würde haben finden lassen. Eine solche Schmähung ist leicht hingeschrieben. Wenn es aber darauf ankäme, daß Hr. V. den Beweis davon führen sollte; so würde er damit eben so schlecht wegkommen, als ein anderer, eben so voreiliger und partheyischer Richter damit weggekommen ist, der vorgegeben hatte: daß Schmid durch ein unprotestantisches Inquisitor-Verfahren unterdrückt worden.

Der Herr V. hat allen seinen Scharffsinn aufgeboden, um in dem XVII. St. dieser Beyträge den zu den Türken übergelaufenen Adam Neuser gegen ihm ungerecht und ungegründet scheinende Beschuldigungen, zu vertheidigen. Allein, die Ehre und Unschuld der Apostel Jesu gegen diesen Verleumder zu retten, das war eine Sache, welche wenigstens diesesmahl nicht in seinen Plan gehöret. In den lezten vier Seiten des lezten Stückes sagt er etwas, aber wenig bedeutendes, gegen die von dem Urheber der Fragmente vorgegebenen Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte; aber die höllischen Beschuldigungen, wodurch der Verfasser den Matthäus zum ärgsten und dummiesten Lügner, die Apostel zu den ärgsten Bösewichtern und Betrügnern macht, übergeht er mit völligen, aber sichtbar partheyischen Stillschweigen.

Doch zur Sache. Ich will den Fußtapfen des Hrn. V. nicht folgen, und meine Leser zum voraus mit Vobsprüchen meines Verfassers einzunehmen suchen, sondern ihnen sogleich den Anfang seiner Widerlegungsschrift vorlegen, damit sie selbst urtheilen mögen, was für einen Gang er gehet, und auf welche Art er die Angriffe des Widersachers abfertigt.

„A. Haben sie schon gelesen, was kürzlich aus den Papiereu eines Ungenannten gegen das Christenthum, und besonders gegen die Auferstehung Jesu herausgegeben ist?

*) Der Urheber war Hermann Samuel Reimarus, Hamburg, † 1768.

1778.

B. Ja, ich habe es gelesen.

A. Nun glauben sie doch auch wohl nicht mehr, daß Christus von den Todten auferstanden?

B. Ich würde es nun anfangen zu glauben, falls ich je daran gezweifelt hätte; so sehr ist durch diesen Angriff meine Ueberzeugung von der Gewißheit dieses großen Vorfalls vollendet.

A. Nimmermehr! Die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten sind ja so klar gezeigt und die Geschichte von der Wache vor dem Grabe so gänzlich widerlegt, daß ich nicht sehe, was man darauf antworten, und gar nicht begreife, wie man, nach solcher Bestreitung, in der Gewißheit wachsen könne.

B. Das kann wohl seyn. Die Herren pflegen immer der Meynung desjenigen zu seyn, den sie zuletzt gelesen, weil sie nie mit eigenen Augen die Religion untersucht. Glauben sie denn, daß der Ungenannte diese anscheinenden Widersprüche zuerst gesehen? So oft die Bibel schon commentiret, so manche Harmonie der Evangelisten bereits geschrieben, so häufige Angriffe aufs Christenthum längstens gemacht, und immer so siegreich abgewiesen: sollte noch Niemand vor den Ungenannten hieraufgefallen seyn, noch niemand darauf geantwortet haben?

A. Nun; es mag seyn, ich weiß es aber nicht, und was ich hier gegen die Auferstehungsgeschichte lese, kömmt mir sehr gegründet vor.

B. Mag es doch! Wissen sie, was ich glaubte, als Herr C., ehe ich noch das Buch gesehen, mit einer wükigen Freude zu mir kam, den Untergang des vernünftigen Christenthums beklagte, und zu den Pietisten zu treten erklärte? Ich glaubte, der ewige Jude wäre mit den kenntlichsten Documenten erschienen, und hätte den ungenannten Verfasser in den Stand gesetzt, das ganze Christenthum von Haus aus zu widerlegen.

A. Mir deucht, es hat der Ungenannte ohne Hülfe des ewigen Juden hinlänglich gethan; wenigstens zweifle ich, daß man die Auferstehungsgeschichte vor dem Richterstuhle der Vernunft retten kann; und wie viel darauf ankömmt, wissen sie besser denn ich.

B. Sie scheinen mir doch fast im Ernste diesen ihnen 1778.
so neuen Angriff für stark zu halten?

A. Ist das noch eine Frage? Wenn sie ihn nicht dafür halten, so untersuchen sie ihn erst und wehren ihn ab, wenn sie können. Ich will dann die Bestreitung und ihre Antwort gegen einander halten, und sehen, ob ich auch dann der Meinung desjenigen, den ich zuletzt gelesen, sehn werde. Antworten sie aber nur nicht in einem Folianten, wobey einem die Geduld vergeht.

B. Habe ich doch noch nicht gesagt, daß ich widerlegen wollte. Und wollte ichs, so könnte es, ohne einen Folianten deswegen zu schreiben, allensfalls gleich geschehen. Sie nähmen die Einwendungen ihres Ungenannten in die eine und die Bibel in die anderere Hand, läsen die citirte Antwort darauf, und trügen weiter vor, was sie dagegen noch zu sagen hätten.

A. Das wäre kurz genug abgefertiget, ob aber hinlänglich, wird sich zeigen. Ich halte sie beim Worte, und sehen sie, ich bin schon in der Lage, um den Angriff zu thun. Heraus und vertheidigen sie sich!

B. Nun, auf meiner Stube? Sie zwingen mich zur Nothwehr. Es sey indeß darum; kommen sie an!

A. Ich will die Gründe meines Verfassers möglichst in die Kürze ziehen und in Schlüsse zwingen, so werden wir hoffentlich am leichtesten mit einander fertig. Er bestreitet zuerst die einseitige Erzählung des Matthäus, daß man das Grab Christi mit einer römischen Wache besetzt, mit folgendem Schlusse: wenn die gerichtlich bestätigte Aussage der römischen Wache der einzige kräftige Beweisgrund von der Auferstehung Jesu blieb, wo alle andere nichts verfassen konnten, so mußten sie die Apostel nothwendig suchen und gebrauchen: oder die ganze Geschichte ist nicht wahr. Nun haben sie die gerichtliche Aussage der römischen Wache beym Pilatus nicht gesucht, nicht von ihm confirmiren lassen, und sich nie darauf berufen: folglich ist die ganze Geschichte falsch und vom Matthäus erdichtet.

B. Ich könnte diesen ganzen Schluß mit einer kurzen Antwort entkräften: sie mögten es aber übel nehmen, Dinge, die sie für erheblich halten, so kurz abgefertigt zu sehen: um ihrentwillen muß ich mich also wohl ein wenig dabey

1778.

aufhalten. Daß die Apostel die gerichtliche Aussage der römischen Wache nicht gesucht, können sie doch bloß daher beweisen, weil es kein Evangelist erwähnt, und weil sich die Apostel nie darauf berufen haben?

A. Ja, ich wüßte wenigstens nicht, woher sonst.

B. Beyde Gründe aber halte ich für unsicher. Paulus erzählt 1. Cor. 15, 6. 7. Christus sey nach seiner Auferstehung von mehr denn 500 Brüdern auf einmahl, und nachher wieder von Jakobo gesehen; und dieser Erscheinung erwähnt kein Evangelist; es folgt also noch nicht: was kein Evangelist erzählt, es ist nicht geschehen. Wir konnten die Nachricht überhaupt nur von Matthäus erwarten, weil die andern des ganzen Vorfalles mit der Besetzung des Grabes nicht gedenken: da er nun verschiedene Erscheinungen Christi, die die andern anders anführen, übergangen hat: so läßt sich wohl nicht schließen: was Matthäus nicht meldet, das ist nicht geschehen.

A. Aber die Apostel würden sich doch wohl darauf irgendwo bezogen haben, wenn es geschehen wäre!

B. So ganz richtig folgt das wohl auch nicht. Sie könnten sich darauf bezogen haben, ohne daß es aufgezeichnet wäre. Was nicht aufgezeichnet ist, ist nicht geschehen: so mögte ich doch nicht schließen. Wenn ich behauptete, die Apostel hätten sich das Vernehmungsprotocoll der römischen Wache in beglaubter Abschrift geben lassen: womit wollten sie mich widerlegen?

A. Mit dem Stillschweigen des Neuen Testaments und der ältesten Geschichtschreiber der Kirchengeschichte.

B. Daraus folgt der immer unbündige Schluß: was nicht aufgezeichnet ist, ist nicht geschehen.

A. Nun, so hätten sie sich doch wohl darauf berufen!

B. Das setzt voraus, daß ein jeder entweder eine vidimirte Abschrift dieses Protocolls oder gerichtlichen Zeugnisses bey sich gehabt, oder, daß sie sich auf das irgendwo deponirte Original bezogen. Und das könnte ja wohl geschehen seyn, ohne daß es aufgezeichnet wäre! Sie zeigten ihren Beweis, daß Christus auferstanden ist, vor, fingen an seine Religion zu predigen, gewannen Menschen. Das setzte, als die Wirkung, ward bemerkt, das erste, als bekannt, übersehen.

A. Und von diesen Attesten, derer, bey der Menge der Lehrer des Evangelii, viele seyn mußten, sollte sich nicht irgendwo eins, wenigstens in Abschrift, erhalten haben?

B. Das wäre freylich ganz glaublich; doch wer weiß, ob sich nicht noch eins auffinden läßt. Hat man doch vom Zoroaster noch etwas aufgetrieben; der Orient ist noch nicht durchsucht, und was findet sich nicht noch bey uns in Klöstern und Bibliotheken?

A. Es will mir doch, ob ichs gleich nicht widerlegen kann, nicht recht in den Kopf, daß die Apostel dies Zeugniß von Pilatus gesucht, erhalten und gebraucht hätten. In allen drey Fällen fühle ich Schwierigkeiten.

B. Ich auch, und besonders bey dem Gebrauche desselben.

A. Sie behaupten ja doch, daß die Apostel das Attestat wohl gehabt haben könnten.

B. Um Vergebung! ich sagte, wenn ichs behaupten, und dadurch ihr Argument schwächen wollte, so wären sie nicht vermögend, das Gegentheil zu erweisen. Ich behaupte es aber nicht, sondern vielmehr das Gegentheil, daß die Apostel kein Vernehmungsprotocoll der Wache verlangt haben können, deswegen, weil kein Gebrauch davon zum Erweis der Wahrheit, wovon die Frage war, zu machen stand.

A. Hiervon kein Gebrauch zum Beweis zu machen? Grade der stärkste war es, den der Jude und Haide gelten lassen mußte, wie mein Autor umständlich gezeigt.

B. Ja, das mögte er gewesen seyn, wenn die römische Wache Jesum hätte aus dem Grabe hervortreten und ihnen Beweise seines wieder empfangenen Lebens geben gesehen.

A. Oh! das habe ich mit meinem Autor ganz zuverlässig vorausgesetzt. Hat er denn das nicht bewiesen? Warten sie doch! Finden kann ichs wirklich bey ihm nicht. Es muß doch bey den Evangelisten stehen.

B. Es könnte nur beyh Matthäus stehen. Und was da Cap. 28, 2. 3. 4. 11. von den Hütern steht, enthält nach ihres Autors eigener Uebersetzung S. 438. nichts weiter, als daß sie ein großes Erdbeben gespürt, eine sehr glänzende Erscheinung eines Engels gesehen, und darüber beynähe den Tod vor Schrecken gehabt, und dies, was sie

1778. gesehen und gefühlt, den Obersten der Priester berichtet hätten.

A. Sie sahen doch aber auch, daß der Engel den Stein vom Grabe riß.

B. Das erzählt der Evangelist, aber er sagt nicht, daß es die Wache gesehen.

A. Woher wußte ers denn?

B. Von den Weibern, die ihn darauf sitzend fanden, und mit jedermann daraus schliessen konnten, daß er ihn auch abgewälzt haben würde, und nachher von Jesu selbst. Aber die Wache mag es immer gesehen haben; so konnte sie doch nun nichts weiter bezeugen, als: es entstand ein schreckliches Erdbeben, ein blendender Engel, oder wie sie sich sonst darüber mögen als Heiden ausgedrückt haben, erschien, schmiß den Stein vor dem Grabe weg, und erschreckte uns dergestalt, daß wir hätten den Tod davon haben mögen. So bald wir uns indeß erholten, machten wir, daß wir fort kamen. Nun lassen sie die Apostel hierüber ein gerichtliches Zeugniß einholen, und lassen sie z. B. Paulum damit nach Athen kommen, und hiemit beweisen wollen, daß Christus auferstanden, mußte ihn nicht der atheniensische Philosoph, mußte ihn nicht jedermann damit auslachen?

A. Indes schlossen doch die Hohenpriester aus diesem Berichte der Wache, daß Jesus auferstanden seyn müsse.

B. Das steht einmal nirgend. So viel sieht man aus der schleunigen Versammlung des großen Raths und dessen Maafregeln wohl, daß ihnen dieser Bericht nicht lieb war, und daß aus demselben, wenn er auskäme, die Jünger Jesu seine Auferstehung sehr wahrscheinlich würden machen können. Sie suchten ihn daher zu unterdrücken, und dafür die Erzählung auszubringen, daß die Jünger Jesu seinen Leichnam gestohlen, und dadurch die Wache, nachdem sie es mit anbrechendem Tage gesehen, veranlaßt hätten, ihren Posten, wo sie nun nichts mehr nütze waren, zu verlassen. Indes stand es begreiflich nicht zu verhindern, daß der wahre Verlauf der Sache unter die Leute kam; hätte auch jeder Soldat, der dabei gewesen, davon geschwiegen, und bloß die ihm vorgegebene Erzählung behauptet, wie immer schwer zu glauben; so konnte er doch nicht vermeiden, darum im Vertrauen gefragt zu werden,

als nachher die Anhänger Jesu laut erzählten, was ihnen bey seinem Grabe begegnet, als woraus folgen müßte, daß den römischen Soldaten, die Wache zu halten, und ihren Posten zu behaupten verstunden, und dafür bekannt waren, sicher etwas außerordentliches begegnet seyn müsse.

A. Daher denke ich doch immer, die Apostel hätten wohl gethan, Gebrauch von dieser Aussage zu machen.

B. Aber welchen? mein Freund! Die ganze Aussage konnte doch nichts weiter beweisen, als: bey dem Grabe Christi hat die römische Wache ein Erdbeben vermerkt und eine glänzende Figur gesehen, die vielleicht den Stein davor wegnahm; auf welches letztere immer jemand antworten konnte, dies wäre durchs Erdbeben geschehen. Da also die Aussage nichts weniger als die Auferstehung Christi bewies, wovon die Apostel durch eigenen Augenschein überführt; da sie sie durch die Folgen derselben, ihre Erleuchtung, ihre Sprachkunde, ihre Wunderkräfte und ihre unauslöschliche Anhänglichkeit an Jesu überzeugend beweisen konnten; und da es ihrer Würde, Boten Gottes zu seyn, durchaus entgegen war, ein römisches Creditiv vorzuzeigen: so sind sie unstreitig genung gerechtfertigt, einen Vorfall nicht weiter zu nutzen als er brauchbar und ihnen es anständig war. Ich muß also nun so schließen: wenn die gerichtlich bestätigte Aussage der römischen Wache die wirklich geschehene Auferstehung Jesu nicht bewies, und höchstens eine Vermuthung hievon, die die Apostel anzuführen nicht nöthig hatten, darthat: so konnten, so mußten sie dieselbe nicht suchen und sich nie darauf beziehen.

A. Das ist alles ganz recht; aber wie kommt mein Autor darauf so übereilt zu schließen: wenn man einen Beweis aus einem Vorfalle, der keinen Beweis enthält, nicht sucht und nicht anbringt: so ist der Vorfall nicht geschehen? Er mußte ja erst beweisen, daß die römische Wache Jesum hatte lebendig aus dem Grabe kommen sehen, und, wenn er das nicht konnte, auch nichts darauf bauen, am wenigsten den schweren Beweis darauf bauen, daß gar keine Wache vor dem Grabe gestanden. Wenn indeß die Auferstehung Jesu durch den Umstand, daß sein Grab bewacht worden, nicht erweislich, sondern aufs höchste vermuthlich ist, warum hat ihn Matthäus angeführt?

1778.

B. Diese Frage könnte ich mit dem ich weiß es nicht, beantworten, ohne daß sie daraus etwas gegen den Matthäus oder die Auferstehungsgeschichte zu folgern berechtigt wären. Ich will ihnen aber bey den übrigen Einwendungen ihres Ungenannten den guten Gebrauch dieses Umstandes schon vor die Augen rücken, die ich nun erwarte, wo sie anders ihr erstes Argument schon aufgeben wollen.

A. Das muß ich ja wohl, beweist es doch nichts, so viel Aufhebens mein Autor auch auf verschiedenen Seiten davon macht. Er sagt zwar noch eins und das andere, das ich als sein treuer Anhänger anbringen muß, aber selbst nicht gar wichtig finde. S. 444 sagt er, die wachhabenden Soldaten hätten mit der Auferstehung Jesu zu ihrem Erstaunen sein Grab aufspringen gesehen, und müßten daher als Zeugen derselben angesehen werden.

B. Ich habe schon geantwortet, es sey sehr zweifelhaft, daß die Wächter die Eröffnung des Grabes durch den Engel gesehen. Es sey indeß, oder, welches noch wahrscheinlicher, es habe einer von der Wache sich so weit erholt und bey'm Umsehen auf der Flucht bemerkt, daß der Stein weggerückt sey, so folgt doch die geschehene Auferstehung daraus so wenig, als man ehemals in Bissabon eine Auferstehung vorgab, ob gleich durchs Erdbeben Leichensteine genung von ihrer Stelle geworfen seyn mögen.

A. Ich will mein Argument nicht weiter stützen, der Grund fehlt, es muß doch fallen. Hier ist, wenn Gott will, ein stärkeres: da es überwiegend wahrscheinlich, daß die Jünger Jesu seinen Leichnam bey Nacht geholt: so ist auffer Streit *Matthäi* Erzählung von der römischen Wache seine bloße Erfindung, um den Vorwurf des Leichneraubes von sich abzulehnen, als der, wenn eine Wache da gestanden, nicht hätte geschehen können.

B. Es versteht sich, daß sie die überwiegende Wahrscheinlichkeit, der Leichnam Jesu sey von seinen Jüngern weggenommen, ins Licht setzen müssen, und das will ich erwarten.

A. Es war erstlich, wenn keine Wache da stand, sehr möglich, wie mein Autor S. 447. f. gezeigt hat.

B. Das gebe ich zu; indeß werden sie aus Möglichkeiten nichts schließen, sondern die Wahrscheinlichkeit erklären.

A. Billig; mein Autor giebt mir zween Gründe an. Der erste; Maria Magdalena denkt, da sie den Leichnam Jesu im Grabe nicht mehr antrifft, an keine Auferstehung, sondern bloß an das Wegtragen. Sie haben, spricht sie, meinen Herrn weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben; und da sie den Gärtner vor sich zu haben mehnt, spricht sie: Herr, hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen. Wenn also Magdalena aus der Abwesenheit des Leibes Jesu schließt, daß er weggenommen seyn müsse: so muß sie vom Wegnehmen wohl so etwas gehört haben, und es ist daher äußerst wahrscheinlich, daß es sich die Jünger vorgenommen und in der Stille ausgerichtet haben.

B. Glauben sie, daß es richtig folgt: wenn Maria Magdalena mehnt, der Leib Jesu sey aus dem Grabe genommen, so mehnt sie zugleich, seine Jünger hätten ihn geholt?

A. Ich glaube es, weil sie gegen andere keinen Verdacht äußert, und auf keinen andern sonst Verdacht fallen konnte.

B. Wo äußert sie aber die Meynung, daß der Leib Jesu von seinen Jüngern weggetragen sey? Nach Joh. 20, 2. fühlt sie, bei Entdeckung in der Ferne, daß der Stein vom Grabe weg sey, gleich die Besorgniß, daß der Leichnam genommen, und eilt mit derselben zum Petrus und Johannes: sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Konnte sie so sprechen, wenn sie diese oder andere Jünger in Verdacht hatte? Mußte sie nicht sagen: ihr habt ihn genommen, wo habt ihr ihn gelassen? Allein, sie wußte es zu gut, daß es keinem Anhänger Jesu einfallen konnte, seinen Leichnam abseite zu bringen, und besorgte nicht ohne Grund, daß seine Feinde auch die Ruhe in einem ehrlichen und ansehnlichen Grabe ihm nicht gönnen mögten: daher offenbar ihr Verdacht nicht auf jene, sondern auf diese fiel. B. 12. 13. antwortet sie den Engeln, die sie in Jesu Grabe sitzen sah, auf ihre Frage: was weinst du? sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Sind die sie nothwendig die

1778.

Jünger, von welchen gar vorher die Rede nicht war? Unmittelbar nachher v. 15. fragt sie den, welchen sie für den Gärtner ansah, ob er ihn etwa weggetragen? zum Beweis, daß sie eigentlich Niemanden gradezu beschuldiget, aber auch jedermann in Verdacht ziehen könne. Wären ihr mehrere da vorgekommen, so hätte sie ohne Zweifel jeden, wer er auch gewesen seyn mögte, gefragt, ob er ihren Herrn genommen? Wie daraus gefolgert werden könne, daß sie die Jünger allein in Verdacht gehabt, sehe ich nicht, da sich zumal keine Spur hievon bey einem Evangelisten findet. Sie antwortet, wie ich schon bemerkt, den Engeln im Grabe: sie haben meinen Herrn weggenommen; man kann daher eben so gut, ja man muß beynah annehmen, daß ihr Verdacht auf die fiel, welche sie jetzt fragten, was sie weine? da sie den vermeynten Gärtner, der ihr eben die Frage gleich nachher that, auch gleich gradezu in Verdacht nahm, daß er den vermißten Leichnam weggebracht haben würde. Auf keinen andern, als die Jünger, sagen sie, konnte Magdalena Verdacht werfen. Ich sehe nicht, warum? Sie wußte, daß keiner von ihnen Auferstehung erwartete, und keiner sie daher durch Entfernung des Leibes Jesu vorgeben würde. Sie wußte aber auch, wie verhaßt er dem hohen Rathe war, der ihn ans Kreuz gebracht: Konnte der ihn nicht nehmen lassen, unter dem Vorwande, dergleichen Grab komme keinen Gekreuzigten zu? nicht unter dem Vorwande, zu verhüten, daß seine Anhänger keine Abgötterey damit trieben?

A. Daß die Evangelisten sich wohl von der Entwendung des Leibes Jesu, wenn sie sie selbst begangen, in ihren Schriften nichts merken lassen, versteht sich von selbst. Hat sie aber deswegen nicht doch von ihnen geschehen können?

B. Aber, wer berechtigt sie zu diesem Verdachte, wenn sie in den Schriften, woraus wir unsere ganze Kenntniß hievon haben, nicht die geringste Spur dazu, sondern, wie ich weiter beweisen werde, eine hypothetische Unmöglichkeit, daß die Jünger diesen Leichenraub begangen haben sollten, antreffen? Sie haben doch wohl den ewigen Juden, der ihnen so etwas aufgeheftet haben könnte, nicht selbst gesprochen?

A. Nicht der ewige Jude, ſondern die Unmöglichkeit, daß der Leib Jeſu von andern als ſeinen Jüngern genommen ſeyn würde, macht ſie deſſen verdächtig.

B. Vorausgeſetzt nemlich, daß er genommen iſt, und daß müſſen ſie erſt beweifen.

A. Erweiſlich iſt es nicht, aber wahrſcheinlich ſo lange, biß ſie bewieſen, daß die Jünger Jeſu es nicht thun wollten, nicht thun konnten.

B. Daß ſoll mir beydeß nicht ſauer werden. Glauben ſie, daß die Jünger Jeſum für den Meſſias hielten?“

Auf dieſe Art geht der Verfaſſer in ſechs Geſprächen, alle, in dem Fragmente befindlichen Angriffe, Einwürfe, und vorgegebne Widerſprüche durch. Ich kan mich unmöglich enthalten, noch eine Stelle herzuſetzen: S. 30.

„A. Ich meynte neulich, die Verſuche meines Autors, die römische Wache wegzujagen, wären ſchon alle gemacht, und er käme nun auf die Widerſprüche, die ſich unter den Evangelisten finden; wie ich aber ſehe, ſo erneuert er ſeine Angriffe darauf S. 451. f. f. noch von verſchiedenen Seiten, und er hat mir neuen Muth gemacht, tapfer mit darauf lozzugehen. Halten Sie ſich gefaßt, ich greife an: Wußten die Hohenprieſter vor der nachmaligen Erzählung der Jünger Jeſu von ſeiner Auferſtehung vorher nichts, ſo konnten ſie auch um keine Wache zur Beſetzung des Grabes bitten, und ſo iſt Matthäi ganze Erzählung hievon eine bloße Erdichtung. Nun aber wußten die beſtändigen Begleiter und Zuhörer Jeſu nicht einmal, daß er auferſtehen ſollte, wie theils ausdrücklich geſagt, theils durch ihre Klagen, daß ihre Hoffnung von ihm verloren, durch ihr vorhabendes Balsamiren, durch ihre Vermuthung vom geſchehenen Raube, und durch ihre Weigerung ſeine Auferſtehung zu glauben, beſtätiget wird: ſolglich iſt es unmöglich, daß die Hohenprieſter davon können gehört und ſich eine Wache ausgebeten haben. Was ſagen ſie dazu?“

B. So viel ich ſehe, iſt ihres Autors ganze Hypothese, womit er die Auferſtehung Jeſu beſtreiten will, die: Seine Jünger haben ſeinen Leib heimlich entwandt und nun deſſen Auferſtehung vorgegeben. Von ihrem vorgetragenen Argumente aber iſt der ganze Grund der: Seine Jünger haben von ſeiner Auferſtehung kein Wort gewußt, mit keinem

1778.

Gedanken daran gedacht. Daraus folgt der richtige Schluß: haben die Jünger Jeſu nie gehört, daß er auferſtehen würde, und bey der damaligen noch großen Unbekanntschaft mit dieſer geoffenbarten Lehre, die der Sadducäer gänzlich leugnete, von ſelbſt an ſeine Auferſtehung gar nicht denken können: ſo wird es aus dieſen Prämiſſen nicht allein völlig unwahrſcheinlich, ſondern gar unmöglich, daß die Jünger Jeſu ſeinen Leib genommen und ſeine Auferſtehung vorgegeben haben ſollten. *Ignoti nulla cupido*. Von keiner Auferſtehung jemals gehört haben, nicht daran denken, ſie vielleicht gar nicht einmal kennen; und doch einen erblaſten Leib ſtehlen, um Auferſtehung vorgeben, ein Lehrgebäude darauf gründen und ſich dafür todtſchlagen laſſen zu können: iſt das kein Widerſpruch?

A. Das iſt freylich einer, und ein handgreiflicher. Aber ſie müſſen auch mit Leuten, die die Religion angreifen, ſo nicht umgehen. Man ſagt, was man dagegen aufreiben kann, ohne ſich darum zu bekümmern, ob das immer zuſammen hängt, ob nicht eins das andere wieder aufhebt. Wenn ſie Voltairens Einwendungen und Spöttereyen in ein System bringen wollten, was würde daraus werden! Und ſie richten auch nichts damit aus. Meynen ſie, daß ſie den alten Dichter bekehren würden, wenn ſie ihm die Widerſprüche in ſeinen Einwendungen vorzeigten und ad absurdum brächten? Pendanterie! würde er ſagen, eine Priſe nehmen, ein Liedlein ſingen, und indeß ein Bonmot aufgreifen. Beſtreiten ſie hübsch meines Autors Argument, und bekümmern ſich um die Widerſprüche, die darunter vorlaufen mögen, nicht weiter.

B. O, ſie ſind ein tapferer und liſtiger Soldat, wenn ſie mit ihrem Feinde accordiren, daß er nur deſenſive gehen und ſich alles offenſiv Kriegeß enthalten ſoll. Sie werden mir indeß nicht übel nehmen, wenn ich die Capitulation abſchlage.“

Vorzüglich aber habe ich mit unausprechlichen Vergnügen auf der 21. n. f. S. die Widerlegung des Einwurfs: daß Jeſus nicht öffentlich und mit Pomp auferſtanden ſey, geleſen. Ich habe ſelbſt über dieſe wichtige Sache, mit Anſtrengung aller meiner Gemüthskräfte nachgedacht, ich habe alles, was davon geſchrieben worden iſt, mit aller möglichſten Aufmerkſamkeit geleſen, ich

habe selbst eine ausführliche Abhandlung davon, in meinen 1751. zu Leipzig in Jakobi Verlag, herausgegebenen Predigten über wichtige Stellen der h. Schrift, S. 344. f. eingerückt, und glaube noch izo, daß ich darin manches nicht unerhebliche vorgetragen habe, das ich bey meinen Vorgängern nicht gefunden. Indessen trage ich doch kein Bedenken, das Bekänntnis abzulegen, daß ich diesen großen Gegenstand hier in einem ganz vorzüglich hellen, und in mancher Absicht neuen Lichte erblicket habe, und ich bin versichert, daß alle, Jesum und seine Wahrheit liebende Leser, diese Abhandlung mit eben der Ueberzeugung und mit eben dem Vergnügen lesen werden, mit welchen ich solche gelesen habe, und noch oft lesen werde.

Die letzte Unterredung ist nicht mehr widerlegend, sondern lehrend. Der Verfasser erweist in derselben, ohne allen Aufwand der Gelehrsamkeit, welchen er überhaupt, in dem ganzen Tractate mit aller Sorgfalt vermieden hat, indem er bloß der Natur der Sache gefolget ist, die beyden großen Wahrheiten:

Daß Jesus so wahrhaftig auferstanden ist, als gewiß wir das Evangelium von Ihm haben; Jngleichen

daß Er so gewiß für uns gestorben ist, als gewiß Er auferstanden ist, auf eine so bündige, einleuchtende und überzeugende Art, daß alle Einwürfe der Widerwärtigen an diesem Bolwerke zu Schanden werden müssen.

Möchte ich doch das Vergnügen erhalten, den vortreflichen Verfasser dieses Tractats kennen zu lernen. Ich finde es nöthig, auf das allerheiligste zu versichern, daß er mir völlig unbekannt sey, daher meine Leser mir die Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen, zu glauben, daß persönliche Neigung und Achtung in dieses mein Urtheil von demselben nicht den geringsten Einfluß gehabt haben. Ja ich mus bekennen, daß ich selbst nicht gewußt habe, daß dieser Tractat existirte, da ich ihn in keinem Journale, und in keiner gelehrten Zeitung, die mir zu Gesicht gekommen, bemerkt, sondern ihn bloß zufälliger Weise in einem, in einer Auction erstandenen Convolute roher Schriften erhalten habe. Möchte er doch in den Händen aller Christen

1778.

sehn. Er kan Ungelehrten eben so nützlich werden als Gelehrten, und die ersten haben nicht Ursach sich durch die Besorgnis, daß sie ihn nicht verstehen möchten, von dem Lesen desselben abschrecken zu lassen, da zu dem Verstande desselben nichts weiter, als ordentliche Menschenvernunft und ein gegen die Wahrheit aufrichtig gesinntes Herz erfordert wird.

Ich wil indessen noch eine Anmerkung beyfügen, welche der Verfasser übersehen hat. Sie soll in diesen Fragen bestehen: Ist es so gewis, als es der elende Verfasser der Fragmente vorgiebt, daß die Jünger Christi, seinen Leib gestohlen haben: hat der Verfasser der Fragmente dieses nach 1700 Jahren so leicht entdecken können; wie ist denn möglich gewesen, daß der hohe Rath zu Jerusalem nie darauf verfallen, darüber eine gerichtliche Untersuchung anzustellen? wie leicht hätte es ihm werden müssen, da mehrere darum wissen mußten, die Wahrheit heraus zu bringen, ja den, vor den Freunden Jesu versteckten Leib desselben, selbst aufzufinden! Warum machen sie den Aposteln in den nach Ap. Gesch. 4 und 5, mit ihnen angestellten gerichtlichen Verhören desfalls keine Vorwürfe? warum antworten sie diesen, wenn sie mit großer Freudigkeit sagen: Der Gott unsrer Väter hat Jesum auferwecket, welchen ihr erwürget habt, nicht: ihr lüget! ihr habt seinen Leib gestohlen! warum stopfen sie mit dieser Antwort nicht dem Samaiel den Mund, der ihnen so bittere Wahrheiten vorhielt? Ap. Gesch. 5, 34. f.

Diese Frage müste der Verfasser des Fragments beantworten, wenn er noch lebte, und sein Vorgeben: daß die Beschuldigung, daß die Freunde Jesu seinen Leib gestohlen und über die Seite gebracht haben, von dem gerechten Vorwurfe der allerboßhaftesten Verläumdung retten wolte. *) Nun aber fällt diese Verbindlichkeit auf den Hrn Lessing, da er sich zum Pflieger der von dem Verfasser der Fragmente hinterlassenen Mißgeburth aufgeworfen, da er die von ihm angegebenen Widersprüche für wahre Widersprüche erklärt, da er dem bisherigen algemeinen Lehrsatze und Glaubensartikel der ganzen Christlichen und der evangelischen Kirche in sonderheit: daß die

Evangelisten in jedem Worte untrüglich gewesen, daß ist, daß sie, da sie aus Eingebung des heil. Geistes geschrieben, nichts offenbar falsches niedergeschrieben haben, so ausdrücklich widerspricht. Ueberhaupt ist die Reihe zu reden nun an den Herrn D. Unbekant kan ihm die hier recensirte Beantwortung der 5 Fragmente nicht sehn, da sie, mit seinen Beyträgen aus einer Handlung an das Licht getreten ist. Er muß entweder augenscheinlich beweisen, daß der Verfasser dieser Widerlegung, die in dem Fragmente gerügten Widersprüche nicht hinlänglich, oder daß er sie nicht alle beantwortet habe; oder er muß es sich gefallen lassen, daß Freunde der Ehre und der Wahrheit Jesu sein Stillschweigen als ein lautes Bekänntnis ansehen, daß er sich schäme, die Fragmente für erheblich gehalten, und solche aus dem Grunde der Welt in offenen Drucke vorgelegt zu haben, da sie als Früchte der Finsternis, billig in der Finsternis hätten bleiben sollen. Ob aber ein solches Stillschweigen hinlänglich sehn werde, das Mergernis, das er durch Veranstellung des Druckes derselben verursacht, zu heben, diese Frage mag sein Gewissen beantworten, und jener Tag wird sie entscheiden.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß ich die Gegensätze des Herrn D. mit viel größerer Betrübniß gelesen habe, als die Fragmente des gegen unsrer allerheiligste Religion so feindselig gesinnten und so frech und grob lästernden Verfassers.

G o e z e.

*) Ich bedaure, schreibt mein Autor, S. 59. den Mann, der sie machen kann. Und ich bedaure den Mann, der, da solche nach 1700 Jahren ein Thor gemacht hat, sie als erheblich hat können drucken lassen.

Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten
aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1778,
30. Jan.

Hannover. Unsere Leser mögen es uns immerhin Dank wissen, daß wir ihnen eine neue Schrift, so warm, als wir sie empfangen haben, alsofort bekannt machen: „Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der Christlichen Religion, von Johann Daniel Schumann, Director

1778. **des Lyceum zu Hannover.** Ich weiß, an welchen ich glaube, 2. Tim. I., 12. Hannover, in der Schmidtschen Buchhandlung, 1777." 167 Seiten in gr. 8.

Es ist freylich sonderbar genug, daß eine Religion, die seit so vielen Jahrhunderten alle Prüfungen der Verunft längst überstanden hat, noch immer aufs neue geprüft und vertheidigt werden soll. Allein, die Zeiten sind nun einmal darnach, daß längst gesagte und längst beantwortete Einwürfe immer aufs neue beantwortet werden müssen. Ein weltlicher Richter, und wenn er auch noch so geduldig wäre, würde dennoch zuletzt zürnen, wenn die streitenden Partheyen niemals neue Gründe und Gegen Gründe, sondern bloße Wiederholungen der alten Klagen und Gegenklagen vorbringen wollten. Und doch ist das der nämliche Fall, in welchem sich unsere Gottesgelehrten befinden. Das Capitel von Einwürfen ist nun in dem Umfange von 1777 Jahren längst erschöpft worden, und dennoch sollen sie den Feinden der Religion dasjenige immer aufs neue sagen, was diese längst gehöret, und längst wieder vergessen haben. Doch dies nur im Vorbeygehen, und also näher zur Sache. Herr Nath Lessing hatte es in dem 4ten Beytrage zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel für gut befunden, eine feindselige Schrift aus den Papieren eines Ungenannten abdrucken zu lassen, und die zuletzt hinzugefügte Widerlegung war fürwahr das nicht, das den ächten Verehrer der Christlichen Religion beruhigen konnte. Es war nothwendig, daß jemand dem ungenannten Feinde bis in seine geheimsten Schlupfwinkel nachgehen mußte. Und das hat der Herr Director Schumann, dessen Stärke in der Geschichte der Kirchenväter wir noch vor kurzer Zeit mit Recht gepriesen haben, in der angezeigten Schrift gethan, die seinem Verstande und seinem Herzen wahre Ehre macht. Nichts ist schöner, als die Veranlassung, die der Herr Director zur Entwerfung dieser Schrift gehabt hat. Sie bestätigt die Bemerkung, daß Rechtsgelehrte vom ersten Range sehr oft die Gottesgelehrten beschämen müssen. Was Herr Schumann von dieser Veranlassung sagt, ist so schön, daß wir etwas davon abschreiben müssen: „Ich ward zur innigsten Freude

gerührt, als ein erhabener Gönner, den ich nie ohne die Empfindungen derjenigen Verehrung denke, zu welcher uns ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes und Herzens aufordern, durch Uebersendung eines schriftlichen Aufsatzes, der das Resultat scharfsinniger Bemerkungen über diese Materie enthielt, mir einen vollen Blick in die vortrefflichen Ueberzeugungsgründe erlaubte, auf welchen die ungestörte Glaubensgewißheit desselben ruhet. — Wächten es, dachte ich, geheiligte Pflichten verstatten, den Vorhang hinweg zu nehmen, da eine so edle Beschäftigung, ein in allem Betracht so erhabnes Beyspiel vor den Augen der Welt verbirgt! die Religion würde dabey gewinnen. Wie darf der gemeinere Christ seine träge Behandlung der heilsamen Lehre entschuldigen, wenn er erfährt, daß solche die Edlen der Welt ihre wichtigste Angelegenheit daraus machen, und ihr die stille Ruhe widmen? Und wie mag der Abtrünnige, selten ein Originalgeist, gemeinlich ein Wiederhall des Voltairischen Wizes, er, der nie vermögend war, jene tiefsinnige Untersuchungen anzustellen, aus welcher der Verständige mit satter Ueberzeugung zurückkommt; wie mag er ferner dem Christenthum den unbilligen Vorwurf aufladen, daß er sich nur durch die Landesgesetze aufrecht erhalte, und nur solche als Vertheidiger aufstelle, denen er mit zeitlichen Vortheilen lohne? — Die Wahrheit behauptet noch immer ihre Rechte, und wird sie, ich hoffe, in der Folge noch mächtiger behaupten, wenn nicht — der folgenden Generation alle Kraft des gründlichen Denkens entnerbet.“

Beytrag zum Reichs=Postreuter, Altona 1778, 30. Januarius.

„G. Ephr. Lessingii Emilia Galotti, Progymnasmatibus loco latine reddita & publice acta moderante J. H. Steffens, Lycei Cellensis Rectore. Cellis, Typis Schulzianis. MDCCLXXVIII. 6^{1/2} Bogen, in 8 vo.“

Wir zeigen diese vorzüglich wohlgerathene Uebersetzung eines sehr bekannten, und wegen des darinnen herrschenden großen Scharfsinnes und vortrefflichen Dialogs allgemein beliebten Trauerspiels des berühmten Besings hier mit

1778.

desto größerem Vergnügen an, je mehr der schon durch andere gelehrte Schriften rühmlich bekannte und verdiente Herr Rector Steffens, der so manchen rechtschaffenen Mann und Gelehrten glücklich gebildet hat, sich hier als einen wackern Schulmann, und besonders auch als einen ächten Kenner der Schönheiten Latiens gezeigt hat. Er hat gedachtes Trauerspiel, wie uns von Zelle berichtet wird, den 12. Januar von einigen in der obersten Classe der Zellischen Stadtschule studirenden hoffnungsvollen Jünglingen mit großem Beyfalle einer aus adelichen, gelehrten und bürgerlichen Personen von Geschmack bestehenden überaus zahlreichen Versammlung aufführen lassen, und bezeugt in dem zu dieser Handlung besonders ausgefertigten Programm, darinnen er auf anderthalb Bogen in 8vo zuverlässige Nachrichten von der Zellischen Schule, von ihren ehemaligen und jetzigen Lehrern, und ihren gegenwärtigen Lectionen giebt, auch zugleich seine Gedanken über die heutigen Schul-Reformationen, und über ein bisher noch nicht üblich gewesenes Lateinisches Schuldrama in einer netten, angenehmen und geschmackvollen Lateinischen Sprache freymüthig eröffnet, daß die jungen Redner ihre Rollen selbst übersetzt, und Er den Auffäßen nur die nöthige Verbesserung gegeben habe.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1778, 3. Februar.

Hamburg. Die Aufseher über öffentliche Büchersammlungen handeln pflichtmäßig, wenn sie aus den ihrer Aufsicht anvertrauten gelehrten Schätze dasjenige gemeinnützig zu machen suchen, was wirklich gemeinnützig gemacht zu werden verdient. Dabey versteht es sich also von selbst, daß Schriften, durch welche die Religion, der Staat und die guten Sitten beleidiget werden, von dieser Gemeinnützigmachung schlechterdings ausgeschlossen werden müssen. Und so hätten wir gewünscht, daß die bekannten Fragmente aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek niemals zum Vorschein gekommen seyn mögten, weil sie eine laute Lästerschrift wider die christliche Religion enthalten. Der Herr Herausgeber derselben ist auch bereits deswegen in

einige unangenehme Streitigkeiten verwickelt worden, zumal da er nach ſeiner bekannten Scharffſinnigkeit leicht vorausſehn konnte, daß die den Fragmenten beygeſügte Widerlegung nichts weniger als befriedigend wäre. Indeffen die Läſterſchrift liegt nur einmal Jedermann vor Augen, und nun iſt es für die aufrichtigen Verehrer und Bekenner der chriſtlichen Religion Pflicht, daß ſie den lauten Läſterungen auch laut widersprechen, damit ſie nicht in den Verdacht gerathen, in welchen ſchon dieſenigen gerathen ſind, denen man jüngſt hin den öffentlichen Vorwurf gemacht hat: „Sie leihen der Irreligion ſo emſig ihre Dienſte, als wenn ſie vom Unglauben beſoldet würden, ohne zur Ehre der Wahrheit jemals den Mund zu eröffnen, und ſie tragen keine Scheu, die heiligſten Gefinnungen ihrer Mitbrüder, deren Brod ſie eſſen, mit allem Muthwillen der Satyre lächerlich zu machen.“ Und ſo viel zur Vorrede bey der Anzeige folgender neuen Schrift: **Vertheidigung der geoffenbarten chriſtlichen Religion wider einige Fragmente aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek aufgefetzt von Friedrich Wilhelm Maſcho, vormaligem Rector der Schule zu Ruppin. Erſtes Stück, Hamburg bey J. P. C. Reuß. 1778. 1. Alph. in gr. 8.** Herr Maſcho iſt nicht der erſte, der ſich dem Verfaffer der Fragmente öffentlich entgegen geſetzt hat; und wir ſelbſt haben ſchon die ſchöne Schutzſchrift des Hrn. Director Schumanns zu Hannover nach Verdienſt gerühmet: allein nach aller Wahrſcheinlichkeit wird die Schutzſchrift des Hrn. Maſcho, von welcher wir izt das erſte Stück vor uns liegen haben, ungleich vollſtändiger werden. Er ſtellet zuvörderſt über den ungenannten Verfaffer der Fragmente, dem er es zutrauet, daß er auch wol ein Buch de tribus impostoribus ſchreiben könne, lehrreiche Betrachtungen an, und findet den zureichenden Grund von ſeinen feindseligen Gefinnungen gegen die chriſtliche Religion in ſeiner verkehrten Erziehung und tumultuariſchen Art zu ſtudiren. Wenn man das, was Herr Maſcho davon ſagt, mit Aufmerkſamkeit lieſet: ſo fällt der Ungrund von jener ſchwarzen Verleumdung, als ob ein vormaliger berühmter Hamburgiſcher öffentlicher Lehrer Verfaffer der Fragmente geweſen ſey, gar bald in die Augen. Nach dieſer Vorausſetzung prüft Hr. Maſcho

1778. alles, was sein Gegner zur Entkräftung der Auferstehungsgeschichte Christi gesagt, oder vielmehr aus den Schriften der Engelländer geplündert hat, und zuletzt widerlegt er alle seine übrige Scheingründe mit einer Gründlichkeit und zugleich mit einem so nachdrucksvollen Ernst, daß man wol siehet, er habe aus der Fülle des Herzens geredet. Hin und wieder hat Herr Mascho einige Anmerkungen, die sich auf den jetzigen Verfall der Religion und Wissenschaften (denn beyde leiden gleich stark) beziehen, die auch alsdenn, wenn man nicht mit dem Hrn. Verf. einerley Meynung ist, gefallen. Eine baldige Fortsetzung dieser Arbeit wird uns und allen aufrichtigen Freunden der christlichen Religion willkommen sehn.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1778, 9. März.

Braunschweig.

Nachdem der dritte und vierte Beytrag aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek schon ziemlich alt geworden, erhebt sich über die darinnen aus Handschriften, mitgetheilte theologische Fragmente noch eine heftige Streitigkeit, und man forderte Herrn Lesing auf, dafür zu haften. Aufforderungen und von der Art, und in so naher Nachbarschaft, als sie geschahen, mußten ihn reizen, hervorzutreten, gerüstet, wie er zu sein pflegt. Nemlich der Herr Direktor Schumann zu Hannover suchte das Schädliche jener Fragmente zu zeigen, und mit ihm entstand also der Kampf. Die erste Antwort erhielt er in folgender Schrift:

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. 16 Seiten in 8. Er unterscheidet darinnen unter Wundern, deren Zeuge man selbst ist, und denen, die man auf Zeugniß anderer glaubt; unter Weissagungen, die man selbst in Erfüllung gehen siehet, und denen, deren Erfüllung uns andere erzählen. Die erstere Art von Wunder und Weissagungen habe die überzeugendste Kraft, die andre gehöre in die Klasse der historischen Beweise, und da es Beweise gebe, die noch stärker überzeugen, und unsrer Zeit angemessener waren, die Beweise aus dem Wesen der Religion, so habe man nicht nöthig, dem Gebrauch jener einen so

grossen Werth beizulegen. Die Zuverlässigkeit der historischen Beweise werde nicht geläugnet, aber nur, daß sie den Vernunftbeweisen an Ueberzeugung gleich kommen. Allen gelehrten Streitern zur Belehrung setze ich die Anrede her, welche an Hrn. Schumann vorausgeschickt worden: „Ich „hungre nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Einsichten „alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich „sieht. Wenn sie mit diesem Bogen es eben so machen, so „sind wir, einer des andern Mann. Ich bin mit der Hoch- „achtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander „zutragen, sich nicht entbrechen u. s. f.“ Ein Wunsch, womit sich obige Schrift schloß, nemlich: Möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen; hatte räthselhaft geschehen: Ihn zu erklären ist die Absicht eines zweyten Bogens:

1778.

Das Testament Johannis.

Herr Lessing versteht nemlich darunter die Worte, welche der entkräftete und seinem Tode sich nahende Johannes zu wiederholen pflegte: Kinderchen, liebet euch! Ueber den Werth dieser Ermahnung oder dieser Religionspflicht wird bey dieser Gelegenheit auch gesprochen, und dem Gegner vorgeworfen, daß er diese Pflicht zu vergessen anfangen. Der Ton ist schon bitterer geworden, wozu die Form eines Gesprächs viel beiträgt. Zuletzt sagt der Verfasser zu seinem Gegner: O Sie allein sind ein wahrer Christ, und belesen in der Schrift wie der Teufel!

Noch ruhte der Streit nicht, sondern ward vielmehr immer ernstlicher; daher endlich Herr Lessing noch mit einer ausführlichen Schrift erschien, der er den Titel gab:

Eine Duplik, im Verlage des Wahsenhause 1778.
157 Seiten in 8.

Der Titel ist erst S. 155 und zwar also erklärt: „Duplik, nicht Replik; denn die Evangelisten und „mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage „erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, „daß, wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten, den „Evangelisten aller Glaube abzuspochen sey. Hierauf ließ „ich mich in meine Gegensätze ein, und antwortete ohne Um- „schweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Unt-

1778. „wort hielt. — — Also Duplik!“ Die Vorrede ist hier selbst mit Lessings Namen bezeichnet. Der Fragmentenverfasser hatte die Auferstehungsgeschichte daraus bestritten, daß sich die Nachrichten der Evangelisten widersprächen; Lessing hatte bemerkt, daß Widersprüche die Glaubwürdigkeit nicht hinderten, und Schumann will gar keine Widersprüche zugeben. Der Leser erkläre sich auch für welche Parthey er wolle, so wird er bey Herrn Lessing die alte Kunst zu disputiren, alles handgreiflich zu machen, und mit Wit zu belegen rühmen müssen. Wie auch der ganze Streit sich endige, so muß er, wo Lessings mitstreiten, zu wichtigen Erörterungen Anlaß geben.

Frankfurter gelehrte Anzeigen, Frankfurt am Mayn, 1778,

13. u. 17. März.

Hamburg.

Die leidigen Fragmente aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek, in welchen der christlichen Religion so freventlich Hohn gesprochen wird, sind nun einmal da; und den aufrichtigen Verehrern der göttlichen Offenbarung bleibt nichts übrig, als daß sie dem starken Gifte ein noch stärkeres Gegengift entgegen zu setzen, und die Gefahr der Verführung, so viel möglich zu mindern suchen. Nur ist dies zu beklagen, daß die Vertheidigung der Religion gemeinlich nicht so begierig als die Schriften des angreifenden Theils gelesen werden. Denn die Feinde der Religion erlauben sich wilde Spöttereien, an welchen sich der Pöbel unter den Lesern, zumal in diesen witzsüchtigen Zeiten, belustiget, dergleichen sich der ernsthafte Bekenner der Religion niemals erlauben kann. Dazu kommt auch bey ernsthaften Lesern das Vorurtheil, daß man aus den Schriften der Gegner immer etwas lernen könne, unter der Voraussetzung, daß man von den Gründen der Vertheidiger schon vorhin unterrichtet sey. Und was soll man endlich sagen? Man hat uns lange genug Staub in die Augen geworfen, indem man gesagt hat, man wolle die christliche Religion, diesen liebenswürdigen Zusatz zu der natürlichen Religion, so

liebenswürdig machen, daß auch die Feinde der Religion sie annehmungswürdig finden sollten. Und was ist die Folge von dieser Verfeinerung gewesen? Keine andre als diese, daß die Feinde der Religion Jesu sich in unglaublicher Zahl vermehret und heftige Angriffe gewagt haben, die an Dreistigkeit und Unverschämtheit nicht ihres gleichen in der Geschichte der vorigen Zeiten finden. Jedoch, wie gesagt, die leidigen Schriften, und so auch die leidigen Fragmente sind nun einmal da, und man muß die Gefahr der Verführung zur Irreligiosität, so viel als möglich zu mindern suchen. Diese nöthige Sorge hat bereits verschiedene bündige Schutzschriften für die Wahrheit der christlichen Religion veranlaßet, unter welchen diejenige, deren Anfang wir heute ankündigen, nach aller Wahrscheinlichkeit die vollständigste werden wird: Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider die Fragmente aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek, aufgesetzt von **Friedrich Wilhelm Mascho**, vormaligen Rector der Schule zu Ruppin. Erstes Stück. Ps. 119, 130. Mit Churfürstl. Sächs. Freyheit. Hamburg bey J. P. C. Neuß, 1778. beynahе ein Alphabeth in gr. 8. Herr Rect. Mascho ist schon aus mehreren Schriften als ein scharfsinniger und einsichtsvoller Mann bekannt, und der sophistische Verfasser der Fragmente findet hier seinen Mann vor sich, der ihn bis in die geheimsten Schlupfwinkel verfolget, und nachdem er ihn ertappet, ihn recht genau auf die Finger siehet. Er versichert mehr als einmal, daß er sich von keiner Hefigkeit irgend einer Leidenschaft hinreißen lassen wolle, und es kommt uns oft so vor, als ob er einen so ungestümen Feind der Wahrheit, der den gänzlichen Umsturz der christlichen Religion zur Absicht hat, nur gar zu säuberlich behandelt habe. Allein er hat der Wahrheit nichts vergeben, und sonderlich gegen das Ende dieses ersten Stückes mit einem solchen Ernst und Nachdruck geredet, daß der lichtscheuende Spötter in seiner Unwissenheit und Sophisterey und folglich in seiner völligen Blöße dargestellet wird. Von den abscheulichen Folgen dieses ersten Angriffs hat Herr Mascho seinen Lesern die deutlichsten Vorstellungen gemacht; und nichts ist stärker, als die Schilderung der beyden Hohenpriester **Hanna** und **Caiphas**, die über die ganze Auferstehungsgeschichte

1778. ein helles Licht verbreitet. Ueberhaupt hat diese Schrift viel vorzügliches, und auch die hin und wieder eingestreuten Anmerkungen, die sich auf unsere Zeiten beziehen, verdienen eine nähere Prüfung und Aufmerksamkeit. Wir sehen der Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten
aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1778,
17. März.

Anzeige.

Zur Steuer der Wahrheit, und zur Nachricht des Herrn Hofrath Lessing, wird hierdurch bekannt gemacht: 1) daß Herr Pastor Goeze in Hamburg nicht der einzige Verfasser der Hamburgischen Freywilligen Beyträge ist, sondern daß verschiedene gelehrte und unpartheyische Männer in und außerhalb Hamburg daran arbeiten. 2) Daß Herr Pastor Goeze so wenig Verfasser von der Recension des gegen die von Herrn Hofrath Lessing herausgegebenen, die Grundstürzung der christlichen Religion zur Absicht habenden Fragmente eines leider nur zu bekannten Ungenannten, gerichteten Buchs des Herrn Mascho in gedachten freywilligen Beyträgen, als in dem Beytrage zum Reichspostreuter ist, worzu ihn doch Herr Lessing hat machen wollen; sondern daß selbigē einen ganz andern Verfasser haben, der nicht ermangeln wird, sich zu nennen, wenn er darzu aufgefordert werden sollte. 3) Ueberläßt man es Unpartheyischen, aus diesem Verfahren des Herrn Lessing, der gerade zu, ohne Untersuchung dem Hrn. Goeze Aufsätze zuschreibt, wovon er nie Verfasser gewesen ist, ja was noch mehr, von deren bevorstehenden Einrückung in besagte Blätter (die nicht unter seiner Direction stehe,) er auch nicht einmahl das geringste gewußt hat, auf seine übrigen Behauptungen einen Schluß zu machen.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1778, 16. April.

* * *

Zu dem vierten Beytrag zur Geschichte und Litteratur 1778. aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, 1777. hatte Herr Hofrath Lessing aus den Papieren eines Ungenannten, die Offenbarung betreffend, fünf Fragmente abdrucken lassen, und ihnen einige allgemeinere Anmerkungen über jedes Fragment angehängt, worin er über die darin unternommene Angriffe gegen die Bibel und einige damit verwandte Sachen seine Gedanken sagte. Dies hat schon bis jetzt eine ziemliche Anzahl Schriften veranlaßt, die ich, so viel ich jetzt davon in Händen habe, mit einander, und zugleich, wie ich sie gefunden, mit geffentlichster Unpartheylichkeit anzeigen will.

Das fünfte Fragment, vielleicht auch das auffallendste, des Ungenannten, war über die Auferstehungsgeschichte Jesu, deren Glaubwürdigkeit er dadurch bestritte, daß er zeigen wollte, die ganze Erzählung von dem Zeugniß der römischen Wache bey Christi Grabe seine Auferstehung betreffend sey eine Erdichtung Matthäi, und die Erzählung der vier Evangelisten gehe nicht nur fast in allen und jeden Puncten der Auferstehungsgeschichte von einander ab, sondern enthalte auch ganz offenbare Widersprüche. Nach Herr L. Meinung (Duplik S. 7. f.) hat dieser Mann in seinen Fragmenten „nichts geringers als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen, und namentlich sind auffer diesem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die Hr. L. selbst für Widersprüche erkennt, so umständlich und geffentlich ins Licht gesetzt worden.“ Ich meinstheils bin ganz davon entfernt über den Ungenannten „mit höhnischen Achselzucken, mit halb mitleidiger halb ärgerlicher Mine herzufahren, ihn zum unwissenden muthwilligen Laffen zu erniedrigen.“ — weiß auch nicht wer das schon gethan haben mag — oder zu sagen, „daß er sich wissentlich und vorsehlich selbst verblendet habe“; wiewohl ich, wenn man dies manchemal jemanden nachsagt, diese Beschuldigung an sich nicht ungeheimt finde, wenn sie weiter nichts sagen soll, als daß jemand nur das zusammenhäufe, was zur Bestätigung seiner

1778. Meinung dienen kan, ohne auch auf die Gründe und Erklärungen des Gegentheils, wenigstens eben so uneingenommen und sorgfältig, acht zu geben. Aber meine unvoregreifliche Meinung darf ich wohl auch sagen; es versteht sich: überhaupt; denn Auszug aus jenem Fragment oder gar Beurtheilung der einzeln Einwürfe — dazu ein Buch gehören würde, — wird man an diesem Orte weder verlangen noch erwarten.

Wenn ich bekenne: daß nach mehrmaliger Durchlesung des ganzen Fragments und nach dessen wiederholter Prüfung, kein einziger Zweifel des Verf. so scheinbar auch manche allerdings sind und gewiß viele Leser hinreißen oder irre machen werden, keine selbst mit Lessing'scher Stärke vorgetragne Bestätigung des von dem Ungenannten erwähnten mich überzeugt habe — wenn ich dies also sage, so kan das freylich zum Austrag der Sache nichts thun. Ein Schriftsteller hat über dies den grossen Vortheil vor einen Recensenten, der in solchen Blättern, wie diese, nicht ausführlich seyn darf, daß er ganz ausreden kan, da der Rec. zufrieden seyn muß wenn er Wink geben kan, um den Leser des Buch fürsichtig zu machen. Ob denn der Leser ihnen folgen will — das heißt, ich sag es noch einmahl, ob er nun ganz im Gleichgewicht sey, und bleibe, und ganz uneingenommen für oder wider den Schriftsteller untersuche — oder ob er dem Recensenten folgen kan, ohne ihn bey seiner Kürze mißzuverstehen oder sich durch Witz oder Beredsamkeit oder Anstrich der Gründlichkeit oder durch den Umstand, daß der Schriftsteller das grosse oder das letzte Wort hat, mit in den Wirbel ziehen zu lassen, dies steht nun immer dahin. Mögens denn also bloß Winke seyn; dies ist alles was ich hier geben kan — doch alles treulich und sonder Gefehrd.

Zuerst scheint mir also der, welcher die Erzählungen der Evangelisten angreift, schon in der Natur der Sache selbst einen Vortheil zu haben, der seinen Einwürfen bey Lesern, die nicht recht auf ihrer Hut sind, einen grossen Eindruck geben muß. Es ist unmöglich daß mehrere, die Eine Begebenheit mit ihren Umständen erzählen, wenn jeder vor sich erzählt und nicht alles sagen will was er von den Umständen weiß, oder wenn er gar manche Umstände nicht

weiß die der andre kennt, durchaus mit einander im Erzählen übereinstimmen können. Solche Verschiedenheiten werden für den Leser, der sie nicht zu vergleichen weiß, bald Widersprüche; und denn komme einer, und häufe sie auf einander, wird nicht der Verdacht, es möchten wohl die Erzählungen so gar glaublich nicht seyn, immer viel Eindruck machen? Gesezt auch, ein andrer wirret wieder die Umstände aneinander und zeigt daß sie sich gar wohl reimen ließen, so werden seine Auflösungen immer schwächer scheinen, wenn er weiter nichts als bloße Möglichkeit zeigen kan ohne gewisse kleine Umstände zu wissen, die auf einmahl Harmonie unter die verschiednen Erzählungen bringen würden; ja, wenn er auch diesen lezten Vortheil haben sollte, so kan doch die Zerstückelung des Ganzen bey weiten nicht so frappant werden als der anscheinende Widerspruch durch die Zusammensetzung mehrerer Verschiedenheiten wird, die mit vereinigter Kraft wirken.

— Diese Verschiedenheit bekommt eine desto größere Stärke, wenn die Geschichtschreiber noch keine cultivirte Schreibart haben, und sich gewisse Nachlässigkeiten — man verzeihe mir diesen Ausdruck da ich gleich keinen schicklichern finden kan — im Vortrag erlaubt, die der, der alles Haarscharf zu nehmen gewohnt ist oder wohl gar auf historische Kunst sieht, sehr leicht anders versteht als es von ihnen gemeint war. Dies ist sehr oft der Fall der heiligen Geschichtschreiber. Bisweilen brauchen sie in Angabe der Zeit eine runde Zahl an statt der Bestimmten, setzen oft die mehrere Zahl an statt eines von mehreren, brauchen nicht immer die strengste Zeitordnung sondern erzählen vieles behläufig und ziehn Begebenheiten aus verschiednen Zeiten zusammen, welches Matthäus unter andern nicht selten thut, da hingegen andre alles bestimmter und jedes an seinem eigentlichen Ort erzählen. Ist nun jemand dieser Art zu reden unkundig, und dies sind doch wohl die meisten Leser der heil. Schriftsteller: so muß bey ihm derjenige sehr viel gewinnen, der solche verschiedne Erzählungen zusammensetzt wenn er den Verdacht eines Widerspruchs auch nur hinwirft. Er kan dieses Sieges desto gewisser seyn, wenn er — ich sage gerade nicht, mit Willen, aber weil er jene Art zu schreiben nicht genug kennt oder

1778.

sich eben nicht daran erinnert — wenn er also diese ihm und seiner Zeit oder Nation ungewöhnliche Art des Ausdrucks als Cregetische Künsteley oder Unsinn abgeschmackter Harmonisten, und die gepreßtere Erklärung als schlichten gesunden Menschenverstand vorstellt, denn den mag sich doch niemand gern absprechen lassen.

Ein grosser Theil der Stärke dererjenigen Einwürfe, die der Ungenannte macht, beruht hiernächst auf gewissen Einschiebseln, die die Evangelisten mit keinem Wort erwähnen, die aber eben ihren Erzählungen eine sehr sonderbare Gestalt geben. Dahin z. B. der mehrmals S. 452 f. wiederholte Umstand: daß der ganze hohe Rath der Juden, auch Joseph und Nicodemus dabey, ein Collegium von siebzig, in Corpore und mit einer Soldatenwache in Proceßion nach dem Grabe Christi gegangen; daß (S. 470. f.) die Weiber mit dabey gewesen als Joseph und Nicodemus Jesu Leib einbalsamirt, u. d. gl. — Alle Verschiedenheiten, nicht bloß vermeinte Widersprüche, benutzt der Ungenannte um eine Uneinigkeit der Evangelisten daraus zu zeigen, niemals aber ihre Uebereinstimmung, um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen — vielweniger thut er, was man bey jedem vernünftigen Schriftsteller für Pflicht hält, wo Dunkelheiten oder anscheinende Widersprüche aufstossen, deutlichere Stellen zu vergleichen, um dadurch jene zu vertreiben. — Unanständige Ausdrücke wie S. 489. 491. 2c. will ich nicht rügen — überhaupt aber will ich es jedem für des meinethwegen scharfsinnigen Mannes Meinung nicht schon eingenommen zu urtheilen überlassen, ob es der unpartheyische, billige, alles umfassende Mann sey, den man in Beurtheilung der Auferstehungsgeschichte sicher zum Wegweiser erwählen könne?

Wenn der mir unbekannte Verfasser der zu

Braunschweig

im Verlag der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung 1777. in 8. herausgekommen 174. Seiten starken Schrift: die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beytrage 2c. gemachte neuere Einwendungen vertheidiget, durch ein solches Verfahren etwas in Hitze gebracht

worden wäre: so würde ihm, denk' ich, das zu gute kommen müssen, was Herr L. zu seiner eigenen Entschuldigung über diesen Punct sagt: wenn der Mensch bey dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf; wenn und wo darf ers denn? Aber dieser Unbekannte — er mag denn hier der Kürze wegen immer so heißen — ist wirklich so böse nicht. Nuffer ein paar nicht gar sanften Ausdrücken ist er übrigens so bescheiden, spricht mit seinem Freund — das Büchlein ist in 6 Unterredungen zwischen A. und B. getheilt — so in der Stille weg, daß er gegen seinen Gegner gewiß keinen unrühmlichen Contrast macht. Die Ordnung der Unterredungen geben des Ungenannten Einwürfe an, beyläufig ist in der dritten Unterredung ein Versuch eingeschaltet, den Zusammenhang der Geschichte vom Begräbniß Christi an bis zu seiner Himmelfarth vorzulegen; und in der 6. zeigt der Verf. die Auferstehung Jesu sey so wahr als wahr es sey daß wir das Evangelium haben; indes sey es doch immer gut, die Glaubwürdigkeit der Zeugen dieser Auferstehung selbst zu kennen, und diese liege in dem Mangel aller Erwartung daß Christus auferstehen würde und dem daher anfänglich verweigerten Beyfall; woraus er zugleich darthut, die Auferstehung Christi sey ein Beweis seines tröstlichen Todes für uns. — Im Ganzen genommen scheint mir dieser Unbekannte genug Schwäche des Ungenannten gezeigt, und seine Zweifel größtentheils gut beantwortet zu haben; ich schäme mich daher gar nicht, das Büchlein allen zu empfehlen, die, wenn sie obiges Fragment sollten gelesen haben, gern beyde Partheyen hören und nicht einseitig von der Sache urtheilen wollen. Damit will ich gar nicht sagen, daß sich nicht noch viel mehreres und stärkeres gegen jene Zweifel erinnern lasse, daß nicht der Ungenannte hier und da manche Blößen gebe, und manches Unverweißliche einmische z. E. S. 90 f. wenn er behauptet, Maria Magdalena habe das Grab Jesu später als die anderen Weiber besucht und später eine Erscheinung gehabt, welches ihn, da er offenbar Marc. 16, 9. gegen sich hat, in unauflöslliche Schwierigkeiten verwickelt.

Herr L. der den Ungenannten einmal in die Welt

1778. geführt hatte und glaubte man habe diesem nicht die Gerechtigkeit wiederfahren lassen die ihm gebühre, ja es sey ledig Seine Schuld wenn der Ungenannte bis jetzt so beträchtlich nicht scheine als er wäre, Lieb

Ebendasselbst

und in eben dem Verlag **Eine Duplik** von 157. Seiten in 8. 1778. drucken, die fast ganz gegen den erwähnten Verf. der vertheidigten Auferstehungsgeschichte gerichtet, doch zugleich auch mit zur Vertheidigung desjenigen bestimmt ist, was Er selbst im Anhang zu jenem Fragment gesagt hatte. Der Verf. der Fragmente hatte geschlossen, daß, weil die Nachrichten der Evangelisten von Christi Auferstehung sich widersprächen, diese selbst auch dar um nicht zu glauben sey; Er aber meinte: diese könnte ihre gute Richtigkeit haben ob sich schon jene Nachrichten widersprächen. Herr B. bestimmt also gleich anfangs den Unterschied der Meinungen, die der Ungenannte, sein Gegner, und Er, aus den für widersprechend oder nicht widersprechend gehaltenen Nachrichten der Evangelisten von der Auferstehungsgeschichte zieht; spricht für die Redlichkeit seines Ungenannten; erklärt alle versuchten Harmonien für schlecht und unnöthig; leugnet die Möglichkeit eines einzigen Exempels, daß irgend eine Begebenheit von mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft noch sich einer nach den andern gerichtet, wenn sie ins Detail kleiner Umstände gehen wollen, ohne die offenbarsten unauslößlichsten Widersprüche erzählt worden sey; leugnet daß der Heil. Geist den Evangelisten etwas mehreres oder bessres mitgetheilt, als was sie vorher schon wußten, oder, wenn sie widersprechende Nachrichten hatten, sie ihnen benommen habe; behauptet daß die christliche Religion auf dam a l i g e Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet worden sey, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen müssen, daß unsre jetzige Ueberzeugung von Christi Auferstehung gegründet sey wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründe, ob sie sich schon nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber gründen könne, ja daß wir besser daran sehn als die, zu deren Zeit die Augenzeugen noch vorhanden

waren, weil jene nur den Grund vor sich hatten auf den sie ein grosses Gebäude aufzuführen wagten, und wir das Gebäude selbst aufgeführt vor uns haben; leugnet daß es richtig und klug sey auf die historische Wahrscheinlichkeit der Wunder die Wahrheit der Religion gründen zu wollen; und erklärt alle historische Beweise für dieselbe für unnütz. Das übrige zielt theils auf Rechtfertigung seiner Absicht in Bekanntmachung der erwähnten Fragmente und seiner jetzigen Vertheidigung der von dem Ungenannten behaupteten Widersprüche der Evangelisten sowohl, als der Wärme mit der er sich ihrer gegen den obenerwähnten Gegner angenommen, theils auf die Darstellung der Antworten dieses Gegners als unzureichend.

Wer Hr. L. Schriften kennt, wird leicht zum voraus begreifen, mit was für Stärke er dies alles werde gesagt haben. Gesagt. Denn Wahrheit bleibt immer Wahrheit wenn sie auch nicht hervorgezogen wird, Irrthum immer Irrthum wenn er auch noch so scheinbar vorgestellt wird. Aber Eindruck zu machen, muß Wahrheit, und wenn jemand Irrthum für Wahrheit hält, das was dem, der ihn empfehlen will, den Irrthum als Wahrheit gezeigt hat, anschauend dargestellt werden. Dies ist, wenigstens nach dem Grade des Lichts und der Wärme genommen, nicht jedermanns Sache; aber Hr. L. besitzt diese Gabe in hohem Grade, und ich getraue mir zu behaupten, wenn er die armseligste Sache von der Welt, falls sie ihm wahr vorkäme, vertheidigte, er würde gewiß Profeyten machen. Sein Genie, sein Scharfsinn, sein Witz dem die frappantesten Einfälle, Bilder, Uebergänge, Verbindungen, zu Gebote stehn, seine Gabe das mehr- oder scheinbar Lächerliche ins Licht zu setzen, seine unverkennbare Gelehrsamkeit, die Energie und das Pertinente seines Ausdrucks, sein dreuster, herzhafter, zuversichtlicher Ton, und, was ich am meisten aus seinen Streitschriften wegwünschte, der Trutz, der jeden, wer ihm in den Weg kommt, sonderlich wenn er von ihm gereizt zu sein glaubt, auf die Seite stößt oder ihn dem Hohngelächter des gelehrten Pöbels Preis giebt, alles dies trägt ungemein viel bey, die meisten Leser gleich in sein Interesse zu ziehen. Ich dünkte, ich hätte alles gesagt, was man, ihm Gerechtigkeit wieder-

1778.

fahren zu lassen, überhaupt sagen kan, wenn man fühlt man sey von vielem was er sagt, von der Hauptsache zumahl die er behauptet, auch durch alle seine sichtbare Stärke, nicht überzeugt. Ich bin mirs so ganz bewusst, daß ich ihn nicht verkäfern will, daß ich vielmehr bekenne wohl einzusehen, wie er eigentlich nur gegen einen einzeln Gegner kämpfe, der ihm zum Theil unkreitige Blößen gegeben hatte, wie er gar nicht weder die Auferstehung Jesu und deren Gewisheit noch die Wahrheit des Christenthums, sondern manche Arten und Gründe sie zu beweisen, bestreite, wie es endlich gar wohl möglich sey jene mit Ueberzeugung zu glauben, und doch manches zu verwerfen oder zu bezweifeln, ohne welches andre jene schlechterdings nicht, wenigstens nicht so gewiß, glauben können. Aber eben um der Stärke willen, mit der Herr L. alles sagt, die die Leser so leicht überraschen und selbst eine nüchterne, bedächtige Untersuchung verhindern kan, sey es mir erlaubt einige Fragen zu thun, die ich wünschte daß sie jeder, ausserdem was ich oben zum Theil bey seinem Ungenannten gesagt habe, erst wohl beherzigen möchte, ehe er nach Besung dieser und der andern dahin einschlagenden L. Schriften Parthey ergriffe.

Ich setze voraus, daß es Herrn L. wirklich darum zu thun sey, daß der Leser untersuchen solle, und daß er also selbst dieses durchaus nicht verhindern sondern befördern wolle. Und nun möchte ich wissen: — Wenn ein Schriftsteller nicht mit kühlem Blut schreibt — daß es Herr L. nicht gethan habe, zeigt jedes Blat, wenn ers auch nicht selbst gefühlt und gestanden hätte — ob man da genugsam ruhige Untersuchung von ihm erwarten dürfe? und ob diese brennende Hitze nicht den meisten Lesern den Kopf so warm machen sollte, daß auch sie eben so wenig kühlblütig untersuchen können? — Von dem Ungenannten sagt Herr L. er sey ein gründlicher und bündiger, eben so scharfsinniger als bescheidner Mann; nirgends seyn die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich auseinander gesetzt, als in den Fragmenten des Ungenannten; in den einzelnen Materien, in welche die gelieferte Fragmente schlagen, sey noch nichts besser und gründlicher

geschrieben worden als eben diese, und das alles sey nur Rad, Feder, Probe der Uhr, die gar nicht Probe der Uhr selbst sondern nur Probe ihres gleichen seyn sollte; es sey keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel der christlichen Religion, dem er seine Sturmleiter nicht angeworfen, Raum genug schiene er mit seinen Laufgräbern eingenommen zu haben, und doch sey dies, was er von ihm liefere, schwerlich das dreifteste und stärkste. Von seinem Gegner aber, von dem er selbst gesteht, „er habe ihn nie einmal genannt, ihn namentlich ganz aus dem Streite gelassen, ihm sey keine einzige nachtheilige Beziehung auf ihn entfahren“, der auch wirklich dem Ungenannten nichts andichtet, ihn mit grosser Bescheidenheit behandelt, sagt er, er habe dem Ungenannten die Karten in die Hand practicirt die er sich am besten zu stechen getraue, schüttelt ihn alle Augenblicke als einen eingeschlafnen, der in der Töseren seiner Schlassucht schrieb und drucken ließ, nennt ihn einen albernen Calumnianten eines Evangelisten, weil er diesen schlecht, obschon nach seinem besten Willen, vertheidigt hatte u. d. gl. so wie alle welche eine Vergleichung der Evangelisten versucht haben, ihn mit ihrer engbrüstigen, lahmen, schielenden, therisitischen Harmonie, Erzthoren, Sophisten, stöbige Böcke sind, die offenbare Tragen behaupten, die Evangelisten zu Lügner machen zc. Werden, frag ich, bey jenem hohen Ton, mit dem Herr L. von seinem Ungenannten, und bey dem verächtlichen Ton, mit dem er von den andern denkenden spricht, die Leser wohl Lust bekommen, Parthey mit Parthey, Gründe mit Gründen, zu vergleichen, um ein geprüftes, unpartheyisches Urtheil zu fällen? — Ueberhaupt, dünkte ich, würde Herr L. den Harmonisten und allen seinen Gegnern den tödtlichsten Streich beygebracht und einen edlern Sieg davon getragen haben, wenn er, anstatt des *inquinari ignavo sanguine*, ohne weiter ein Wort zu verlieren, die Leser geradehin auf die Schriften der Gegner verwiesen hätte — es versteht sich auf die stärksten, über andre wäre der Sieg nicht rühmlich genug; — haben sie wirklich solchen Unsinn gesagt, da hätten die Leser denn mit Händen gegriffen. Da er über dies nicht für nöthig fand, manche Sachen

1778.

anders als ganz kurz zu sagen, die seinen Lesern minder deutlich seyn dürften als ihm: so würden die Leser haben schwarz gegen weiß halten können. Ein paar Beispiele mich deutlicher zu machen. „Die Evangelisten, sagt er S. 17., konnten so leicht widersprechende Nachrichten von der und jener bey der Auferstehung vorgefallenen Kleinigkeit haben, sie konnten sie fast unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren.“ Da sehe ich nun eben in die Harmonien, und, damit sie mich nicht durch ihre Vorstellungen verführen, gerade in den vorgedruckten Text der Evangelisten und finde: die Augenzeugen, Weiber und andre, hätten geeilt, den versammelten Aposteln, was sie gesehen und gehört, gleich zu verkündigen, die Apostel hätten oft Jesum gesehen, mit ihm in 40 Tagen geredet, er hätte ihren Unglauben gefraßt u. s. w. und da kan ich mirs doch so wenig denken, daß in der ganzen Zeit die Apostel oder andre die mit ihm umgingen, denen doch Christi Auferstehung und alles was sie anging, weil es deren Gewisheit bey ihnen vermehrte, so theuer war, gar nicht bey Christo sich sollten nach diesen Umständen erkundigt, und denn so ein untreues Gedächtniß gehabt haben, daß, wie sie sich niedersezten es aufzuschreiben, sie so gar nicht mehr wusten was sie schrieben z. E. daß sie eine Reise nach Galiläa gethan hätten und da etliche Wochen gewesen wären und Christum mehrmals gesehen und gesprochen hätten mit den und den Umständen, wovon doch kein Wort wahr gewesen wäre. Berede dieß Hr. L. wen er kan, mich beredet er nicht, ob er mich gleich vielleicht hingerissen haben würde, wenn ich ihn allein gehört hätte. Noch eins. Man behauptet (beyläufig: ich verstehe nicht warum, nach Hr. L., das nur der Orthodoxist sagen soll, denn der Orthodoxe trete auf seine Seite) man behauptet also: die Widersprüche bey den Evangelisten wären nur anscheinende Widersprüche, und meint es wäre der Weisheit des heil. Geistes nicht unanständig gewesen, dergleichen mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung auf sie fallen könne. Dieß, sagt Hr. L. S. 19. f. könnte die Ev. der feinsten Büberen verdächtig machen. Dieß

könnte es scheinen, wenn nicht eben die, welche dies sagen, auch weitläufig zeigten, daß gegen die Ehrlichkeit der Evangelisten nicht der geringste Verdacht statt finden könne. Ich sagte noch gerne etwas über die Stelle S. 21. wo er spricht: kein Orthodoy hat sich einfallen lassen: daß der Antrieb des heil. Geistes die Ev. a l l w i s s e n d gemacht habe — das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht; wo gewiß niemand der die Inspiration der h. S. behauptet, seine Meinung erkennen wird. Aber ich muß abbrechen. Immer hätte doch Hr. L. wohl gethan wenn er seine Leser nicht von Vergleichung seiner Gegner weggeschreckt hätte. — Noch mehr. Ein Schriftsteller sey von seiner Sache so überzeugt als er wolle, er wird sich wenigstens bescheiden, daß er sehr leicht manchen Gesichtspunct übersehen haben könne, der die Sache in einem ganz andern Licht, als er sie sieht, gezeigt haben würde. Der Satz z. B. den Herr L. S. 93. zum Grunde legt, scheint mir wenigstens nicht ohne Einschränkung wahr zu seyn; ich kan mich hier darauf nicht einlassen; was Herr L. S. 138. f. selbst sagt, wird einen Wink geben wohin ich ziele. Die Erklärung der Worte Marc. 16, 8. *ὠδεν ὠδεν ἔτιον* durch: sie sprachen mit niemanden nichts, hielten sich nicht mit Wiedererzählen unterwegs auf, um recht geschwind die ihnen aufgetragne Nachricht den Aposteln zu hinterbringen, (S. 97.) scheinete mir der Sprache und den Umständen sehr gemäß. Die S. 55. f. erwähnte (freylich übereilte) Erzählung der Maria Magdalena, die weil sie das Grab offen fand, meinte Christi Leib sey nicht mehr darin, ohne daß sie erst recht hinein gesehen hatte, sieht wohl der Bestürzung einer ohnehin bekümmerten Frau, wenn ich anders mich auf den Affect der Menschen verstehe, sehr ähnlich. Und wenn nun ein Schriftsteller gerade zu sagt, jenen ersten Satz, von dem doch eben in Beurtheilung der so sehr herabgewürdigten Harmonien nur nicht alles abhängt, werde niemand in Abrede seyn; die zweyte Erklärung sey in der That lächerlich, und bey dem dritten, M. M. müsse eine unbefonnene Närrin, eine H. . . , gewesen seyn, könne ohne den dümmsten von allen Teufeln nicht so geschlossen haben zc. wenn das alles ein Mann sagt der bey seinen

1778. Lesern in allgewaltigem Ansehen steht: sollte dies bedäch-
tliche, reifliche, Untersuchung befördern?

Kurz: Herr L. würde sich meines Erachtens, Leser, denen es wirklich um Ueberzeugung zu thun ist, sehr verpflichtet haben, wenn er statt alles dessen, was nicht dazu dient, gerade und einfältig seine Erinnerungen vorgelegt und die Leser selbst hätte urtheilen lassen; — noch mehr, wenn er ihrem Glauben an die Auferstehung Christi selbst, auch durch eben so strenge Beurtheilung der Einwürfe des so sehr empfohlenen Ungenannten gegen diese Auferstehung und die Glaubwürdigkeit der Augenzeugen, zu Hülfe gekommen wäre — und wenn er lieber einen, ernsthaften Untersuchungen, zumahl die die Religion angehen, angemessnern Ton gebraucht hätte, als den, der ohnehin schon zu herrschend worden ist, und Untersuchung der Wahrheit so wenig als Ehrerbietung gegen Religion befördern kan.

Von den übrigen hierher gehörenden Schriften ein andermahl.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle 1778, 26. April.

Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion, und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift, von Joh a n n M e l c h i o r G o e z e, Hauptpastor in der St. Katharinen-Kirche in Hamburg. Hamburg, gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmsen 1778.

Es ist bekannt, daß Herr Hofrath Lessing in seinen Litteratur-Beyträgen auch Fragmente herausgegeben hat, von deren Bekanntmachung ihn manche Betrachtung hätte zurückhalten sollen. Es konnte nicht fehlen, daß nicht Männer, die es mit Gott und der Religion treulich meinen, gegen diese Fragmente aufgestanden seyn, und sich der Sache der Religion angenommen haben sollten. Verschiedene gründliche Schriften erschienen dagegen, die Herr Pastor Goeze in den Hamburgischen frehwilligen Beyträgen recensirte, und auch zum Theil selbst einige Anmerkungen

sowohl gegen den Herausgeber der Fragmente, als gegen die Fragmente machte. Herr Lessing antwortete dem Gegner der Fragmente, oder vielmehr seinen Gegnern, in einigen Blättern, und dem Herr Pastor Goeze setzte er eine Parabel, Axiomata, und einen Anti-Goeze entgegen, Schriften, die keinen, der an eine richtige Art zu denken gewohnt ist, überzeugen werden. Herr Pastor Goeze hatte vor dem Osterfeste wichtigere Geschäfte, als daß er die besonders gegen ihn gerichteten Schriften hätte lesen und beantworten können. Letztes wird, wenn er die Einwürfe des Herrn Lessing erheblich genug finden wird, geschehen. In den angezeigten Bogen hat er nur, da die freywilligen Beyträge in wenig Hände kommen, gedachte gegen die Fragmente gerichtete Aufsätze und Recensionen, wovon auch einer den Beyträgen des Reichspostreuters einverleibt worden, wieder abdrucken lassen, und eine Vorerinnerung nebst einigen neuen Aufsätzen und Anmerkungen hinzugefügt. In der Vorerinnerung erklärt er sich darüber, was er durch des Herrn Hofrath Lessings mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsre Religion verstehe. Wir wollen ihn selbst reden lassen. „Durch seine mittelbaren Angriffe auf unsre Religion und die heilige Schrift, heißt es, verstehe ich den von ihm veranstalteten Druck der Fragmente, und die von ihm übernommene Advokatur des Verfassers derselben. Ich will es ihm einräumen, daß die Gründe, welche er hier zur Rechtfertigung seines Verhaltens in dieser Sache verwendet etwas beweisen, wenn er mir zugestehet, daß eben diese Gründe hinreichen würden, sein Verhalten zu rechtfertigen, wenn er Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem er dienet, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister desselben, und selbst des regierenden Herrn so angegriffen würden, als hier die Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der heil. Apostel und selbst unsers ewigen Königs angegriffen wird, und wenn er uns desfalls von seinen Obern ein glaubwürdiges Zeugniß darlegen würde, daß sie in diesem Falle mit seinen Rechtfertigungsgründen zufrieden seyn würden.“ Wir müssen gestehen, daß wir begierig sind, zu sehen, ob Herr Lessing im Stande seyn werde, dieß

1778. Argument zu widerlegen; aber wir fordern Gründe, Gründe, nicht Gleichnisse, witzige Einfälle, sondern Gründe, die nach angestellter Prüfung nach den Regeln der schärfsten Dialektik bewährt erfunden werden.

„Durch seine unmittelbaren Angriffe auf unsre Religion, fährt Herr P. Goeze fort, verstehe ich seine, den Fragmenten entgegen gesetzten Scheingründe, welche mehr den Zweck haben, dieselbe zu untergraben, zu stürzen, als sie zu vertheidigen; sein Urtheil, daß er über die bisherigen Vertheidigungen derselben geäußert hat; insonderheit aber den Rath, den er ausgiebt, daß wir die Wahrheit unsrer Religion vornämlich, ja allein auf das: possidemus quia possidemus gründen sollen. Ein eben so kluger Rath, als wenn er den Vertheidigern einer Festung rathen wollte, die metallenen Canonen bey Seite zu schaffen, und an deren Statt hölzerne aufzuführen. Ich rechne ferner dahin sein Vorgeben, daß nicht alles, was in der heiligen Schrift enthalten ist, von Gott eingegeben sey, und daß der heilige Geist dabey nichts weiter gethan habe, als daß er die Verfasser angetrieben, daß ein jeder die Sache so niederschreiben müsse, wie er sich solche vorgestellt, daher denn nothwendig zwischen ihnen Widersprüche erfolgen müssen; denn eben damit sucht er den Fels des vesteren, prophetischen und apostolischen Worts in einen nichtswürdigen Sandhaufen zu verwandeln, und giebt einem jeden Widerwärtigen das Recht, die göttliche Eingebung der Stellen, aus welchen wir die Glaubens-Artikel beweisen, vor der Faust weg abzuläugnen, u. s. w.“

Herr P. Goeze kommt hierauf auf des Herrn Lessings Art zu streiten, und macht die Anmerkung, daß seine Bemühungen nicht dahin gehen, den Verstand seiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern sich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Auspielungen zu bemächtigen. „Er bestimmet daher nichts durch richtige Erklärungen, er führet nie einen gründlichen und einleuchtenden Beweis, sondern er spielt beständig mit Gleichnissen, Instanzen und Antithesen. Er nimmt die Worte in verschiedenen Bedeutungen, und gerade jedesmal in derjenigen, von welcher er sich die meiste Hoffnung macht, daß sie am ersten blöde Augen blenden werde. Er erlaubt sich Sophis-

men, Equivoken, und Fallacien." Herr P. Goeze verspricht bey dieser Gelegenheit, woserne seine Geschäfte es ihm erlauben, „aus den neuesten Schriften des Hrn. Lessing die Bilder und Gleichnisse auszuziehen.“ Wir wünschen recht sehr, und zwar aus verschiedenen Ursachen, daß dieß Verzeichniß bald erscheinen möge.

1778.

In der Folge macht Herr P. G. die Anmerkung, „daß Sophismen, Equivoken, Fallacien, falsche und schwache Leser, blendende Bilder statt der Gründe, Schlüsse und Axiomen aus vieldeutigen, und von ihm nicht bestimmten Worten, Hohn und Naserümpfen über den Gegner in der gelehrten Welt keinen Werth haben. Die Theaterlogik, und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten, insonderheit in denen, welche die Wahrheit der christlichen Religion entscheiden sollen, gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden.“ Hierauf folgt eine Probe von der Theaterlogik des Herrn Lessing in theologischen Dingen, worinn Herr P. Goeze ihm seine Blöße zeigt.

Am Ende der Vorerinnerung characterisirt Herr P. Goeze den Hrn. Hofrath Lessing also: „Der Ton, aus welchem Herr Lessing spricht, ist durchgängig so stolz, und die Art, wie er seine Gegner behandelt, so verachtend, so wegwerfend, so höhrend, daß selbst einige seiner Freunde bekennen, daß er, wenn er auch eine bessere Sache hätte, als er wirklich hat, dennoch solche allein dadurch völlig verderben, und billig denkenden Gemüthern unerträglich fallen würde. Er allein hat zwey Augen. Seinem Fragmenten-Schreiber gesteht er eines zu. Alle übrige aber, die von der Gründung der christlichen Religion an bis hieher anders gedacht haben, und anders denken, als er und sein Fragmenten-Schreiber, sind, doch Gottlob nur nach seinem Urtheile, blinder, als Maulwürfe.“

Auf die Vorerinnerung folgen die beyden Aufsätze aus den Hamb. frehwilligen Beyträgen, wovon der eine auch diesen Blättern einverleibet worden ist. Alsdann liest man eine Recension der „Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu, ein Fragment; von M. Friedrich Daniel Behn.“ In allen diesen Aufsätzen sowohl, als in denen von den Herren Behn und Schumann, sind dem Hrn. Hofrath Lessing solche Fragen vorgelegt

1778.

worden, deren Auflösung ihm wohl schwer fallen möchte. Hr. Schumann giebt sich unter andern, da ihm Herr Lessing eine μεταβαση εις αλλογενοσ vorgeworfen, die Mühe, ihm die ganze Stelle aus dem Aristoteles vorzuerpliciren, zeigt ihm deutlich, daß Hr. L. dem Aristoteles nicht verstanden habe, und rückt ihm dabey, vor „es sey befremdend, von denen an die Regeln der Dialectik erinnert zu werden, die doch öfters wie jemand sich daran veründigen.“ In dem fünften Aufsatze hat es Herr Pastor Goeze mit der Duplik des Hrn. Hofrath Lessing zu thun, zeigt, daß er auch darinn sich selbst in der Kunst, schwachen Lesern durch Bilder über Bilder einen blauen Dunst vorzumachen, übertrifft, und beweiset durch verschiedene Beispiele, wie falsch Herr Lessing schliesset, und Machtsprüche statt Gründe giebt, z. E. in der Stelle: „Will es denn eine Klasse von Leuten nicht lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß ehemals ein Mensch wissentlich und vorsehlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sage ich aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist.“ Hier wäre es doch des Hrn. L. Schuldigkeit gewesen, den Widerspruch, das Unmögliche in dem angeführten Satze zu zeigen; dieß rüget Hr. P. Goeze, und zeigt das Schwache, die Trugschlüsse in dem ganzen Aufsatze Schritt vor Schritt, welches auch in dem sechsten Aufsatze geschieht, worinn er ihm einige Fragen zur Beantwortung vorlegt, welche jeder-mann von uns mit dem Herrn Lessing plan und ohne künstliche Wendungen beantwortet zu sehen wünschen wird, und mit Recht fordern kann. In dem siebenden Aufsatze erwähnt Herr Pastor Goeze bloß der Parabel und der Axiomen des Herrn Lessing, und verspricht deren Beant-wortung. Im Vorbeygehen bekommen auch Abbt, Basedom, Semmler, Behodt, und die Verfasser der allgemeinen Deutschen Bibliothek und Consorten ihre Abfertigung. In einer am Ende beygefügten, eigentlich aber zu S. 18. gehörigen Anmerkung erwähnt Herr P. G. der Berwegen-heit eines gewissen neuern Schriftstellers, der ebenfalls Fragmente, die wohl Fragment bleiben werden, heraus-gegeben hat. Endlich wird auch noch die Dreistigkeit einer gewissen Zeitung gerüget, die, nachdem schon die scharfen Reichs-Hofraths-Conclusa gegen Bahrdts neueste Offen-

barungen Gottes in allen Zeitungen gestanden, diese neuesten 1778.
Offenbarungen öffentlich zum Verkaufe ausgedoten.

In der ganzen Schrift des Herrn Pastor Goeze herrscht eine anständige Schreibart; er streitet mit Gründen, zeigt aber auch hin und wieder, daß er die satyrische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt hat. G.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1778, 27. April.

* * *

Wir fahren jetzt fort von den Schriften zu reden, die durch die neulich (im 33ten Stück*) erwähnten vom Herrn Hofrath Lessing bekanntgemachten Fragmente veranlaßet haben.

(Folgt Besprechung der Schriften: Ueber die Erwiderung der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, und: J. D. Schumanns Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft.)

— Anstatt sich auf eine eigentliche Antwort einzulassen, ließ H. L. Lessing zu Braunschweig 1777 in gr. 8. einen Bogen drucken:

Das Testament Johannis, ein Gespräch, wo Er und Ich sich unterreden. Dies Test. Joh. ist nichts anders als: Kinderchen, Liebt Euch!

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Dies wird hinlänglich seyn, die Manier zu zeigen, mit der sich Hr. L. aus dem Handel zieht und was für Licht er auf die Sachen hier fallen läßt. Ueber die Frage, die einem Leser hier begehren möchte: ob und wie es mit christl. Liebe bestehen könne, das, was andern theuer und zu ihrer Ruhe wenigstens nothwendig ist, mit Zweifeln anzugreifen, ihnen wichtige Lehren in ein solches Licht zu setzen, und statt der Belehrung sie mit witzigen Einfällen abzuspeisen, darüber hat er sich zu erklären nicht für gut befunden. — — Ohngefähr in dem nämlichen Ton ist die zu Braunschweig 1778. auf 2. Bogen in 8. gedruckte Brochüre:

*) Vom 26. April.

1778.

Eine Parabel — quae facilem ori paret bolum —
 nebst einer kleinen Bitte, und einem eventualen Ab-
 sagungsschreiben an den Herrn Pastor Göze in Hamburg.
 — Das Absagungsschreiben, wozu sich H. L. durch
 den schärfern Ton der letztern Anmerkungen in den Ham-
 burger Blättern berechtigt hielt, ist in einem Ton geschrie-
 ben, bey dem mir immer das Testament Johannis
 einfiel. Könnte man doch das Andenken solcher Begeg-
 nungen vernichten! Die Absage ist kurz: „wenn ich Ihnen
 (dem H. P. Göze) in dem geringsten Dinge, was mich
 oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht
 recht haben: dann kan ich die Feder nicht mehr rühren.“
 — Der Anfang, diese Drohung zu erfüllen, ist auch schon
 in einer ebenfalls zu Braunschweig erschienenen 5.
 Bogen starken Schrift in 8. gemacht:

Argimata, wenn es deren in dergleichen Dingen
 giebt. Wider den H. P. Göze in Hamburg. — Uebrigens
 ist diese Schrift ernsthafter wie die vorige, aber eben so
 wenig, wie H. L. andere Schriften in diesem Streit, von
 höchst bitteren Anzüglichkeiten frey.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1778, 14. May.

Eine Duplik. Braunschweig. 1778.

Eine Parabel, nebst einer kleinen Bitte und einem
 eventualen Absagungsschreiben an Hrn. Pastor Göze in
 Hamburg. Braunschweig 1778.

Argimata, wenn es deren in dergleichen giebt, wider
 den Hrn. Pastor Göze in Hamburg. Braunschweig. 1778.
 5 Bände.

Diese flüchtige Blätter betreffen nicht eigentlich Zwistig-
 keiten zwischen zween Männern, von denen der eine Beking
 und der andere Göz heißt, sondern es ist der Streit
 zwischen Ehrlichkeit und Gleichnerey. Wer also Lust hat
 zu sehen, was das Schwert der erstern in der Hand des
 Starken vermag, der komme und schaue. Herr Beking
 hatte aus den Schätzen der Braunschweiger Bibliothek
 gewisse Manuscripte ans Licht gegeben, die unchristliche
 Sätze enthielten, und deren Stärke er selbst in seinen An-

merkungen dagegen zu entkräften suchte. Weil er also, gleich einem Botaniker, gewisse unbekannte giftige Pflanzen beschrieben, und bekannt gemacht hatte, so ward er von Hrn. Pastor Göze christlicher Weise für einen Giftmischer ausgerufen. Hierbey war es uns unmöglich stille zu seyn, und wer gegen jemand öffentlich lügt, der muß sich gefallen lassen, daß man ihm öffentlich sagt: er habe gelogen. Die Parabel mögen alle diejenigen beherzigen, die Seinesgleichen sind, und die so gern die Streitsfrage verwirren. Ein anders ist christliche Religion, ein anders der Buchstabe, worinn sie geschrieben ist, und noch ein anders der Geist der Sekte und der Zeit, der aus dem Buchstaben herausgesiebt wird. Wir wollen Hrn. Lessings Glaubensbekenntnis, das auch das unsrige ist, hierher zum Schlusse setzen:

„Das Christenthum geht seinen allmählichen Schritt:
 „und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn
 „nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases
 „desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch
 „Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet,
 „und Betrachter auf dem nemlichen Punkte verharren. Gott
 „bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung.“

Der Teutsche Merkur, *) Weimar, 1778, May, pag.

166—167.

Lessings Schwächen, gezeigt von Johann Melchior Goezen. Das erste Stück. Hamburg, gedruckt und zu bekommen bey D. N. Harmsen, 1778.

Der Streit, worinn Herr Pastor Goeze mit dem Herrn Hofrath Lessing über die Fragmente, die dieser herausgegeben hat, gerathen, ist mehr als zu bekannt. Des Herrn Hofrath Lessings Art zu streiten ist sonderbar. Da die schlechte Beschaffenheit seiner Sache ihm nicht erlaubt, bey der Sache selbst zu bleiben, so ergreift er Nebendinge, läßt die Haupt-Sache unbeantwortet, und sucht sich durch wichtige Einfälle herauszuhelfen, die freylich denen,

*) Herausgeber: C. M. Wieland.

1778.

welche keine richtige Logik im Kopfe haben, ein Genüge thun mögen; allein, wenn man sie nach den Regeln einer gesunden Vernunft prüfet, wie Rauch vor der Sonne bestehen. Herr Hofrath Lefzing bedient sich dabey einer gar sonderbaren Logik, wovon wir doch der Seltenheit halber ein Pröbchen anführen wollen. Im dritten Anti-Goeze S. 16. sagt Herr Lefzing: „Warum muß denn Herr Nikolai immer dem Herrn Goeze namentlich büßen so oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt,*) was ihm nicht ansteht? Herr Nikolai ist auch nicht Direktor der A. B. Herr Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Goeze mit Nikolai erlaubt, daß sollte ich mir mit Goezen nicht erlauben dürfen?“ Wir müssen doch diesen Schluß ein wenig beleuchten. Er wäre ungefähr dieser: Weil sich Herr Goeze wegen der Aufsätze in der A. B. an Nikolai, der nicht Director derselben ist, auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen bekömmt, aber doch (welches Herr Lefzing wohlbedächtig auslässet) der bekannte Verleger der A. B. ist, hält; so darf ich mich auch an Herrn Goeze halten, der weder Director der freiwilligen Beyträge ist, noch einige Aufsätze in selbiger, ausser seinen eigenen, vor dem Drucke zu sehen bekömmt, noch Verleger derselben ist. Andere Leute, die nach der gewöhnlichen Logik schließen, würden aus dem Vorderfaze gefolgert haben: „so darf ich mich auch wegen den in den freiwilligen Beyträgen vorkommenden an den Hamburgischen Buchdrucker Schröder halten, als welcher der bekannte Verleger der F. B. ist, und also auch von mir so, wie Nikolai von Herrn Goeze behandelt zu werden verdient.“ Dieß wäre nun frehlich der natürliche Schluß, allein einem so großen Geiste, wie Herr Lefzing, ist es erlaubt, ganz anders zu schließen, und wir versichern unsere Leser, daß fast alle seine Schlüsse in dieser Streitigkeit, wenn man sie genau untersucht, von gleichem Schlage sind. Wir verdenken es daher dem Herr P. Goeze gewissermaßen, daß er sich auf eine ernsthafte Art mit Herrn Lefzing einlässet, der nur mit Waffen streitet, die mit Flitter-Gold behängt, und nur denen fürchterlich sind, welche den Schein vom Wesen nicht zu unterscheiden wissen.

In der gegenwärtigen Schrift prüft Herr P. Goeze die bekannte Parabel des Herrn Lefßing, da sie denn freyhlich in einem Lichte erscheint, daß ihr eben nicht vortheilhaft ist; thut einige Forderungen an Herrn Lefßing, wovon wir glauben, daß er ihnen wohl nicht leicht ein Genüge thun werde, und erinnert einiges über Herrn Lefßings gegenwärtige Art Krieg zu führen. Ferner stellt er eine Betrachtung über einige Stellen aus der bekannten Duplit des Herrn Lefßing an, und endlich zeigt er des Herrn Lefßings Schwäche in seiner kleinen Bitte, die er in der Parabel an Herrn Goeze thut. Herr G. zeigt dabey, daß Herr Lefßing bey seinem Wickeln bisweilen ins Niedrige fällt, um uns nicht eines stärkeren Ausdrucks zu bedienen, und bey Gelegenheit des Ausdrucks des Herrn Lefßing, daß er nicht andrer Stallknecht seyn, noch ihnen das Heu auf die Klause tragen wolle, erzählt Herr Goeze S. 28. u. f. einen gewissen Vorfall. Wir bitten alle diejenigen, die dieser Streit interekirt, diese Schrift des Herrn P. Goeze und dessen Vorläufiges aufmerksam zu lesen, und alsdann zu urtheilen; dem Herrn Pastor aber möchten wir wohl anrathen, auf die Anti-Goezen nicht ernsthaft zu antworten: denn sie verdienen eigentlich gar keine Antwort. Zur ernstlichen Beantwortung der *Axiomata* des Herrn Lefßing aber fordern wir ihn öffentlich auf, da die Freunde des Herrn Hofraths schon darüber triumphiren, und verbreiten, die werde Herr G. wohl unbeantwortet lassen.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, nochmals der sehr weit verbreiteten Lüge; daß ein gewisser ehemaliger berühmter Lehrer am Hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sey, öffentlich zu widersprechen. Wir können dieses um so viel zuversichtlicher thun, da wir wissen, daß Herr Lt. Wittenberg Briefe von dem Herrn Sohne dieses berühmten Mannes in Händen hat, worinn derselbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verläumdung erklärt, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben wird. G.

*) Herr Lefßing schreibt vorkömmt, bekömmt, da es doch eigentlich vorkommt, bekommt heißen sollte. Wir bemerken diese Kleinigkeit

1778. *blos deswegen, weil es uns gewissermaßen kränkt, daß ein so großer Sprachkundiger, als Herr Lessing, in solchen Kleinigkeiten fehlt.*

Beitrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1778, 15. Junius.

Braunschweig.

Nun ja! das fehlte noch, daß auch folgende laute Lästerschrift wider die christliche Religion, die unter allen Schriften dieser Art, durch welche die deutschen Pressen in diesem Jahrhunderte entheiligt worden sind, die giftigste und unleidlichste ist, öffentlich abgedruckt werden mußte: Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von **Gottbold Ephraim Lessing**. Braunschweig 1778. 276 Seiten in 8 ohne die Lessingische Vorrede von 12 Seiten. Wäre diese unselige Schrift nicht in deutscher Sprache abgefaßt, so daß sie von allen gelesen werden könnte; und würde sie nicht leyder! von so vielen, die doch weder Lust noch Fähigkeit besitzen, ihren Inhalt zu prüfen, und die Kette von Trugschlüssen, aus welchen die ganze abscheuliche Schrift zusammen gesetzt ist, aufzulösen, mit der heftigsten Begierde gelesen: so würden wir es für ein wirkliches Verbrechen halten, ihrer in unsern Blättern auch nur mit einer Sylbe Erwähnung zu thun. Denn so wie es Sünden giebt, bey deren Nennung und Beschreibung man nicht Nachsicht genug beweisen kann, um nicht mehrere Verfündigungen zu veranlassen: so giebt es auch Schriften, die man billig alsfort einer ewigen Vergessenheit übergeben sollte, damit das gegebene Aergerniß nicht noch mehr verbreitet werden mögte. Allein, wie gesagt, die unselige Schrift ist in deutscher Sprache abgefaßt und liegt Jedermann vor Augen. Und nun müssen wir es frey bekennen, daß es uns unbegreiflich vorkommt, wie der Herr Herausgeber es hat wagen können, eine Schrift, in welcher dem göttlichen Stifter der christlichen Religion auf eine so entsefliche Art Hohn gesprochen wird, daß einem jeden aufrichtigen Christen bey Lesung dieser Schrift die Haare zu Berge stehen müssen, zum öffentlichen Druck zu befördern. Es kann ihm ja ohnmöglich unbekannt seyn, daß in Christ-

lichen Staaten die Staatsverfassung selbst auf die christliche Religion ihre nächste Beziehung habe, und daß nach allen Reichsgrundgesetzen die Verbreitung der Lästerschriften wider die christliche Religion gesetzwidrig und höchst strafbar sey. Und gesetzt auch, daß Herr *Leßing* sich in seinen Gedanken über diese Bedenklichkeiten hinwegzusetzen wüßte: wie kann er es in seinem Gewissen verantworten, daß er den wohlthätigen Einfluß, den die christliche Religion auf die Gemüthsruhe unzähliger Menschen bis hieher noch immer gehabt hat, durch die Ausgabe jener verabscheuungswürdigen Schrift zu schwächen sucht? Alles, was er bisher zu seiner Entschuldigung gesagt hat, ist schlechterdings nicht genugthuend; und überhaupt ist alles, was er bey dieser Gelegenheit geschrieben hat, so unzusammenhängend und so widersprechend, daß man besorgen muß, wenn nach wenig Jahren jemand bey Führung eines Processes tumultuarisch verfähret: so wird man sprüchwortzweise sagen, er habe seinen Prozeß so tumultuarisch als *Leßing* geführt. Er mag denn nun fortfahren, seinen unregelmäßigen Wiß anzustrengen, und er mag dabey schmähen und toben, so lange und so viel er will: daß von ihm öffentlich gegebene Aergerniß wird ihn in den Augen aller aufrichtigen Verehrer der christlichen Religion verächtlich und seine Gegner verehrungswürdig machen, und insbesondere wird sein Antigoetze, das Muster eines tumultuarischen Wißes, das man schon ikt mit Verachtung und Ekel lieset, bey unsern nächsten Nachkommen noch mehr Verachtung und Ekel erwecken. Er selbst, Herr *Leßing*, soll wissen, daß seine schmähende Blätter den Ruhm unsers *Goeze* nicht vermindert sondern vermehret haben; und man wird die weit ausgebreiteten Verdienste dieses Mannes um die gute Sache der christlichen Religion noch alsdenn mit Dankbegierde nennen, wenn man sagen wird, daß *Leßing* sich bey der Ausgabe der unseligen Fragmente vergeblich bemühet habe, die christliche Religion zu bestürmen, ohne etwas besseres und zuverlässigeres uns zeigen zu können. G.

Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1778, 21. Julii.

1778. Lessings Schwächen, gezeigt von Johann Melchior Goezen. Das zweyte Stück. Hamburg, gedruckt und zu bekommen bey D. N. Harmsen. 1778.

Herr Pastor Goeze fährt in dieser Schrift fort, die Schrift des Herrn Hofraths Lessing über den Beweis des Geistes und der Kraft, dessen Parabel, Axiomata und Anti-Goezen zu beleuchten, und allenthalben die Schwächen desselben, seine falschen Schlüsse auf das deutlichste zu zeigen. In Anschauung der Axiomatum läßt sich der Herr Pastor nur auf einige Nebendinge ein, und erklärt, er könne sich auf die Sache selbst nicht eher einlassen, bis sich Herr Lessing deutlich darüber erklärt haben wird, „was für eine Religion er durch das Wort, Christliche Religion, verstehe? und daß er die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennt, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu seyn er sich rühmt;“ denn, setzt er hinzu, „wenn wir ein langes und ein breites disputirt haben, könnte mich Herr Lessing zuletzt auslachen, und sagen: ich rede von der Religion, welche nicht durch Thatfachen, nicht mit historischen Beweisen, sondern allein aus den Eigenschaften und Willen Gottes, und aus ihrer innern Wahrheit bewiesen werden kann. Diese Religion kann bestehen, wenn auch die Bibel verlohren ginge.“ In Rücksicht auf das Blatt, Anti-Goeze betitelt, bemerken wir, daß Herr Pastor Goeze noch immer die Meynung heget, daß Herr Hofrath Lessing Verfasser desselben ist; aber das Gegentheil ist, durch uns, deutlich genug dargethan in

Ulbrecht Wittenbergs, beyder Rechte Licentiaten, Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing 1778.

Der Verfasser vertheidigt sich darinn gegen einige Verläumdungen des ungenannten Verfassers des Anti-Goeze und seines Correspondenten; führt aus den niedrigen Wendungen und der Schreibart des Verfassers den Beweis, daß Herr Lessing unmöglich Verfasser des Anti-Goeze seyn könne, läßt einige der feinsten Epigrammen des Herrn Hofraths abdrucken, wendet sich endlich an den Herrn Hofrath selbst, wegen der von ihm herausgegebenen Fragmente, und

legt ihm die Kaiserl. und Reichs-Gesetze vor, worinn die Bekanntmachung solche Schriften bey Leib- und Lebensstrafe verboten wird. 1778.
 G.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1778, 27. Julius.

Streitschriften über die Fragmente eines Ungenannten im IV. Band der Beiträge zur Geschichte und Litteratur. —

Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Vierter Beytrag von G. E. Lesing. 1777. in gr. 8. Kost. 20 Gr.

Herr Hofr. Lesing, der nicht allein durch seinen Berengarius, sondern auch durch andere Verdienste, auch den Theologen schätzbar geworden, gab in den Beiträgen zur Geschichte und Litteratur nicht allein die Fragmente eines Ungenannten von der Duldung der Deisten heraus, sondern trat, da er dazu aufgefordert ward, in diesem Beitrag mit mehrern Fragmenten hervor, die er zum Theil selbst mit vielem Scharfsinn beantwortete. Da in einer der folgenden Schriften dasselbe ganz abgedruckt ist, so können wir uns hier nun desto kürzer fassen. Es fehlte sogleich nicht an Widersprüchen; und ohne dessen zu gedenken, was Hr. P. Göze in den Hamb. freiwill. Beiträgen 1777 St. 55. 56. 61. 62. 63*) hatte einrücken lassen, will ich hier nur die Schriften anführen, die mir in dieser Sache zu Gesichte gekommen sind, und die allemal eine Aufbewahrung verdienen, ob sie gleich zum Theil für unsere aufgeklärte Zeiten, (so sagt man wenigstens) nicht rühmlich sind: ich hoffe in der Anzeige also die Zeitfolge zu beobachten, daß wenn die Leser die Neugierde besitzen, die Schriften selbst zu lesen, sie ihnen nach derselben verständlicher und unterhaltender seyn können. Und da versteht es sich von selbst, daß wenn man recht mit Ueberzeugung urtheilen will, man zuerst alle in den Beiträgen ausgetheilten Fragmente des Unbekannten lesen muß, um sich mit seiner Denkungsart bekannt zu machen, alsdann besonders aber dasjenige, in welchem die Auferstehung Christi so scharf, aber auch so

*) Unterm 17. December 1777 und 30. Januar 1778.

1778. bitter angegriffen wird, und worüber Hr. Lessing nachher in so manchem Streit ist verwickelt worden, bei welchen es mir oft eingefallen ist, daß es gut sey, was der Dichter sagt:

Touchant a ses lauriers, craindre de le flétrir.
 Uebrigens könnte die Unterredung Asmus mit dem Chan, im IV. Th. der Werke des Wandbecker Bothen, sehr gut der Anzeige aller dieser Schriften stat einer Einleitung vorangesezt werden, und in Verweisung auf solche können wir ohne weitläufige Kritiken und Untersuchungen nur bloß den Inhalt der mehresten Schriften kurz anzeigen.

Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige gemachte neuere Einwendungen vertheidiget. — Braunschweig. 8. 1777. 11 Bog. Kost. 10 gr.

Das Treffende, Gründliche und Gelassene in diesen Unterredungen verräth einen Mann, den Jahre und Erfahrung ehrwürdig machen, und der vielleicht dem Hrn. H. L. sehr nahe ist. Er hat auch sonst schon andere Schriften, auch Predigten herausgegeben. Er streitet mit vielem Gefühl für Wahrheit und Christenthum, und stellet die gerichtliche Aussage der römischen Wache, und die Unmöglichkeit des Diebstahls der Jünger so deutlich ans Licht, daß nicht allein die Widersprüche glücklich gehoben werden, sondern auch die Ehre der Apostel völlig gerettet wird. Daß die Apostel kein Bernehmungssprotokoll der Wache gefordert haben können, weil kein Gebrauch davon, zum Erweis der Wahrheit zu machen stand, daß die Wegnahme aus dem Grabe nicht allein äusserst unwahrscheinlich, sondern hypothetisch unmöglich sey, und daß das Evangelium unmöglich eine eigene Erfindung der Apostel habe seyn können, wird hier so bündig entwickelt, daß das ganze Gebäude des unbekanntes Zweiflers erschüttert wird, auseinander fällt und sinkt.

Eine Duplik — Braunschweig. 8. 1778. 157 Seiten. Kostet 8 gr.

Herr Lessing läßt den frommen Vertheidiger der Auferstehungsgeschichte völlige Gerechtigkeit widerfahren, wir können ihm aber hier nicht Schritt vor Schritt folgen.

Nur einiges: Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein! — Die Wunder die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste, und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. — So tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt. — Jedoch man muß die Schrift selbst lesen — Lesen, wie der Verf. sich über die Widersprüche erklärt, wie er den Vertheidiger immer seinen lieben, guten Nachbar — und in der Vorrede einen schwachen abgelebten Nestor nennt, der sich nicht dem herausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut — und wenn man dann alles gelesen hat; so wird man sich einer Stelle in den Litteraturbriefen erinnern, wo vom Genie gesagt wird: wer sich von der glücklichen Mittelstrasse verliert, ist in Gefahr ganz davon abzukommen, jemehr Genie er hat; so wie ein edles Roß weiter vom Wege abführen kann, als ein gemeines Zugpferd. Besonders pflegt die Begierde, sich seinen eigenen Weg zu bahnen, um ein Original zu sehn, die besten Köpfe zu verführen. Diese Begierde ist eine Seuche, welche die gesündesten und stärksten Temperamente dahin rafft, und die schwächlichen verschont. —

M. Behn, Subconr. in Lübeck, Vertheidigung der Biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu. 4. 4 Bog. Kost. 4 gr.

Dieser Gelehrte welcher in dieser Messe den ersten Band seiner Vertheidigung der christlichen Religion, von welcher wir zu einer andern Zeit reden wollen, herausgegeben hat, bemühet sich in diesen wenigen Bogen die Zweifel des Unbekannten zu entkräften. Er zeigt sehr deutlich, daß er aus unrichtigen Prämissen geschlossen, und sehr wider die Logik verstoßen habe. Indessen mögte sich gegen das, was der Verf. von dem Gebrauch der teutschen

1778. Sprache bey solchen Untersuchungen vorbringt, noch manches erinnern lassen, wie dann auch wohl der Schluß, den er auf den Mohammedismus macht, nicht bestehen mögte.

Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion. 8. 1778. Hannov. 167 Seiten. Kost. 10 gr.

Der Hr. Direkt. Schumann ist der Schriftsteller, welcher zugleich bey dieser Gelegenheit den Verf. einer Abhandlung über den Genius des Sokrates, im deutsch. Mus. zu rechte gewiesen hat. Er hält dafür, daß Weissagungen und Wunderwerke den sichersten Beweis der evangelischen Lehre geben, den Beweis, den Origines den des Geistes und der Kraft genannt hat. Jeder Freund des Christenthums wird ihn mit Vergnügen lesen, da er sich bemühet, keine solche Gründe zu gebrauchen, die nur bereden und nicht überzeugen. (Allein auch dieß Wort mögte Recens. nicht einmal in solchen Bertheidigungen gebraucht sehen; denn es könnte gemißdeutet werden.) Sonst schreibt er gegen den Herausgeber der Fragmente, als einen in seinen Verdiensten glänzenden allgemein verehrten Mann mit aller Schonung, hält aber auch dafür, daß die Einwürfe des Unbekannten der bedeutendste Anfall ist, der unsere Religion je getroffen hat, und der stark genug sey, jedweden, der auf schlüpfrigen Grunde stehet, umzuwerfen.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft an den Hn. Dir. Schumann, — Braunschweig 8. 1 Bog. Kost. 2 gr.

J. D. Schumanns Antwort auf dies Schreiben. 2 Bog. Hannov. 8. 1778. Kost. 2 gr.

Herr Hofr. Lesing will dem Beweise von den Weissagungen und Wunderwerken mit seiner eigenthümlichen Beredtsamkeit die Kraft rauben, und seinen Glauben nur auf die treflichen Lehren des Christenthums selbst gründen. Hr. Dir. Schumann antwortet mit einer Stärke, die in seinen Gründen zwar vorzüglich, aber auch in seinem Ausdrucke liegt, so daß es eine Freude ist, ihn zu lesen.

Das Testament Johannis. gr. 8. 1 Bog. Kost. 2 gr.

1778.

Gerne schreibe ich es ganz ab. Kinderchens liebt euch! Das ist das Testament. Er und Ich reden da mit einander, man merkt es aber dem Dialog an, daß der Ich mehr auf sich hält, als daß er dem Er nicht manches sollte sagen lassen, was er nicht würde gesagt haben, wenn er selbst neben ihm gestanden hätte. Und wie man das nennt, das mag der Leser selbst beurtheilen.

Vertheidigung der geoffenbahrten christlichen Religion wider einige Fragmente — von E. V. Mascho. — Erstes Stück. Hamb. 1778. 8. 334 Seit. Kost. 16 gr.

Das ist nun ein ganzes Buch, warm und freimüthig geschrieben. Der Auszug aus demselben würde sehr lang werden. Wer die Predigten des Verf. von der Religion und heil. Schrift gelesen hat, wird hier den gelehrten Mann nicht verkennen. Er glaubt fürnemlich, daß der Fragmentenschreiber auf seine Irrthümer durch sein falsches kritisches System gekommen ist, welches die Buxtorfe und Danze mit Eifer und Feuer, in Ansehung der Inspiration behauptet haben. Hiedurch sey er auf den Naturalismus verfallen, um sich von seinen kritischen Unruhen zu befreien. Er habe die wahre Religion nicht gekannt, sondern das, was er vor 60 Jahren aus seinen menschlichen Lehrbüchern ins Gedächtniß gefaßt, habe er Religion genannt. Nachzulesen sind fürnemlich S. 44. 107. 110. 130. 140. 145. 172. 176. 198. 226. 234. 238. 254. 286. Ob man dem Verf. in allen beispflichten könne, ist eine Frage, die ich so wenig zu beantworten unternehme, als ich vielmehr gewiß weiß, daß nicht alle Gottesgelehrte mit ihm werden zufrieden sehn.

Die Wahrheit und Gewisheit der Auferstehung Jesu Christi, gegen eine neuere in dem vierten Beitrag — gedruckte Schrift, erwiesen und vertheidiget von J. Balth. Eüderwald, der heil. Schrift Doct., Herzoglich Braunschw. Superint. und Pastor zu Vorsfelde. Helmstädt 8. 1778. 192 Seiten. Kostet 12 gr.

Diese Schrift enthält das vierte Stück der Fragmente im völligen Abdruck. Die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens, da die Waisenhausbuchhandlung dieß Stück nicht einzeln

1778.

verkaufen wollte, um die Käufer zu zwingen, auch alle vorige Stücke zu kaufen, ist in der Hamburg. Buchhändl. Zeitung St. 21. erhärtet worden. Man kann nun besser, da Gang und Ausfall des Ungenannten im Zusammenhange mit der Beantwortung verborgen liegt, darüber urtheilen. Hr. D. L. verfolgt ihn Schritt vor Schritt mit einer Mäßigung und Unpartheilichkeit, die dem Unbekannten selbst würde ehrwürdig seyn. Wir können daher dieß Buch mit guten und dankbaren Herzen gegen den Verf. empfehlen. Wenn wir auch nur bloß das hier anführen wollten — wie die Furchtsamkeit der Jünger Jesu muß beurtheilt werden; was die Auferstehung Jesu bei den Juden für einen Eindruck machte; wie wenig möglich die Wegnahme des Leichnams Jesu sey; wie bündig Paulus, und mit welcher Rechtschaffenheit er die Auferstehung Jesu beweise; von der Auferstehung am dritten Tage; von dem neuen System der Apostel; von dem Eindruck, den die Auferstehung Jesu bei den Heiden gemacht habe; von dem Erdbeben; von den Zeugen, u. d. m. so würden wir darüber viel zu ausführlich werden, und doch am Ende den Leser dieß Buch zur eignen Beurtheilung, Belehrung und Ueberzeugung selbst zu lesen anrathen müssen.

Eine Parabel — nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungs schreiben an den Herrn Pastor Göze in Hamburg. Braunsch. 8. 1778. 2 Bog. Kost. 2 gr.

Schreiben sie Herr Pastor, und lassen sie schreiben, so viel das Zeug halten will; ich schreibe auch; wenn ich ihnen in dem geringsten Dinge, was mich, oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse wo sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren. — Ueberhaupt ist hier ein Wis ausgegossen, von dem Young sagt, daß er im bürgerlichen Leben einen Wagehals zeuge; und giebt es auch nicht in der gelehrten Republik Wagehälse?

Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt, wider den Hn. P. Göze in Hamburg. Braunsch. 8. 1778. 5 Bog. K. 4 gr.

Pfeil auf Pfeil! Die Bibel enthält offenbar mehr, als für die Religion gehört. Es ist bloß Hypothese, daß

sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel, nicht aber auch Einwürfe gegen den Geist und die Religion. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen; so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf sie beruhen. War eine Zeit, in welcher sich die christliche Religion, ohne daß ein Buchstab noch da war, schon so vieler Seelen bemächtigt hatte; so muß es auch möglich seyn, daß wenn alle Schriften der Apostel und Evangelisten verlohren gingen, die von ihnen gelehrt Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innerlichen Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat. Das muß man nun alles selbst in der Lessingschen Sprache lesen, und das quandoquidem dormitat — wird sich vielfältig bestätigen.

Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofr. Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe unserer allerheiligsten Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heil. Schrift, von Joh. Mel. Göze. — Hamb. 8. 1778. 7 Bog. Kost. 6 gr.

Herr Lessing ist ein wahrer Chineser, sagt Hr. G. Er allein hat zwei Augen. Seinem Fragmentenschreiber gesteht er eins zu — Gott gebe, daß er bedenken möge, was zu seinem Frieden dient! Die vorhin angeführten Recensionen aus den Hamb. Beitr. sind hier ganz abgedruckt. — Wie vieles wäre daraus anzuführen? Z. G. Sollte Lessing eine Bibel herausgeben, sie würde gewiß im Taschenformat erscheinen. — Zuletzt ein — ja ein unbilliger Angriff auf Tellob's Fragmente, Klopstock. — Was mag denn der gute Klopstock dem Herrn Hauptpastor gethan

1778. haben? Nun — das hat er nicht von ihm zu befürchten, was er von einem andern Dichter erfährt.

Anti-Göze. d. i. Nothgedrungene Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Hn. Past. Göze. Erster, Gott gebe Letzer! 2ter bis 8ter Bogen. Braunschw. 8. 1778. Kost. 8 gr.

Mehr will ich von diesen Blättern voll scharfen Salzes, aber auch voll Muthwillens, nicht sagen, als die letzte Stelle im 2ten Stück: Jetzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen sie auf einmal nicht von mir erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer saules Wasser, in welchem sich mich ersaufen wollen, tropfenweise auf dem entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Gegen das vierte Stück dieses Anti-Göze ist mir schon ein Bogen in 8. unter dem Titel: **Anti-Lesing, 1778 zu Gesichte** gekommen.

Der Verfasser ist warm, aber wer kanns ihm verdenken? Er sagt: das Bewußtsehn für die Ehre und Ausbreitung der erhabensten Wahrheiten zu arbeiten, ist göttlich süß. Ich mögte es um aller Welt willen Ihnen durch keine Personalien-Schmiedereien verbittern. Warum wollten sie nicht eben so gegen mich gesonnen seyn? — Vermuthlich ist Hr. M. Behn in Lübeck der Verfasser.

Lesings Schwächen, gezeigt von Joh. M. Göze. Erstes Stück. Hamburg. 8. 1778. 3 Bog. Kost. 2 gr.

Zuerst Recensionen, hernach eine Gewissenskrüge im völligen Kanzelton, mit einem vorläufigen Schreiben an Hrn. Lesing. Lieber Herr Hofrath! Gott weiß, daß ich sie herzlich liebe — ich verkenne die schönen Talente nicht — ich vergebe es Ihnen von ganzen Herzen — ich bitte sie vor dem Angesichte Gottes — Wie schwer wird ihre Rechenschaft seyn? Wollen Sie das Maaß ihrer Sünden noch mehr häufen; so werde ich dadurch nichts, Sie aber in Zeit und Ewigkeit desto mehr verkehren — ich bin rein von ihrem Blute. —

Man erlaube mir am Ende dieser kurzen Anzeige das Kielsche Osterprogramm anzuführen. Es werden darin Nonnulla universe de dubitationibus contra historiam

reditus Jesu Christi ad vitam allatis vorgetragen, und S. 4. heißt es: nos non sumus ii, qui callide celatum vobis velimus, si quid controversiae etiam difficilis atque molestae, motum est in rebus ad religionem pertinentibus; male enim res se habeat, si tueri se non possit doctrina christiana, nisi occultatis dubitationum et difficultatum scrupulis; imo vos ultro hortamur, et hortati sumus saepius etc. Man wird den ersten Theil der ganzen Untersuchung, den nur diese Schrift liefert, mit Vergnügen lesen, und die folgenden mit Verlangen erwarten. L.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1778, 1. August.

Altona.

Wenn man denjenigen einen Meister in der Fechtkunst nennen will, der mit vieler Fertigkeit rückwärts und vorwärts um sich herum zu schlagen weiß: so wird dieser Ruhm dem Herrn Hofrath Lessing nicht abgesprochen werden können. Dieser versuchte Streiter, den man schon aus seinen gelehrten Fehden mit dem Past. Lange, Prof. Dusch, Geh. Rath Klotz und Gott weiß mit wie viel mehr andern Männern kennt, hat seit der Herausgabe der nur leyder! allzubekannten Fragmente schon so manchen braven Mann, der ihm in die Quere entgegen trat, mit Hestigkeit angegriffen, daß man, wenn der Streit so fortgeht, ein ganzes Verzeichniß von gemishandelten Männern aufzuweisen haben wird. Einige haben den Lessingischen Mißhandlungen ein großmüthiges Stillschweigen entgegen gesetzt, andre aber, weil sie sich der Gerechtigkeit der guten Sache bewußt waren und der Wahrheit nichts vergeben konnten, haben ihm nach dem Wiedervergeltungsrechte so vergolten, als er es verdienet hatte. Eine von den neuesten hieher gehörigen Schriften ist folgende: **Albrecht Wittenbergs**, B. N. L., Sendschreiben an den Herren Hofrath Lessing. Qui, quae vult, dicit, quae non vult, audiet. 1778. Ohne Benennung des Druckorts. 3 Bogen in 4. Herr L. Wittenberg hatte in dem Altonaischen Reichs-Postreuter einige Beurtheilungen der neuesten Schriften wider den von Hrn. Lessing in Protection genommenen

1778.

Fragmentensreiber mit der größten Unpartheylichkeit eingerückt. Dies mußte ja wol dem Hrn. Lessing unfeindlich seyn, weil er in dem 8ten Stück seines Antigoeze mit vieler Ungezogenheit daher fährt, und den Hrn. Verf. des Reichs-Postreuters auf eine Art behandelt, deren sich billig ein jeder gesitteter Mann schämen sollte. In der jetzt angezeigten Schrift findet er nun seinen Mann vor sich, der ihn so best hält, daß wir noch nicht absehen, wie er sich mit guter Manier und mit Ehren werde losmachen können. Der erste Theil der Schrift ist in eine feine Ironie eingekleidet, und wir können uns leicht die Vorstellung machen, wie ungeberdig sich Herr Lessing anstellen wird, wenn er S. 13. f. die treffende Critik über seine Epigrammen und S. 23. f. das ihn lebhaft belehrende Gespräch zwischen Orbil und Ephraim liest. Doch wir wünschten vielmehr, daß ihn der mehr ernsthafte Theil der Schrift von S. 35 bis 44. zum Nachdenken bringen mögte. Hier überzeugt ihn ein Rechtsgelehrter auf die bündigste und fühlbarste Art, wie gesetzwidrig und sträflich er bisher gehandelt habe, daß er die häßlichen Schmähschriften wider die christliche Religion, die er billig einer ewigen Vergessenheit hätte übergeben sollen, zu seiner unauslöschlichen Schande und zum unerseßlichen Schaden so vieler muthwillig geärgerten Menschen ans Licht gezogen hat.

Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1778, 10. August. *)

*) Wir lesen:

Unkündigung.

Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit, ehern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist: so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben, ich wohl keine unschlichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchen man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichts: die Welt, wie ich mir sie denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist.

Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art und heißt: *Nathan, der Weise, in fünf Aufzügen*. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu seyn.

1778

Ist nun das deutsche Publicum darauf begierig: so muß ich ihm den Weg der Subscription vorschlagen. Nicht weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu seyn Ursache hätte: sondern aus andern Gründen.

Meine Freunde, die in Deutschland zerstreut sind, werden hiermit ersucht, die Subscription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen Weyhachten dieses Jahres wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind: so kann ich um diese Zeit anfangen lassen, zu drucken. Das Quantum der Subscription wird kaum einen Gulden betragen: den Bogen zu Einem Groschen gerechnet, und so gedruckt, wie meine übrigen dramatischen Werke bey Voss gedruckt sind. Wolfenbüttel den 8ten August 1778.

Gotthold Ephraim Lessing.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1778. 29. August.

Lefzings Schwächen, gezeigt von Johann Melchior Goezen. Das dritte Stück. Hamburg, gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmsen. 1778.

Herr Pastor Goeze fährt fort, in diesem Stücke den Wizeleyen, Scheingründen und leeren Exclamationen des Herrn Hofraths Lefzing gesunde Vernunft, Gründe, Zeugnisse der Kirchenväter entgegen zu setzen. Ueberall herrscht in diesen drittehalb Bogen Gründlichkeit, Einsicht, und wahre theologische Gelehrsamkeit.

In der Vorerinnerung scheint Herr Pastor Goeze ebenfalls der Meynung zu seyn, daß Herr Lefzing unmöglich Verfasser aller der Schriften seyn könne, die in dieser Streitigkeit herausgekommen sind und ihm zugeschrieben werden. Er müsse indessen, sagt er, ihn so lange als den Verf. ansehen, bis er sich öffentlich davon lossagt. Er erwähnt zugleich des Sendschreibens des Herrn Licentiaten Wittenberg an Herrn Hofrath Lefzing, welches zu beantworten letzterm bisher noch nicht gefällig gewesen. Beyläufig vertheidigt der Herr Pastor gegen die Lefzingsche Beschuldigung in Absicht auf das Wort *Equivoce*n, wovon Herr Lefzing vorgiebt, daß Herr P. Goeze es bloß deswegen so, und nicht *Equivoquen* schreibe,

1778. damit man es Pferdegeschrey übersetzen könne. Er zeigt, wie abgeschmact diese Beschuldigung ist.

Der größte Theil der gegenwärtigen Bogen selbst ist gegen eine von Herrn Lefing vor kurzem bekannt gemachte Schrift: „Gotth. Ephraim Lefings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg“ gerichtet. Herr Lefing möchte sich darin gern das Ansehen geben, daß er die Frage seines Herrn Gegners, „was für eine Religion er durch die Christliche Religion verstünde, und daß er uns die wesentlichsten Artikel der Religion anzeigen sollte, zu welcher er sich selbst bekennet,“ auf das bestimmteste beantwortet habe. Herr Pastor Goeze zeigt ihm hier mit vieler Deutlichkeit, daß er das erste Glied der Frage sehr unbestimmt und schwankend beantwortet, und das zweyte ganz überhüpft hat. Da Herr Pastor Goeze in dieser Streitigkeit nicht gern große Werke schreiben, sondern dem Beispiele seines Herrn Gegners lieber folgen möchte, der nur wenige Bogen, oder gar einzelne herausgibt: so hat er abermals die Beantwortung der Lefingschen *Axiomatum* aussetzen müssen. Indessen widerlegt er doch einen Satz des Herrn Hofraths, welcher behauptet, daß die Lehre Christi auch wohl ohne die Schriften des neuen Testaments auf uns gekommen seyn könnte, nämlich durch mündliche Tradition. Herr Pastor Goeze zeigt das Irrige in diesem Satze, und führt bey dieser Gelegenheit ein sehr merkwürdiges Zeugniß des Irenäus, eines Kirchenvaters des zweyten Jahrhunderts an, das wir hierher setzen wollen. „Wir erkennen, schreibt derselbe *advers. Haereticos*, lib. III. c. I. die Ordnung des Heils aus der Lehre davon, von welcher das Evangelium zuerst zu uns gekommen ist; welches sie zwar zuerst mündlich gepredigt haben, hernach aber, nach dem Willen Gottes, uns solches in Schriften überliefert haben, damit es ein Grund und Pfeiler unsers Glaubens werden möge.“

Herr Pastor Goeze zeigt überhaupt den Ungrund der Lefingschen Behauptung auf das faßlichste, und wir rathen allen, die etwan durch die Schriften des Herrn Hofraths

irre gemacht sind, diese drittehalb Bogen bedachtsam zu lesen; sie sind gewiß ein kräftiges Gegengift gegen jene irrige Lehren. 1778.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1778, 31. August.

In den Chursächsischen Landen ist das vom Hn. Hofrath Lessing herausgegebene Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten: Von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, bei funfzig Thaler Strafe zu verkaufen verboten worden.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1778, 12. September.

Wolfenbüttel.

Unter dieser Aufschrift, eigentlich aber zu Göttingen bey Dieterich ist vor kurzem erschienen: **Ernst und Falk. Gespräche für Freymäurer.** 1778. 92 Seiten. 8. Die Art der Behandlung, Einkleidung und Ausführung des in diesen drey Gesprächen vorgetragenen Gegenstandes empfiehlt sich von selbst, wenn man auch nicht wüßte, daß der Herr Hofrath Lessing zu Wolfenbüttel ihr Verfasser ist. Ob aber die Meinung, die der Herr Verfasser über den Endzweck und das Wesen der Freymäurerey hier vorträgt, die wahre sey, ist eine andere Frage, die vielleicht nur wenige entscheiden können und den meisten bloße Vermuthungen bleiben wird. Sey sie inzwischen die wahre oder nicht, so enthalten doch diese Gespräche manche vortrefliche Gedanken, die in das allgemeine Staats- und Völkerrecht einschlagen. —

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1778, 30. September.

Braunschweig.

1778.

Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, Vierter Beitrag, von Gotthold Ephraim Lessing, 1777; enthaltend fünf Fragmente gegen die christliche Offenbarung, auf 543 Seit. in Octav: und,

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten, herausgegeben von G. E. Lessing, 1778, 276 S. in Octav.

Dies sind die Fragmente eines ausführlichen handschriftlichen Werks gegen das Christenthum; welche, besonders seitdem Hr. Hofr. Lessing das Letzte nicht, wie die vorhergehenden, in einem Journal für Gelehrte bekannt gemacht, sondern als ein besonderes Werk dem ganzen lesenden Publikum übergeben hat, so allgemein in Deutschland verbreitet sind und so viel Aufsehen gemacht haben, daß wir es nunmehr o für Pflicht halten, unsere Meinung davon etwas ausführlicher zu sagen. Aber bloß von diesen Fragmenten, denn die Anzeige der bei dieser Gelegenheit von beiden Theilen herausgegebenen polemischen Schriften ist nicht in dem Plan unserer Blätter. Der Recens. gesteht, daß er dem Hrn. Hofr. Lessing für die Mittheilung dieser Schriften dankt, weit entfernt, ihn deswegen eines gegebenen Vergernisses anzuklagen. Man würde dem Christenthume wenig Ehre machen, wenn man bloß gestattete, dafür, nicht aber auch dawider, zu schreiben. Ist es Wahrheit; so muß es dadurch immer gewinnen; und hat auch, wie die ganze Geschichte der Freigeisterei lehrt, immer gewonnen. Schaden können solche Schriften schwerlich anders, als bei denen stiften, welche ein Interesse dabei finden, daß diese Religion falsch sey. Ist es hingegen Irrthum; so wäre es niedriger Betrug, wenn man es bloß als Zaum und Gebiß des Böbels in Schutz nehmen wolte. Und wenn gar, wie Hr. L. in dem Vorberichte zum letzten Fragmente S. 6 sagt, das Buch handschriftlich in den Provinzen Deutschlands umhergeht; so giebt es kein kräftigeres Mittel, die üblen Folgen davon zu hindern, als die Bekanntmachung desselben. Dem Feuer, sagt Hr. L., muß man Luft machen, wenn es

gelöscht werden soll. Auch sind diese Schriften wichtiger, als alle bisher bekannte dieser Art. Der Verfasser schreibt, besonders in dem Fragmente gegen die Auferstehungsgeschichte, mit vieler Kenntniß, Prüfung und Tieffinn. Es sind nicht Spöttereien, was er sagt, sondern Gründe, und zwar in dem genannten Fragmente so ausführlich, daß vor ihm niemand die Auferstehungsgeschichte so vollständig und mit so durchgedachten und scheinbaren Gründen bestritten hat. Schwerlich läßt sich etwas Erhebliches gegen sie sagen, das nicht schon in diesem Werke steht. Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß er nicht mit kühler Untersuchung schreibt, sondern mit Hitze und einer sichtbaren Begierde, die Religion falsch zu finden. Die vier ersten Fragmente besonders, wo der Verfasser Irrthümer christlicher Lehrer, z. B. von Nothwendigkeit einer gänzlichen Verleugnung der Vernunft, als Lehrsätze des Christenthums bestreitet, machen es wahrscheinlich, daß irgend ein intoleranter unchristlicher Mann, oder Geistlicher, der alberne Grillen menschlicher Erfindung für Christenthum ausgab und dafür mit menschenfeindlicher Hitze fochte, ihn gegen die Religion aufgebracht habe. Und war es dieses nicht, so war es sicher etwas anders, das ihn mit ihr in Feindschaft setzte. Denn die einleuchtende, auch vom Hrn. Hofr. Lessing (Duplik S. 51) eingestandene, Unbilligkeit bei Behandlung der Bibel: das Suchen nach Einwendungen; die öfteren Verwirrungen, wo Sachen von ganz verschiedener Art durch einander gemengt werden, welches ein sicheres Zeichen entweder eines ungeübten Verstandes (aber hier nicht der Fall ist) oder eines durch Affekten heunruhigten Gemüths ist; und zuletzt die heftigen Ausdrücke, ja wirklichen Schimpfworte, die er sich gegen Christenthum, Bibel, und Jesum und seine Apostel gestattet; das alles kan wohl nie mit ruhiger, kühler, unpartheiischer Prüfung zusammenstehen. Wer übrigens der Verfasser sey? ist von keiner Erheblichkeit: denn ein vernünftiger Mann gründet seinen Glauben nicht auf Auktorität der Menschen, sondern Gottes und der Vernunft, die er uns gegeben hat. — Die vier ersten Fragmente beruhen meist auf Mißverständnis. — Das Erste, von Beschreibung der Vernunft auf den Raazeln, streitet

1778.

nicht gegen das N. T., sondern gegen unwissende ange-
 maßte Ausleger desselben. Das Zweite, Unmöglichkeit
 einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete
 Art glauben können, gründet sich auf die un menschliche und
 unchristliche Behauptung, daß jeder Nichtchrist bloß
 darum, weil er das Christenthum nicht kennt oder annimmt,
 von der Seligkeit ausgeschlossen sey. Das Dritte, Durch-
 gang der Israeliten durchs Rothe Meer (richtiger den
 Arabischen Meerbusen,) setzt manches voraus, wovon die
 Geschichte schweigt, z. B. daß die Israeliten in wenig
 Stunden, und noch dazu mit allen Frauen und Kindern,
 und dem ganzen Troß des Heeres, den Meerbusen passirt;
 und streitet überhaupt gegen eine Sache, die mit dem
 Christenthum in keiner Verbindung steht. Bei den Vierten,
 „daß die Bücher des N. T. nicht geschrieben worden, eine
 „Religion zu lehren“, kommt es größtentheils auf das
 Wort, Religion, an. Einen vollständigen männlichen
 Unterricht von Gott, Tugend und Himmel sollen sie freilich
 nicht geben: Paulus selbst nennt das N. T., das
 Elementarbuch der Religion, τα στοιχεια. Galat.
 4, 9. 13. Aber Aufbewahrer der grossen Grundwahrheit
 aller Religion und Philosophie, von dem einzigen wahren
 Gott, sind doch offenbahr diese Bücher. Das bei weitem
 wichtigste unter allen, ist das Fünfte über die Auf-
 erstehungs geschichte, S. 437-493. Es enthält eine
 solche Menge durchgedachter, aus der evangelischen Geschichte
 selbst hergenommener, in so viel Scharfsinn gekleideter, und
 aus einer Menge von Schwierigkeiten zusammengeflochtener,
 Einwürfe; daß man es nie gründlich und einleuchtend
 widerlegen kan, ohne eine zusammenhängende Vor-
 stellung der ganzen Geschichte aus den vier
 Evangelisten voranzuschieben. Alle bloß polemische
 Schriften dagegen machen die Sache immer noch verworrener,
 und führen den Leser von einer Hypothese zur andern, aus
 Einem Labyrinth ins andere. Versuchen wollen wir es
 indessen, den Geist des Werks kenntlich zu machen; die
 falschen Voraussetzungen, worauf es sich, als auf einem
 Angel unaufhörlich herumdreht, zu entwickeln; und einige
 Winke über die Beantwortung der darinn vorgetragenen
 Einwürfe zu geben. Es ist schon einigemahl in unsern

Anzeigen erinnert, und kaum bedarf es einer Erinnerung, daß die Urtheile darin nicht Urtheile der ganzen Universität, oder einer Societät, sondern bloß des Recensenten sind. Der Recensent dieser Fragmente nun, will einige Proben geben, wie er alle diese Einwürfe, für sich, zu seiner völligen Beruhigung beantwortet: in der Hoffnung, daß, freilich nicht alle (wer wolte so sanguinisch hoffen?) aber doch einige Leser eben diese Beruhigung darin finden werden. Die Erste Klasse der Einwürfe, (die Zweite betrifft die Auferstehungsgeschichte selbst) gegen die Erzählung Matthäus's von der Römischen Wache beim Grabe, beruhet fast ganz auf der Procession, die uns hier der Fragmentenschreiber erzählt. Bei Matth. gehen einige Glieder des hohen Rathes zu Pilatus, bitten um die Bewachung des Grabes; und nach erhaltener Erlaubniß dazu gehen sie hinaus und besetzen das Grab mit der Wache und versiegeln den Stein. Es versteht sich von selbst, sie besetzen und versiegeln, wie Obrigkeiten so etwas zu thun pflegen, nämlich durch Befehle an ihre Bediente. Das Fragment aber läßt den ganzen hohen Rath in corpore, begleitet von der Römischen Wache, in förmlicher Procession zur Stadt hinaus, zum Grabe gehen, und dieses mit eigener Hand versiegeln. Und nun mußte freilich die ganze Stadt das erfahren; nun mußten auch die Apostel, Frauen und übrigen Freunde Jesu es wissen; nun muß diese Sache unter der ganzen Nation ruckbahr werden. Aber das alles heißt gegen Schatten fechten. Alle die Einwürfe: „so etwas mußte „unter allen Juden in der Welt ruckbar werden,“ S. 445 f. „die Apostel hätten sich nur dürfen über diesen Vorgang von Pilatus eine förmliche Akte ausstellen lassen,“ S. 439, 44; „die Frauenspersonen seyn gar nicht wegen „der Wache besorgt,“ S. 447 f; „auch kein einiger Apostel „berufe sich jemahls auf diesen Hauptbeweis,“ S. 394 f. fallen durch die Antwort weg: Matthäus weiß nichts von einer solchen Procession, die Sache aber, die er erzählt, erfuhr er erst später; und den Aposteln, so wie den Frauen, war sie unbekannt. — Gegen die Auferstehungsgeschichte selbst, führt er zu sehen, wie er sagt, ganz offenbahre Widersprüche der Evangelisten an, S. 466 f.

1778.

welche insgesamt, auffer dem Mißverstände mancher Stellen, auf folgende zwei falsche Voraussetzungen gebaut sind: daß die Evangelisten in chronologischer Ordnung, Tagebücher oder gar Stundenregister schreiben; und die Inspiration sie allwissend mache. Sie sind folgende: 1) Die Frauen kauften nach Markus 16, 1. die Specereien nach, und nach Lukas 23, 56. vor dem Sabbath. Antwort: Die Worte bei Markus *μαρια η μαγδαλ.... αυτον* sind eine Einschaltung. Er sagt 15, 47. 16, 2. „Maria die Magdalerin — — sahe, „wohin er gelegt ward. Und nach geendigtem Sabbathe, „(es hatten Maria u. s. Gewürze gekauft, ihn zu salben), „nämlich sehr frühe am ersten Wochentage kamen sie „zum Grabe.“ Er bestimmt also keine Zeit des Einkaufs; und so ist denn auch kein Widerspruch da. 2) Bei Joh. 19, 38 f. salben Joseph und Nikodemus den Leichnam; bei Markus und Lukas aber wollen es die Frauen thun. Antw. Weil sie von jener Salbung nichts wußten. 3) Matthäus 28, 1. 4. läßt den Engel in Gegenwart der Frauen herabkommen und das Grab öffnen: und bei den übrigen finden sie es schon geöffnet. Antw. Matthäus sagt das gerade Gegentheil Vers 2-4. vergl. B. 5. 4) Die Erzählungen von den dabei geschäftigen Engeln sind durch und durch widersprechend: bei Markus sehen sie Einen und beim Lukas Zwei. Antw. Einen zur Rechten im Grabe; also nicht im ganzen Grabe. Nach Matthäus sehen sie ihn auf des Grabes Stein, und nach Johannes Im Grabe. Antw. bei Matth. eben so, B. 5. 6. 8. Bei Joh. siehet Maria alleine, und vor dem Grabe Engel; bei den übrigen die Frauen alle, und Im Grabe. Antw. Sie sprechen von zwei ganz verschiedenen Begebenheiten. Eben diese Antwort widerlegt auch den fünften, sechsten, neunten und zehnten Einwurf. 7) Bei Matthäus umfassen die Freunde Jesu seine Füße, und bei Joh. will er das nicht gestatten. Antw. Nicht das Anrühren untersagt er; sondern das lange Verweilen, wie der Zusammenhang zeigt. 8) Nach Matth. und Mark. will Jesus die

Apostel nicht anders als in Galiläa sehen, bei den übrigen aber siehet er sie mehrmahls zu Jerusalem. *Antw.* Die ersten reden von den Galiläischen Frauen und den Verwandten Jesu; die letzten aber von den Aposteln. Die Ausführung dieser Antworten kan nicht anders überzeugend, als durch eine zusammenhängende Vorstellung der Auferstehungsgeschichte gegeben werden, welche Recens. nächstens herausgeben wird. — So weit das fünfte Fragment.

Das letzte, vom Zwecke Jesu und seiner Jünger, komt jenem an Kenntniß und Scharfsinn nicht bei; zeigt aber doch auch, eine grosse Bekanntschaft mit der Bibel, einen philosophischen Geist, und nicht gemeine Gelerksamkeit. Auf nichts geringeres geht hier der Verf. aus, als Jesum und seine Apostel für — förmliche Betrüger zu erklären. Ohne Zweifel hat er doch irgend einige, bisher unbekannte, historische Dokumente deterrirt, die jene so ganz unerwartete Sache darthun? Nichts von dem, sondern bloß auf den Inhalt des N. T. klagt er jene Männer als förmliche Betrüger an. Der Verf. hat wohl nicht bedacht, daß, wenn sie das sind, sie nicht gemeine Betrüger, sondern die allerärgsten Bösewichter seyn müßten, die je der Erdboden getragen; Bösewichter, die mit Meineiden und Mordthaten spielen. Denn sie beschworen ihre Aussagen, 1. Korinth. 15, 15. und wußten es, daß ihre Lehre so viele hundert Menschen in Gefahr des Lebens stürzte. Matth. 10. Röm. 8, 35 — Ende. 1. Korinth. 9, 26, 15, 19. Und das Männer, die eine Religion lehren, welche sich ganz in Menschenliebe, gebildet nach Gottes Muster, und gebaut auf dankbare Liebe zu ihm, concentrirt; die ein dürftiges, niedriges, geplagtes Leben führen; alles für jene Religion aufopfern und dulden; sogar das Leben für sie lassen: Männer endlich, deren ganzes Leben eine Kette von Wohlthaten und Edelthaten war. Diese sollen Betrüger und die ärgsten Bösewichter seyn, die je die Sonne gesehen hat. Eine solche Behauptung muß diesem Fragmente nothwendig bey jedem Vernünftigen allen Glauben nehmen. Der Verf. fängt mit dem Satze an, Jesus hat sein ganzes Religionsystem voll-

1778. ständig gelehret S. 7 f.; woraus er denn getrost schließt, daß die Apostel ein ganz anderes Religionsystem lehren; daß Jesus nie das Mosaische Gesetz abgeschafft; daß er das Judenthum gelehret habe u. s. w. Und gleich wohl sagt Jesus an mehreren Orten, er habe den Aposteln noch viel zu sagen, aber jezo seyn sie noch nicht im Stande, es zu fassen; der heil. Geist solle sie alles lehren u. s. f. Johann. 14—16. — Jesus, heißt es weiter S. 66 f., wolte das Levitische Gesetz beibehalten wissen, folglich haben die Apostel und Paulus besonders, ihm gerade widersprochen. Aus Matth. 5, 17—19 sey jenes sonnenklar. (Man mag aber hier das *πληρωσαι* durch erweitern, ergänzen, oder durch erfüllen geben; so ist in beiden Fällen das Gegentheil aus dem 17. V. klar. Im 19. aber redet Jesus nicht von den Gesetzen des A. T., sondern von seinen eigenen, siehe V. 20.) Das übrige, was der Verf. anführt, beweist nur, daß Jesus für seine Person jenes Gesetz beobachtete, auch damahls noch nicht, seine Abschaffung öffentlich gelehret. Und hatte denn der V. nie Johann. 4, 21—24 gelesen? — Auch, meint er, S. 72 f., habe Jesus sein Reich bloß auf die Juden einschränken wollen. Der Befehl Matth. 28, 18 f. steht ihm zwar entgegen. Allein den findet er verdächtig, weil Petrus Apostelgesch. 11, sich nicht darauf, sondern auf eine Zusage Jesu beruft. Der Einwurf ist nicht unerheblich, und zeigt, mit welchem kritischen Auge der Verf. das N. T. gelesen. Aber er hätte doch auch nicht vergessen sollen: 1) Daß Jesus mehr als einmahl gesagt, seine Religion werde mehr Eingang bei Heiden als Juden finden, Matth. 8, 11. 12. 20, 1. 16. Kap. 21, 28—46. Joh. 6. 7. 10. und 2) daß Petrus durch die Umstände (siehe Vers 15. 16.) veranlaßt, sich auf diese Zusage Jesu beruft, weil sie hier mehr zum Beweise seines Thema dienete, als jener Befehl. — Bei der Taufe, S. 78 f. verwickelt sich der V. in seine eigene Schlinge. Die Taufe war, wie er gesteht, eine Solemnität der Juden, Proselyten aufzunehmen. Daraus schließt er nun, daß Jesus keine neue, von der jüdischen verschiedene, Religion einführen wollen.

Allein er vergißt abermahls, daß Jesus auch Juden ^{1778.} taufen ließ, Joh. 4, 1. 2. (Diese Stelle beweist auch die Unrichtigkeit des Vorgebens S. 74, 83, 98, daß Jesus weder selbst, noch durch andere getauft habe.) Nach der eigenen Prämisse des Verf. folgt also, daß die Religion Jesu eine ganz andere als die jüdische war. — So auch beim heil. Abendmahl, welches nichts anders, S. 99 f., seyn soll, als die jüdische Ostermahlzeit, verbunden mit der Erinnerung an ihren Freund, hat der Verf. übersehen, daß es nach jener Mahlzeit gehalten ward, Luk. 22, 20 und der Wein soll getrunken werden zum Andenken seines, für die Vielen vergossenen Bluts, Matth. 26, 28. — Nun tritt er jener Behauptung näher und von hier an ändert sich auch die Schreibart, und wird heftig, bitter, spöttisch und ungesittet. Die Jünger Jesu alle, S. 108 f., hofen immer bis an seinen Tod ein weltliches Reich von ihm. Nach seinem Tode erst änderten sie ihre Meinung. Und da sie ihre Geschichte ebenfalls erst nach seinem Tode schrieben: so — haben sie Dinge hineingesezt und weg gelassen, gemäß diesem neuen System. Ihre ganze Geschichte ist folglich unzuverlässig. Und woher wußte denn der Verfasser, daß die Jünger Jesu bei seinem Leben ein weltliches Reich hofen? Aus den Evangelisten, sagt er. Kan etwas ihre Zuverlässigkeit stärker beweisen, als dies? Denn waren sie Betrüger, so hätten sie gewiß dies ausgelassen. — Und Jesus selbst hat, nach Seite 128 f., nebst dem Täufer Johannes den der Verf. immer, geheimnißvoll, den Vetter Jesu nennt, die Juden hintergangen: 1) Weil er sich für den Messias, immer ohne nähere Erklärung und Widerspruch gegen der Juden Träume, folglich nach der Juden Idee, folglich für einen weltlichen ausgab. (Hier begreifen wir kaum, wie ein Mann, der die Bibel so genau kennt, das sagen kan, da ja in seinem N. T. Matth. 8, 18 f. 19, 16 f., 20, 20 — 28. Joh. 3, 14 f. Kap. 6, Kap. 10, 11 gestanden: nicht zu gedenken, daß Jesus sich immer des Menschen Sohn, den niedrigsten der Menschen, nannte.) — 2) Weil er Prediger des Himmelreichs aussandte Matth. 10, die, wie er wohl

1778. wußte keine andere als jene körperliche Ideen hatten, folglich keine andere den Juden beibringen konnten. (Sie thaten aber, wie der Verf. aus Matth. 10, 7. 8. sehen konnte nichts weiter, als die Nachricht von dem gekommenen Messias ankündigen, ohne fernere Belehrung von ihm; um die Juden aufmerksam zu machen.) Weil Johannes der Täufer öffentlich sagt, daß er Jesum erst durch die Offenbarung bei seiner Taufe kennen gelernt, Joh. 1; da er doch schon vorher ihn als den Messias empfiehlt, Matth. 3, 5—12. (Die Evangelisten aber schreiben keine Annalen, wie man auch aus den unbestimmten Formeln in diesem Kapit. B. 1. 5. 13. siehet. Also kan man daraus, daß Matth. erst im folgenden B. 13 f. seine Taufe erzählt, keineswegs schließen, daß Johannes jene Rede vor der Taufe Jesu gehalten habe.) — Wenn ferner Jesus dem Ausfägigen befiehlt, seine Heilung niemanden zu sagen, und zugleich, sich dem Priester zu zeigen; (denn die Priester waren auch die Aerzte der Juden,) wenn er den Blinden eben das befiehlt, da sie ihm doch auf der Strasse nachschreien; (wovor ja Jesus nichts konte,) wenn er den Eltern der auferweckten Tochter eben das befiehlt, obgleich in dem Hause ein grosses Getümmel war, u. s. f.; so würde jeder tüchtige Richter, der die, selbst vom Verf. eingestandene, edle Sittenlehre Jesu (S. 12 f.) und sein wahrhaftig göttliches Leben kennt, bald merken, daß er jenes that, um aller Welt klar zu machen, daß er auf keine Weise Empörung gestiftet habe. Der Verf. aber, gleich einem verdorbenen Magen, der alles Süße in Sauer verwandelt, siehet da den listigen Betrüger, der gerade das ernstlich verbiethet auszubreiten, was er am meisten ausgebreitet wissen will. Sogar der letzte Einzug Jesu zu Jerusalem ist diesem Manne ein mißlungener Versuch, sich zum Könige aufzuwerfen. Und nun wird jener listige Betrüger plötzlich so äusserst stupid. (S. 153 wird er gar gegen das Ende ein Schwärmer; wider alle Natur, man fängt wohl an mit Schwärmerei und endigt mit Betrug; nie aber umgekehrt.) Keine Waffen; (denn mit jenen zwei Schwerdtern Luk. 22, 38. wird er doch nicht den ganzen hohen Rath und die Römer haben bekriegen wollen,) keine vorläufige

Anstalten; nichts als die Begleitung von zwölf furchtsamen, armen, niedrigen Fischern macht den Anfang der Ausführung jenes Plans zu Jerusalem, einer Stadt, wo, wie er wußte, seine Todtfeinde, die Pharifäer, alles beherrschten; duldet einen Menschen in seiner Begleitung den er als Verräther kannte; auch nach dem Verrath bleibt er zu Jerusalem, geht nicht nach Galiläa zurück, da ihn gar nichts daran hindert u. s. f. Man kan freilich gegen das N. T., wie gegen jedes so alte Buch, manche Einwendungen machen, die schwer zu heben sind. Aber Jesum, und das bloß nach dem Inhalt des N. T., für einen Betrüger erklären, ist so etwas Ungereimtes, daß es ein Kind widerlegen kan. Und das schrieb gleichwohl ein Mann! Ein Gelehrter! Ein Kenner der Bibel! Hier brechen wir ab; denn das übrige, die Anklage des Betrugs gegen die Apostel, ist eben so erzwungen; und das Gesagte reicht überflüssig hin, den Mann und sein Buch kenntlich zu machen.*)

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen,
1778, 26. Oktober.

Hamburg.

Wenn der Herr Hofrath Lessing glaubt, daß er die Umschaffung des Christenthums in ein neueres Heidenthum durch die Ausgabe der unseligen Fragmente bereits bevestiget habe: so kommt er damit wenigstens zehn bis zwanzig Jahr zu frühe. Denn nach der weisen Bemerkung des Herrn D. Bahrdts des Jüngeren müssen erst eine ganze Parthey unsrer Theologen wegsterben, ehe diese Umschaffung, zu welcher freylich Zubereitungen in großer Anzahl gemacht worden sind, vollendet werden kann. Noch bis izt findet der in die Lessingische Protection genommene Fragmentenschreiber gar zu vielen und gar zu ernstlichen Widerspruch. Zur Prüfung und Entkräftung des letzten schändlichen Fragments ist ganz kürzlich folgende Schrift entworfen worden: Beleuchtung der neuesten Angriffe auf die Religion Jesu, besonders der Schrift: Von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, aufgesetzt von Frie-

*) Verfasser: Gottfried Less.

1778. **Drich Wilhelm Mascho**, vormaligen Rector der Schule zu Ruppin. Hamburg bey J. B. C. Neuß. 1778. 7 Bogen in 8. Der Recensent dieser Schrift fühlet keinen inneren Beruf in sich, diejenigen wenigen Sätze, in Absicht auf welche er mit dem Herrn Verfasser nicht einstimmig denket, auszuzeichnen, sondern er beurtheilet die Schrift nach ihrer eigentlichen Absicht. Herr Mascho hat sich schon in seiner vorhergehenden Vertheidigung der christlichen Religion wider die Fragmente als einen Mann gezeiget, der dem Fragmentenschreiber gewachsen ist, und ihn, nachdem er ihn aus seinen Schlupfwinkeln hervorgezogen hat, in seiner natürlichen Blöße darzustellen weiß. Und dies ist in dieser neuesten Schrift noch mit mehrerem Ernst und Nachdruck als vorhin geschehen. Er zeigt zuvorderst, daß sein Gegner gar nichts Neues vorgebracht hat, (und was könnte denn wol wider eine Religion Neues gesagt werden, die nun schon seit so vielen Jahrhunderten alle Prüfungen überstanden hat?) sondern daß er bey dem gefaßten Widerwillen und grimmiger Feindschaft gegen das Christenthum bloß die alten Jüdischen Lästereien nachgebetet habe. Die beiden Hauptsätze, die der Feind Jesu und seiner Jünger großpralerisch zur Schau stellet, und die er das Alte und Neue System der Neutestamentischen Schriften nennet, sind aus einer giftigen Jüdischen Lästerschrift *Sepher Milchamath Choba* entlehnet; ein Recensent freuet sich, daß durch den hierüber geführten Beweis die arge Verläumdung, als ob die Fragmente auf die Rechnung eines vormaligen verdienten Hamburgischen Lehrers geschrieben werden müßten, aufs neue völlig vereitelt wird. Von jener Jüdischen Lästerschrift, die der Fragmentenschreiber unverschämt geplündert hat, haben schon *Johann Christoph Wolf* und *Siegmond Jakob Baumgarten* hinlängliche Nachrichten erteilet. Nach dieser gemachten Entdeckung folgt Herr Mascho seinem Gegner Schritt vor Schritt, und man müßte selbst ein Feind Jesu und seiner Jünger seyn, wenn man nun nicht eine Schrift verabscheuen wolte, die den Abscheu aller aufrichtigen Verehrer der Religion so sehr verdient.

freywillige Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1778, 27. Oct.

Nürnberg.

1778.

Fragmente und Antifragmente. Zwey Fragmente eines Ungenannten aus Herrn Lessings Beyträgen zur Litteratur abgedruckt, mit Betrachtungen darüber. Nebst einigen Landkarten. In Verlag der Lochnerischen Handlung. 1778. Müde von der Lektüre der Fragmente und Antifragmente, erquickte sich der Recensent an diesem neuen Produkt, das sich nicht durch Animosität und Zweifelfurcht, sondern durch Gründlichkeit, Scharfsinn und Feinheit mehr als seine Gesellen auszeichnet. Ohne Konjektur über den Verfasser (denn wer wird nicht an der eregetischen Präzision und an dem sicheren Gang des Widerlegers den neusten glücklichen Uebersetzer der Sprichwörter, Herrn D. Döderlein, erkennen?) mache ich den Leser mit dem Plan dieser Fragmente bekannt, der sich schon durch seine Neuheit empfiehlt. S. 1—14 Vorläufige Betrachtungen über Zweifel besonders in der Religion. (Allen zu empfehlen, die jedem Wahrheitsforschenden Zweifler statt Gründen das Anathema zurückgeben.) S. 14—34. Axiomen für Zweifler in historischen Untersuchungen. (So bündig geschrieben, und mit so viel Scharfsinn, daß jeder Forscher der biblischen Geschichte diese Abhandlung vorzüglich beherzigen wird.) S. 35—51. Fragment. Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer. Eine vortrefliche Uebersetzung der Mosaischen Erzählung, worüber der Hr. Verf. viel Neues ohne eregetische Brähererey sagt. S. 51—79. Fragment des Ungenannten, mit dem Antifragment (S. 79—110.) Dieses Antifragment unterhält den Leser, der nicht bloß tändelnden Witz liebt, mit einem Dialog — voll ächter Laune, zwischen dem Rechnungsführer, der Israelitischen Karawane, und seinem Revisor. Das Resultat ist, gründliche Widerlegung ohne Trockenheit, und verbreitetes Licht über den sehr angefochtenen Ausgang der Israeliten, die ganz sicher mit ihrem von den Egyptern zur Festfeyer entlehnten Puz, ohne durch ihre eigene Menge gehindert, oder von Korallen verwundet zu werden, durch den Arabischen Meerbusen, marschiren konnten. (Unter den schönen hieher gehörigen Bemerkungen des Hrn. Verf. zeichnet sich vor-

1778. züglich die neue Konjektur über Pihachiroth aus, welches das Adjerud nach der Niebuhr'schen Charte seyn konnte. Diese mit Gründen unterstützte Vermuthung trägt sehr viel zur genauern Bestimmung der Lage beyderseitigen Armeen, der Pharaonischen und Israelitischen bey, die man sich durch die beygefügt gut gestochenen Charten, richtiger, als gewöhnlich, vorstellen kan.) So glücklich der Hr. Verf. dem ersten Fragment sein Antifragment entgegen setzte, so glücklich folgt er in dem zweyten über die Auferstehungs-Geschichte, das S. 113—198. abgedruckt ist, mit Scharfsinn und Forschungs-Geist seinem Gegner Schritt vor Schritt, überzeugt, daß bey diesem Angriff das Interesse der christlichen Religion ohnfehlbar größer ist, als bey dem ersten Einwurf, welcher nur die jüdische Geschichte, und das Ansehen der mosaïschen Erzählung antastet, selbst größer, als bey allen andern, wodurch einzelne Wunder Jesu bestritten werden. Diese Wahrheit führt der Hr. Verf. mit der ihm eigenen Bündigkeit weitläufiger aus. Und jeder prüfender Leser wird durch diese Abhandlung aufmerksam gemacht, mit dem Herrn Verf. zu sagen: gebt mir Jesum lebendig, oder ich habe gar keinen. Nach dieser wichtigen Einleitung folgen Anmerkungen über die Erzählung Matthäi von den Hütern bey dem Grabe Jesu. (S. 224—234.) Dann über die Uebereinstimmung der Evangelisten in der Auferstehungs-Geschichte (S. 234—238.) und über die Verschiedenheit der Evangelisten in ihren Erzählungen von der Auferstehungsgeschichte, wo auf die zehen gemachten Widersprüche beruhigend geantwortet wird. Besonders verdient hier die Stelle (S. 256.) Aufmerksamkeit: „Obgleich Matthäus von einer Erscheinung zu reden scheint, deren alle Weiber gewürdiget wurden, welche das Grab besucht hatten; so ist doch Marci (16, 9) und Johannis (20, 18) Nachricht bestimmt genug, daß Maria Magdalena Jesum zuerst und allein gesehen: und der Inhalt der Reden, welche von beyden Evangelisten Matthäus und Johannes angeführt worden, zu identisch, als daß ich zweyerley Erscheinungen denken dürfte.“ Noch mehr Neues und Gutes, Liebe für Religion, ohne blinden Glauben, und Belehrung ohne Bitterkeit wird jeder Wahrheitsforschende Leser auf jeder Seite finden, froh, über

Trockenheit, seichten Witz, und persöhnliche Anspielungen (so treuen Gefährden der Polemik) nicht klagen zu dürfen. Ueberhaupt wünscht der Recensent zum Besten der guten Sache der Offenbarung alle Einwürfe gegen die Religion mit eben der Mäßigung und dem festen Wahrheitsblick, sowie hier, untersucht und widerlegt zu lesen. Wie verdient könnte sich der Hr. D. um diese neue Kontrovers machen, wenn er die übrigen Fragmente eben so behandeln würde? Die Wahrheit würde ohne Nachtheil des Zweiflers gewinnen. Wenigstens ist die Gelehrsamkeit des Hn. Verf. dafür Bürge, und seine feyerliche Erklärung: „Mir ist die ganze Sache zu ernsthaft und die Ruhe meiner Brüder zu wichtig, als daß ich mirs erlauben könnte, mit Gelächter zu sprechen. Den Ton eines Presto verträgt kaum die Würde eines Religionsliedes, und Religions-Gespräche, bei welchen ein Zänker oder ein Spötter den Vorsatz haben, werden nie zur Wahrheit leiten. — Freunde der Religion! Irrt jemand, so helft ihm zurecht, auch mir, wo ich irre — mit sanftmüthigem Geist!“

Erlangische gelehrten Anmerkungen und Nachrichten, Erlangen, 1778, 27. October.

* * *

Es ist wohl einmal Zeit, wieder auf die vom H. H. Lessing herausgegebene Wolfenbüttelsche Fragmente und die dadurch veranlaßten Schriften zurückzukommen. Ich berühre nur die, welche mir zu Handen gekommen sind, und wenn meine Leser meinem Wort trauen, so haben sie von dieser Anzeige wenigstens den Vortheil, zum voraus beurtheilen zu können, ob es für sie der Mühe werth sey, diese Schriften selbst zu vergleichen oder nicht. Man konnte leicht vorher sehn, daß Hr. Pastor Göke in Hamburg einer der ersten seyn würde, der sich gegen die Fragmente regte, und er ist darüber mit H. Lessing in einen Wortwechsel gerathen, der von seiner Seite in dem: **Etwas Vorläufiges** gegen des H. H. Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die h. Schrift, von J. M. Göke (Hamburg bei D. A. Harmßen,

1778. 5 Bogen und 1 B. Vorrede in 8.) und in: **Lessings Schwächen** gezeigt von **J. M. Göken**, (3 Stück, aus eben der Presse, 148 Seiten mit fortlaufender Seitenzahl) — auf **H. Lessings** Seite aber (außer der schon im 38sten Stück*) unserer Zeitungen erwähnten Parabel und den **Axiomata**) in dem **Anti-Göke**, d. i. nothgedrungener **Beweis** zu den freyhwilligen Beyträgen des **H. P. G.** (Braunschweig, Erster bis Fülfter, jeder von einem Bogen in 8.) und in **G. E. Lessings** nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des **H. Hauptpastor G.** in Hamburg, **Wolfenbüttel**, ein Octavbogen) — geführt worden ist. Es ist nicht wohl möglich, einen Auszug zu geben. Die Wechselschriften lösen einander ab, und der Inhalt der einen bezieht sich auf den Inhalt der andern, oft kommt man beyderseitig wieder auf das vorige zurück, und die nehmlichen Sachen werden mehrmals wiederholt.

(Folgt kurze Andeutung des Inhaltes.)

— Uebrigens erspare ich mir gern die Unlust, durch ausgezeichnete Proben den Ton beyder Streitenden kentlich zu machen, der aus ihren Controverschr. sonst bekannt ist und hier aufs höchste steigt. Freylich ist dieser schon, wie die Wiederholungen der nehmlichen Sache, eine ziemlich natürliche Folge des Vorsazes, einander zu überschreiben. Es mag auch seyn, daß die Streitenden glauben, dadurch auf und wider einander den meisten Eindruck zu machen, und daß viele Leser sich kizzeln, wenn sie sehn, daß der eine durch den bittersten Hohn, der andre durch ungestümen Trutz, seinen Gegner zu demüthigen sucht. Aber wenn zween Männer, die der Welt so nützlich werden könnten, sich so vor den Augen des Publikums mißhandeln; wenn sie sogar auf andre würdige Männer, die ihr Streit gar nichts angeht, und die sie nicht beleidigt haben, selbst auf bloße unüberlegte Erzählung eines dritten, seitwärts stoßen und über sie das scharfe Recht anrufen (wie in dem Anhang zum Vorläufigen geschehen ist); wenn darüber die Untersuchung der Wahrheit liegen bleibt, und das so liebevolle, überall Sanftmuth predigende Christenthum in Gefahr ist, mit den Streitenden dem Leichtsinm zum Ge-

*) Vom 14. Mai.

lächter zu werden — muß da der Christ, und was jeder, dem Wahrheit und Menschheit theuer ist, empfinden! — 1778.

Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1778, 9. November.

Hamburg.

Abrecht Wittenbergs, beyder Rechte Licentiaten, Sendschreiben an den Herrn Hofr. Lessing. **Qui, quae vult, dicit, quae non vult, audiet.** 1778. 48 S. 8. Dieses Sendschreiben ist wider den Lessingschen Antigöze besonders das achte Stück desselben gerichtet. Der Herr Licentiat will darinn dem Publikum den Wahn benehmen, daß der Verfasser der Minna von Barnhelm, dieses an wahren Schönheiten, an den feinsten Wendungen so reichen Stücks, der Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet haben, dieses Meisterstücks antiquarischer Schriften, auch der Verfasser des seichten, pöbelhaften Antigöze, dieser Chartefe, deren sich jeder ehrliche Mann schämen müsse, sey.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1778, 11. November.

Nachricht an das Publikum.

Ich habe nun länger als vier Monate ruhig erwartet, ob nicht der Verfasser des schändlichen Pasquills Anti-Göze, Nr. 8. (für dessen niederträchtigen Verfasser ich noch immer den Herrn Hofrath Lessing nicht halten kann) die mir wegen meines Epigramms an Doctor Schrill aufgebürdete Beschuldigung wahr machen, und mit dem S. 19. meines Sendschreibens an den Herrn Hofrath Lessing von mir geforderten Beweis hervortreten würde. Da nun aber bisher dergleichen nicht erfolgt ist, so halte ich mich für berechtigt, den Verfasser des achten Stücks der Schand-schrift Anti-Göze, wie auch seinen Correspondenten, der ihm die mich betreffenden Lügen mitgetheilt hat, der Verfasser sey auch, wer er wolle, hierdurch öffentlich nochmals für ehrlose Lügner und des K. welches die Römer den Verläumderu an die Stirn branten, würdige, boshafte Verläumder zu erklären. Von dem Publico

1778. hin ich überzeugt, daß es solche Buben mit mir verabscheuen, und ihren Namen nicht anders, als mit Verachtung aussprechen werde. Hamburg, den 13. Nov. 1778.

Albrecht Wittenberg, Lt.

Freywillige Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1778, 17. Nov.

Diejenigen, welche Subskription auf das Schauspiel: **Nathan der Weise, von Gotthold Ephraim Lessing**, angenommen oder noch anzunehmen Lust haben, sollen für ihre Mühwaltung fünfzehn pro Cent abziehen, und werden zugleich hierdurch ersucht, ihre Subskribenten entweder an die **Boßische Buchhandlung** oder an den jüngern Herrn **Lessing** in Berlin, oder an dessen Bruder nach **Wolfenbüttel** unfrankirt einzusenden. Die Subskription kann bis **Ostern** angenommen werden, doch wird man es gern sehen, wenn die Herren **Kollekteurs** um **Fasten** meldeten, wieviel sie schon hätten, und ungefähr noch bekommen würden. Denn zur **Ostermesse 1779** erscheint dieses Stück ganz gewiß, und die Herren Subskribenten können die schleunigste Ablieferung ihrer Exemplare, die frankirt zugeschildt werden, erwarten.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1778, 19. December.

Frankfurt am Mayn.

Bei den **Eichenbergischen Erben** sind herausgekommen: **Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Theologie, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer und Auferstehung Christi von den Todten**; veranlaßt durch einige Fragmente in den **Lessingischen** Beiträgen zur Geschichte und Litteratur — — von **Joh. Friedr. Kleuker**, 334 Seiten in 8. (16 Gr.) Dies ist die erste Schrift, welche die sämtlichen angezeigten Fragmente untersucht; sie übertrifft auch, wie an Vollständigkeit, so durch gedrängte Kürze, Bündigkeit, Billigkeit und freymüthigem Ernst, selbst durch nicht gemeine Bemerkungen, die meisten anderen Schriften in dieser Controvers, und

verdient um so mehr eine Anzeige, da, meines Wissens, ihr Inhalt und Werth noch in keinen öffentlichen Blättern dargestellt worden ist. Sie besteht aus 6 Abschnitten, die sich auf so viele Fragmente des Gegners beziehen. —

I) Ueber die Duldung der Deisten. „Bey der Neigung zu dulden, sagt Hr. K. gar recht, muß man eben so sehr auf Rechte der Menschlichkeit, als auf Bedürfnisse der Gesellschaft sehen, und darnach Maas und Grenze bestimmen. Es ist menschlich und christlich, alle Religionspartheien des Christenthums zu dulden, weil ihr Unterschied keine unumgängliche Bedingung des rechtshaffenen Mannes macht und gewaltsame Verfolgungen bestehen auf keine Weise mit der Natur des Christenthums und den Sitten der Menschlichkeit. Wenn aber ein christlicher Staat öffentlich beschimpfen lassen wollte, was ihm das heiligste seyn muß, so wäre es ebensowohl eine gänzliche Vergessenheit seines Verhältnisses gegen Gott, als Nichtachtung des letzten Bedürfnisses seiner Glieder.“ Was Hr. K. hierüber, desgleichen von dem Deismus, als bloßer Hypothese, von der angeblichen Accomodation Christi nach jüdischen Vorurtheilen von Verwandlung des Christenthums in bloß natürlicher Religion über den Satz, daß die Apostel ausführen sollen, was Christus angefangen hat, über das Vernunftmäßige, so wie über das Eigenthümliche des Christenthums, über das Recht, das Christenthum zu bestreiten, über den Unterschied der von Gott unter den Juden geduldeten Proselyten und der Duldung der heutigen Deisten und andere verwandte Sätze sagt — ist zwar mehr Fragment als Auseinandersetzung. — Ueber manches, sonderlich über die Accomodation der h. Schrift nach Jüdischen Meinungen (worin, meines Erachtens, die richtige Mittelstrasse bisher noch bey weitem nicht mit genugamer Unpartheilichkeit und Präzision bestimmt worden ist) auch über die verschiedenen Arten des Widerspruchs gegen das Christenthum, nebst den verschiedenen Arten ihn zu dulden, hätte ich hier gerne eine ausführlichere und bestimmtere Belehrung zu lesen gewünscht; etwas mehr Deutlichkeit im Ausdruck nicht zu vergessen. Aber mit alle dem findet man doch hier so manche gute Erinnerungen und Winke über diese Punkte, daß es einem aufmerksamen

1778.

Leser nicht an Stof zum weitem Nachdenken fehlen wird. II) Von Verschreyung der Vernunft auf den Kanzeln, nach dem Ausdruck des Ungenannten. Vortrefliche Anmerkungen über Vernunft, Glauben, Offenbarung und Natur, auch deren Verdorbenheit, die ich hier nicht ohne zu grosse Weitläufigkeit ausziehen kan. — Nicht so völlig möchte III) die Widerlegung der von dem Ungenannten vorgegebenen Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, befriedigen. Auch hier ist sehr viel schönes gesagt, vornehmlich über den Gang der weisen Fürscheidung Gottes, in Absicht auf die sich von Zeit zu Zeit immer mehr entwickelnde nähere Offenbarung Gottes; und wenn das, was der V. nur mehr berührt, als ausführt, nicht jedem einleuchten solte, so muß man bedenken, daß bey diesem Gang der göttl. Fürscheidung eine Uebersicht sehr mannichfaltiger Umstände erfordert wird, bey der man nie das Ganze aus den Augen lassen muß, welcher allumfassende Blick nicht jedermanns Sache ist. Aber hie und da hätte der Unsinn desjenigen, was der Ungenannte gegen die göttliche Offenbarung sagt, noch mehr klar gemacht werden können, z. B. S. 82 bey der Forderung, daß, wenn die Natur verfallen wäre, Gott sie wieder herstellen müsse, und S. 86 bey dem Vorwurf, die geoffenbarten Lehren wären dunkel, unbegreiflich und über die Vernunft, wo der Ungenannte gar nicht bedacht hat, daß das Verhältnis eines von Gott gebrauchten Mittels zu s. Zweck, Menschen, wenigstens zu gewissen Zeiten und bey dem Mangel vorläufiger Kenntnisse, nicht klar gemacht werden kan, und daß Mittel, wenn sie auf Glauben gebraucht werden, kräftig wirken, ja selbst eben erst durch den Gebrauch gedachtes Verhältnis klar werden kan. Manche Antworten z. B. S. 84 oben, S. 87. 111. 2c. scheinen auch die Einwürfe nicht zu treffen. — IV) Bei dem Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer bleibt Hr. R. nur im Allgemeinen, ohne sich auf die sonderbaren Rechnungen seines Gegners, oder sich auf besondere topographische Umstände einzulassen, welche die Unwissenheit des Ungen. so sehr ins Licht setzen könnte. Herrn D. Döderleins Antifragment hat hier unstreitig den Vorzug. — Eben dies muß ich von dem V)ten Abschnitt über den Satz

sagen: daß die Bücher des N. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren, oder eigentlich über die Frage: ob die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im Alten Test. bekant gewesen sey; ohnerachtet es auch da an guten einzelnen allgemeinen Erinnerungen nicht fehlt. — Treffender, nach meiner Einsicht, ist VI) die Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte Christi; und ob Hr. K. gleich vieles mit anderen hier gemein haben mußte: so ist es doch hier sehr gut gesagt: und manches ist ihm meistens eigen: als S. 187 vergl. mit S. 281 f., daß die Worte Marc. 16, 1 nach einer hebräischen Art zu reden, versetzt erscheinen, und *διαγενομενου του σαββατου* zu *ελθουαι* gehört; S. 223, daß der Zustand von den verschlossenen Thüren wohl eher auf die Stadthore gehe, und nur Zeitbestimmung sei &c. — Von S. 242 an folgt eine doppelte Nachschrift, die durch Herrn Lessings Dublit verursacht worden ist. Die eine enthält allgemeine Erinnerungen über H. L. Vertheidigung des Ungenannten, sehr wahr, treffend und praktisch; die andere, Zusätze zu den vorhin gegebenen Antworten auf die zehn vermeinte Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte. Einzelnes kan ich wegen der nöthigen Kürze nicht auszeichnen, es würde auch vieles, ohne die Einwürfe mit anzuführen, worauf sich die Antworten beziehen, nicht deutlich genug seyn. Indessen bin ich versichert, daß kein nachdenkender Leser diese Belehrungen, selbst wegen der vielen eingestreuten praktischen Anmerkungen und sonderlich wegen der gemeinlich sehr richtigen Hinweisung auf den wahren Standpunkt, woraus man die streitigen Sätze anzusehen hat, unbelohnt lesen werde. — Aber was mag's doch seyn, was Hr. Kleucker so sehr gegen die Wolfische Philosophie aufgebracht hat, daß er hin und wider, als S. 243. 278. 314. so harte Ausfälle gegen sie thut: Was ist ihr denn eigen, um deswillen es nur nicht unmöglich seyn soll, daß ein Wolfianer noch einen Rest des christlichen Glaubens übrig behalten könne? Ich dächte, wie niemand etwas als Lehren einer Secte, sondern als erkannte Wahrheit, billigen sollte, so sollte man Irrthum als Irrthum darstellen, nicht durch Sectenbeschuldigung ihn, oder zugleich mit andere, denen man den Secten-Namen anhängt, gehässig machen.

1778. Für eine andere Classe von Lesern, als die war, der man die Kleuckersche Schrift empfehlen kan, scheint der Anfang eines Werks zu seyn, das zu

Berlin.

im Verlag der Real-Schul-Buchhandl. unter dem Titel erschienen ist: **Georg Christoph Silberschlags**, Evangelisch-Luther. Predigers in Berlin, **Antibarbarus**, oder Vertheidigung der christl. Religion und des Verfassers des Evangel. Lehramts im Religions-Unterrichte gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten; **Erster Theil** 315 Seiten in 8. ohne die Vorrede. Weil die in den Wolfenbüttelschen Fragmenten herrschende Art zu denken und zu erfahren, eine wirkliche Barbarey in Ansehung der Kenntnisse und Sitten ist, so hat er s. Widerlegung den Namen **Antibarbarus** gegeben, und scheint also voraus zu setzen, daß alles, was jezt und künftig von Einwürfen der Sache gesagt werden dürfte, bloß auf Unwissenheit und Ungezogenheit beruhen werde; welches freylich sehr schlechte Aspecten giebt. Diese Vorstellung hat selbst in den Widerspruch gegen die fünf gedachten Fragmente Einfluß gehabt, und Hern. Silberschlags Buch enthält nicht sowohl veranlaßte Aufklärung des bestrittenen Christenthums und der Bibel, als Anzeige der seichten und unartigen Stellen, die in den Fragmenten vorkommen, welches denn doch den Leser der Fragm. behutsam machen und für weitere Untersuchung antreiben kann. Hr. P. S. geht die Fragm. nach der Reihe durch, und begleitet einzelne Stellen mit s. Erinnerungen; daher s. Schrift nicht wohl eines Auszugs fähig ist. — Uebrigens bin ich gewiß, wenn auch von Zeit zu Zeit noch so viele Angriffe auf das Christenthum und die Bibel gemacht werden solten, daß beides, falls das was angegriffen wird, nur wirklich Christenthum, und wirklich der Sinn der Bibel ist, sich gewiß immer mehr rechtfertigen, daß auch der Erfolg der Untersuchung aller solchen Einwürfe nicht bloß darin bestehen werde, daß sich die Schwäche und zum Theil Unart der Feinde der göttlichen Wahrheit mehr zeige, sondern noch vielmehr darin, daß man immer mehr werde einsehen lernen, wie selbst wirkliche Wissenschaft und Gelehr-

sanktheit, sofern sie gegen Gottes Wort gebraucht wird, nicht bestehen könne, und daß sich die Erkenntniß desselben, selbst durch Untersuchung der Einwürfe mehr ausbreiten, aufklären, und die Anzahl überzeugter Christen vermehren werde. Nur ist auch sehr zu wünschen, daß die, welche die Ehre desselben retten wollen, wirklich im Stande und gewohnt seyn mögen, sich immer in den Sinn der Gegner hinein zu denken, das Gute und Wahre, was die Gegner bey allen Irrthümern sagen können, nicht zu übersehen; nicht so leicht zu dediciren, sondern die verschiedenen Grade der Schwierigkeiten und der Ueberzeugung zu fühlen; nicht bloß zu widersprechen, sondern das irrige auch klar zu machen, durch Hestigkeit, Unbilligkeit, oder geschmacklosen Wiß, keine Blößen zu geben; nicht den Irrenden verächtlich machen, sondern Wahrheit und Irrthum in der wahren Gestalt darstellen zu wollen; und daher sich wohl zu prüfen, ob man einer gewissen Untersuchung gewachsen sey oder nicht, damit man nicht, bey der besten Absicht, die göttliche Wahrheit zu vertheidigen, veranlassen möge, daß die Vorwürfe und Vorurtheile* gegen den Vertheidiger jener Wahrheit, ihr selbst nachtheilig werde.

Unter der Ausgabe von

Frankfurt und Leipzig

sind auch gedruckt: Neue Untersuchungen über die Auferstehungsgeschichte unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi, 71 Seiten in 8. Dies ist einmal so eine Schrift, wie ich eigentlich wünsche, daß alle seyn möchten, die bey einer entstandenen Controvers geschrieben werden; voll veranlasseter neuen Untersuchungen der streitigen Sache, mit steter Rücksicht, nicht auf alle Sätze oder gar Worte eines Gegners, wenn sie nicht die Sache selbst angehn, aber auf alle Schwierigkeiten, die die Sachen noch einmahl zu untersuchen erfordern. Ohne Zweifel waren es die obigen Fragmente, die den ungenannten Verf. dieser kleinen Schrift zur neuen Untersuchung der Auferst. Geschichte aufforderten; aber ohne sich mit dem Zweifler und allen s. Wendungen abzugeben, hält er sich bloß an die Geschichte bey den Evangelisten selbst, nimmt in kurzen §§ ihre Zeugnisse über einzle Umstände zusammen, macht den Leser in besondern

1778. Anmerkungen auf die, selbst von andern übersehenen, kleinen Umstände aufmerksam, erläutert dunkle Ausdrücke und Umstände, zieht daraus so viel Folgen, als zur Aufklärung der Geschichte und ihrer Ordnung nöthig scheinen, und stellt zuletzt diese ganze Geschichte in einer sehr natürlichen Zeitfolge dar, die Stellen der Evangelisten zur Seite angegeben; nun mag der Leser selbst sehen und urtheilen, ob sich die Evangelisten in diesen Erzählungen irgendwo widersprechen, oder alles auf diese Art wohl zusammenhänge. Ein so aufmerksamer, selbst sehender, die Geschichte selbst, ohne Rücksicht auf andere Hypothesen, studirender Schriftsteller, konnte manches entdecken, das andre übersehen haben, und, wer auch nicht in allem mit ihm einerley sehen sollte, wird ihm doch ohne Unbilligkeit das Zeugniß nicht versagen können, daß er gewiß allen Widerspruch weggeräumt, und eine sehr natürliche Folge der Begebenheit dargestellt habe. Das ihm eigene besteht darin: Die bey dem Kreuze Jesu gestandne Maria Magdalena ist von einer andern gleichen Namens verschieden, die von Ferne stand mit etlichen genannten und ungenannten Weibern. Die letzten waren mit Joseph bey dem Grabe zugegen, die genannten aber sahen dem Grabe gegenüber zu. Fene machten am Vorsaßbat Anstalt, Jesum zu salben, diese aber nach geendigten Sabbath. Die erste Maria Magdalena gieng allein, da es noch finster war, zum Grabe; in der Morgendämmerung, die ungenannten Weiber; mit Aufgang der Sonne aber die genannten, unter ihnen die zweyte Maria Magd. Erst, nachdem sich diesen allen Jesus gezeigt hatte, gieng die Wache vom Grabe weg.

Hallesche Neue gelehrte Zeitungen, Halle, 1778, 14. December.

Gotthold Ephraim Lessings Fabeln, drey Bücher nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhaltes, zweyte Auflage, Berlin, bey Voss, 1777, 8.

Erst jezo eine zweyte Auflage! Viel zu langsam für den Werth eines solchen Buches!

Almanach der deutschen Musen, Leipzig, 1778, pag. 101—102.

Vom Alter der Delmalerey, aus dem Theophilus 1778.
Presbyter, Braunschweig, in der Buchhandlung des
Waisenhauses. 1774. 8. 6 Bogen.

Der berühmte Herr Lessing ist der Verf. dieser Schrift, in welcher derselbe dem Johann von Gyl die Erfindung, weswegen sein Name länger, als zweyhundert Jahre mit so vielem Ruhme genannt worden, gänzlich abspricht, und behauptet, daß die Delmalerey nichts weniger, als eine so neue Erfindung sey, sondern mehrere Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen. Diese Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige und unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus, deren Bekanntmachung mit Dank anzunehmen ist, welchem der Wunsch könnte beygefüget werden, daß man der wißbegierigen Welt die ganze Schrift des Theophilus künftig gütigst mittheilen möge. U.*)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1778,

35. Band, 1. Stück, pag. 171.

*) Verfasser: Johann Friedrich Wacker, Archäolog und kurfürstlicher Antiken- und Münz-Inspector in Dresden.



1779.

1779. Augenscheinlicher Beweis, daß die Abhandlung von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, voll ganz offener Widersprüche und Unwahrheiten sey. Von einem Freunde der Wahrheit. Frankfurt und Leipzig auf 6½ Bogen in 8.

Der kurz zusammengezogene, aber augenscheinliche Beweis, welchen der fromme Verfasser dieser Schrift in der Vorrede wider Herrn Lessingen führet, und Ihm zeigt, welchen großen Theil er selbst an dieser von Ihm herausgegebenen Schrift genommen habe, hat uns vorzüglich gefallen. Es ist darin fast alles gesagt, was Herrn Lessingens schandbares Verfahren wider die christliche Religion, auf das, was es wirklich ist, nämlich höchst verwerfen und schandbar, mit Recht herabwürdigen kann. Der Verfasser zeigt deutlich und unwiderlegbar, daß Herr Lessing, durch öffentliche Bekanntmachung der Fragmente, und durch seine eigene, selbigen beigefügte Anmerkungen, fast noch mehr Antheil an dieser verfluchten Schrift, als deren wirklicher Verfasser genommen, zugleich aber, durch diese unzeitige und unbesonnene Bemühung, großen Leichtsinne, groben Mangel der zu solchen Dingen nöthigen Einsichten, blöden Muthwillen, blindtobende Bosheit und giftigen Haß wider die christliche Religion, mit vielem Unfug an den Tag geleeget habe.

Seitdem Wohlthun und Uebermuth, bey Großen und Kleinen, schon so manchen Versuch gemacht haben, durch

Abeschaffung der einem jeden in seine Gränzen weisenden christlichen Religion, der Welt eine ungebundene Willkühr zu verschaffen, und uns mit Edelmannen, fleischliche Gottheiten zu errichten, durch die alleine uns der Wille des höchsten Regenten der Welt bekannt wird; Seit dem diese verhurte Jesabel gewaget hat, nicht nur allen Lüften offene Thore zu machen, sondern auch die Altäre des Herrn zu zerstören, durch Vorspiegelung einer phantastischen Toleranz, selbst die Priester des Herrn, in allen Hurenwinkel zu verführen, und so gar alle Ordnung, und die jedem Staate unentbehrliche Zucht und Modestie, welche das Christenthum unaufhörlich prediget, in allen Ständen und einzelnen Menschen aufzuheben; Seitdem darf man sich auch nicht verwundern, wenn ein Vezing sich ungeschuet erfreuen kann, einige zerrissene Lumpen aus dem Gassenkotze aufzusammeln, und solche um sich zu hängen, in der Absicht, unter dieser Gespenster-Figur, wie auf der Schaubühne, wider Christum und seine Anhänger zu declamiren! Wo ist es, seitdem die Welt stehet, erlaubt gewesen, daß man die von einem Staate aufgenommene Gottheiten, ungestraft, öffentlich vor den Augen und Ohren aller Obrigkeiten, nach Herzenslust hat schänden dürfen? Wo ist es igt erlaubt? Wer thut dieses? Erlauben sich dieses Muhameds Nachfolger? Thun es Juden oder Heiden und wilde Menschenfresser? Man sollte nicht denken, daß dergleichen unter denen gesehen und gehöret würde, die noch kaum vor 200 Jahren, so stolz auf die Reinigkeit ihrer Lehre waren, daß kaum jemanden schwer würde angekommen seyn, auch den letzten Blutstropfen für solche aufzuopfern. Izt muß ein leichtsinniger Drammatiste auftreten, und über Dummheit unsrer frommen Vorfahren, denn das ist doch wohl seine eigentliche Absicht, declamiren, und die ganze Christenwelt mit Gespött und Gelächter Schau tragen. Wie lange will Teutschland diesem Unfug zusehen, und solchem geduldig seine Ohren leihen!

Das Christenthum soll uns fähig machen, die Tugend auszuüben, welche zwar der vernünftige und für seine beständige Glückseligkeit besorgte Mensch wünschet und wünschen muß, deren Ausübung aber nimmermehr in dem Grade, der ebenfalls seinem Wunsche angemessen seyn muß, bewirken kann. Eine solche Ausübung der Tugend, die nicht ein

1779. bloßes willkürliches Gemählde von einer sich nach eigenem Gefallen vorgezeichneten und nach willkürlichen Gränzen bestimmten Ausbesserung, sondern in der That und in ihrer Wirkung dasjenige ist, was sie seyn soll, muß ein ganz sicherer Beweis des getödteten Leibes der Sünden, der gleichwohl zum Menschen, wie er von Natur ist, gehöret, auf der andern Seite aber auch ein Beweis einer in ihm entstandenen höhern Kraft seyn, die er nicht durch sich selbst, sondern bloß durch ein Geschenk bekommen kann. Sicher soll der Mensch, durch Christenthum und Tugend etwas verlieren, das er in seiner Natur hat, und ihm schädlich ist, und etwas höheres gewinnen, das er noch nicht hat, ihn aber unschätzbar machen wird. Sollte wohl ein elender Dramatiste, die hierzu nöthige Erfordernisse, eben so gut, wie der im Christenthume erfahrene, in allen Stücken und auf allen Seiten geübte, von Gott selbst gelehrt und in seiner Schule erzogene Priester und Prophet Gottes kennen? Glaubte er, oder kann er vielmehr mit Recht glauben, dieses Geschäft lasse sich an dem eine solche Veränderung bedürfenden Menschen auch vom Acteur auf der Schaubühne durch kahles Moralisiren ausrichten? Wie! wenn ich meine Kaze in Herrn Lessings Comödie schicken, und von ihm verlangen würde, solche durch seine Moral von ihrer Mäuse-Lust oder von ihrer Kазentücke zu befreien. Wird nicht, aus der ungestalteten Raupe, ein wunderschöner Schmetterling? Wird er es aber dadurch, daß man der Raupe eine von unsern neuen Reformatoren gefertigte Ode vorsingt, oder sie eine Lessingische Comödie hören läßt? die elenden Schwäzer! Herr Lessing muß also die Religion, welche wahres Christenthum heißet, erst besser kennen lernen, als er solche leydet! wie man aus seinen Früchten sehen kann, versteht. Alsdann wird sich erst zeigen, ob er es von sich selbst erlangen könne, solches tollkühnes, von einem lästernden Rabbiner und andern Strudelköpfen, blindlings aufgerafftes Zeug, daher zu kauen, und vor aller Welt auszuspeyen. Zwar kann er damit den Witzling erquicken und den Einfältigen irre machen; bey dem verständigen und wahren Weisen aber, nichts als Schande und Verachtung gewinnen. Recensente weiß nicht, ob er es Liebe zur Wahrheit und unpartheyisches Zeugniß von sich selbst, oder un-

bedachtsame Erniedrigung seiner eigenen Person, oder auf nichts rechnenden, ausgelassenen Muthwillen nennen soll; daß ein Mann, der, wenn er in der vorigen Verfassung geblieben wäre, noch immer eine Hülle für sein böses Herz würde gefunden haben, sich selbst so weit entblößet, daß er so gar in der Religion einen Lustigmacher vorstellen und schlechterdings verrathen will, daß er ausserdem ein offener Feind des christlichen Namens sey.

Aber, fragen möchte doch der Recensente: ob es das Christenthum um die Menschen verdienet hätte, daß solches, durch dergleichen recht muthwillige und offenbar niederträchtige Aufwärmungen aller schon längst bekannten, tausendmal widerlegter, und ihres offenbaren Ungrunds wegen ohne Beyfall gebliebener Lasterungen, nun endlich durch einen recht leichtsinnigen Lesing, auf die Schaubühne des Spotts, der Lügen und der Verläumdung gebracht werden? Wir haben alle diese Lasterungen schon längst bey Juden und Heiden gelesen; der Talmud, der Sepher Toledos, und andere dergleichen Rabbiniſche Schmähbücher, Porphyr, Wolfson, Tindal, Edelmann und andere dergleichen Schriftsteller, unsrer izeigenen neuen Herrn, und theologischen Damen gefälligen Petitmaitres, nicht zu gedenken, haben das alles gesagt: um das Maaß voll zu machen, declamirt nun auch ein Lesing über alle diese stinkenden Lumpen, die ein Sudelkrämer aus allem diesem Koth, herauszuklauben und in einem Pack zu sammeln, sich die Mühe gegeben hat. Wenn auch ein Mendelsohn dieses Lumpenzeug Herrn Lesingen für Sammet und Seide verkauft hätte; so hätte doch ein Mann, der die verwirrtesten Knoten mit der allerfeinsten Hand auflösen können, sich nicht müssen beygehen lassen, dergleichen aus Bettlerklumpen zusammen zu knüpfen, so, daß sie sich durch ihrem innern Moder von selbst auflösen. Das Christenthum, eine von den göttlichen unschätzbaren Wohlthaten, durch welche sich das menschliche Geschlecht aus seiner Unart und seinem Glende wieder erheben und erholen muß, verdienet es nicht, mitten unter Christen, wenn sie anders dieses Namens nur einigermaßen werth seyn wollen, mit solchen Albernheiten und giftigen Bosheiten ringen zu müssen; und Herr Lesing wird es schwerlich vor seiner eigenen Ehre zu verantworten getrauen, daß

1779. er sich, durch eine so niedrige That, vor ganz Teutschland und vor der ganzen Christenwelt so tief herabgesetzt hat. Gesezt Christus und seine Jünger hätten uns betrogen; vorher ganz andere Absichten als nachgehends gehabt; ja, Christus hätte sich so gar, um sein Absehen desto leichter zu erreichen, für etwas größers ausgegeben, als er wirklich war; Wem haben sie damit geschadet, und wem würden sie auch damit haben schaden können? Etwa den Römern, denen sie vielleicht die jüdischen Staaten damit würden wieder entzogen haben. War es denn ein so großes Unrecht, wenn sie das Regiment wieder auf Israhel zurückbrachten? und würde das Volk, wenn es gelungen wäre, einem so großen Feldherrn, wie mehrere, die glücklich ihre Feinde dämpften, nicht mit vielem Lobe verewiget haben? Als Betrüger hätte er auch nicht anders unterliegen müssen; als nur, weil er zwar den großen Haufen auf seiner Seite gehabt, die Pharisäer und Schriftgelehrten aber ihn, aus allerhand Absichten, an die Römer verrathen und ihn darüber angeklagt hätten, daß er den Israheliten das Königreich wieder zuzuwenden suche. Das wäre dann nun aber alles vorbei: Niemand aber unter uns Christen, die nicht durch dergleichen Insinuationen irre gemacht sind, glaubet diesen Vorspiegelungen; sondern ein jeder hält sie für das, was sie in der That sind — für Fabeln, für Märchen, für grobe Lügen. Was konnte nun Herrn Lesingen bewegen, eine schon so oft gehörte, nie geglaubte, nie zu erweisende Fabel, die, wenn sie wahr wäre, niemanden nuzte und schadete, wenn sie aber falsch ist, und doch geglaubet wird, aller Welt unendlich viel schadet, wieder auf die Bahne zu bringen? Man muß die Menschen zu Recht weisen, wird er sagen. Man muß ihnen zeigen, daß sie sich an der Person sehr irren, und daß sie es mit einem Betrüger zu thun haben; da sie in der Meynung standen, einem göttlichen Gesandten zu folgen. Fahren denn aber die Menschen so gar übel, wenn sie den Lehren dieses angebllichen Betrügers folgen, daß Herr Lesing so hart gedrungen gewesen, dieses der ganzen Christenwelt aufs neue vor Augen zu legen? Nun so belehre uns denn derselbe, welches die üblen Vorschriften sind, die wir von Jesu empfangen haben; zeige er nur eine einzige, welche richtig

verstanden, dem Menschen, der sie befolget, zu irgend einigem Schaden und Nachtheil gereichen könne; ja zeige er nur eine einzige von den wesentlichen Lehren Jesu, welche von den Christen ohne Schaden und Nachtheil zu entzihen stehen; zeige er uns nur irgend einen Apostel, und irgend ein Gesetzbuch der Nationen und Völker, bey denen wir bessere, vortreflichere und heilsamere Lehren, als bey diesem göttlichen Gesandten antreffen. Das muß demnach eine eigene Art von Betrüger gewesen seyn: Ein Mann, zwischen welchem und dem besten Menschen, den jemalen die Welt gesehen hat, kein Haarbreit Unterschied gewesen. Gesezt auch, seine Absichten wären anfänglich nicht rein, heiter und lauter genug gewesen; so wäre er doch, durch eine glückliche Wendung, ein Prediger der Wahrheit geworden, der weder vorher noch nachgehends seines Gleichens gehabt. Recensente will Herrn Leßingen selbst urtheilen lassen, ob es nicht unverantwortlicher Unfug von ihm sey, daß er Flecken rüget, die im Grund, Lügen und Lasterungen sind, und die, wann man sie ihm nachgiebt, nichts anders sagen, als daß sie gar wohl hätten verschwiegen werden können: weil sie auf das Glück und Unglück der Menschen keine weitere Beziehung haben, hingegen aber ihre Rüge dazu angewandt werden solle, um den Menschen eine Lehre verhaszt zu machen, welche die vortreflichste von der Welt ist, und ohne welche die menschliche Glückseligkeit unmöglich bestehen kann? Es ist in Ansehung der Wirkung gleich, ob er selbst der Verfasser einer solchen verfluchten Schrift, oder deren Ausbreiter und offenbarer Pasquillante auf Jesu sey, und man muß es von der Zeit erwarten, ob Deutschland solche Pasquillen auf den Sohn Gottes, noch ferner den Kindern, die in seinen Schooß sind, geduldig abnehmen, ruhig durchlesen, und stillschweigend bey Seite legen, auch wohl über deren glückliche Einfälle lächeln und ihren Witz bewundern will.

Meinetwegen mag man denn das Christenthum herumschaffen, worinn man will; Man mag es in ein wolüstiges Drama verwandeln; man mag Kanzel und Lehrstuhl umstürzen, und die Priester des Herrn in Acteurs und Lustigmacher umkleiden! man mag selbst die glückseligen paradiesischen Jungfern des Mahomed's ins Christ-

1779. liche System einflechten; man mag in der Ausübung alles viehischen Willens, die von Christus gebotene Toleranz suchen, und dadurch den Aposteln des Herrn den Mund zubinden wollen; man mag Himmel und Hölle, Auferstehung und Gerichte, aus den christlichen Religionsbüchern austreichen; man mag Jerusalem zerstören, und den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte errichten; man mag immerhin es dahin bringen, daß das Licht, welches uns bisher geleuchtet hat, von seiner Stelle verrückt werde, und Christus nichts mehr sey: es wird dieses nicht dem Evangelium, sondern Herrn Leszingen, und andern, denen es auch gepredigt worden, solches aber mit Füßen von sich stoßen, zu unwiderbringlichen Schaden gereichen. Das Evangelium wird wider alle Pforten der Hölle, nicht aber werden eben so, die, welche es hören, in solchem feste stehen. Auf diese aber ist eigentlich unsre Vorsorge gerichtet, ohne daß uns Herr Leszing aus der Bestigkeit dieser Lehre einen Vorwurf machen kann. Es mag ihm auch seyn, daß Herr Leszing, selbst unter den sich für Priester des Herrn ausgebenden Geistlichen, solche antrifft, die Jesum in ihrem Herzen segnen; dieses berechtigt ihn aber nicht, diejenigen, welche, aus lebendiger Erkenntniß des Königreichs Jesu, für dessen Rechte streiten, unter die Phantasten zu setzen, wie er ungerechter Weise gethan hat, welche mit dem Ritter von Mancha, wider Schatten und Windmühlen fechten. Wenn Herr Leszing einst einmahl mit dem Tode kämpfet, wird es sich entscheiden, ob man mit Bildern und Schatten zu streiten habe, und alsdann wünschet Recensente, daß sein Herze noch ein Korn Wehbrauch behalten habe, unter dessen Aufduften er diesen verachteten Anführer der Christen, als seinem Herrn und Meister anbeten möge.

Der Verfasser dieser Schrift hat also Recht, wenn er Herrn Leszingen an den Wirkungen der von ihm herausgegebenen Fragmenten mehr Theil nehmen läffet, als den Verfasser selbst. Um so weniger kann ich mir mit dem Göttingischen Herrn Recensenten vergleichen, und so leise hereintreten, daß ich entweder Herrn Leszingen oder dem Verfasser selbst über die in diesen Fragmenten bewiesene Gelehrsamkeit, große Complimente machen sollte. Wem wird man die Gelehrsamkeit verdanken, mit welcher man

vorsehlich die Einfältigen verwirret, die Geschichte, worauf man bauet, falsch anführet, die Worte des Schriftstellers verdrehet, und entweder nicht verstehen will, oder mit Gewalt auf seinen Endzweck, den man schlechterdings erreichen will, erklärt; Sachen erzählet und angiebt, an welche der Schriftsteller nicht gedacht hat. Dieses und dergleichen wissen die Herren Göttinger und bemerken es: verdienet dieses aber Dank und Complimente? 1779.

Ich wünsche, aus ähnlichen Gründen, daß der lobwürdige Herr Verfasser der Schrift, bey deren Gelegenheit ich dieses anführe, sich bemühet hätte, die Widersprüche und Unwahrheiten, von welchen die Fragmente angefüllt sind, deutlicher so auseinander zu setzen, damit dieses den Ungelehrten desto faßlicher geworden wäre. Denn, für diese hätte dieses eigentlich dienen und von Nutzen seyn sollen, der Gelehrte und Theologe weiß es ohnedem von einer Schrift, welche einen solchen Inhalt, wie die Fragmente hat, daß es zu deren Wesen gehöret, ein Gewebe von Widersprüchen und Unwahrheiten zu seyn.

Kann es noch, zum Lobe des Herrn Lekings dienen; so muß ich dem Evangelium des Herrn Jesu zu Ehren, anführen, daß der Herr Haupt-Pastor Goeze, durch Herrn Lekingen, über den Streit aller bösen und guten Gerüchte, durch welche dieser redliche Mann hat durchdringen müssen, zum völligen Triumph gelanget sey. Recensente, der keine persönliche Bekanntschaft mit diesem würdigen Manne hat, schreibt dieses ohne die mindeste Versuchung zu einer Partheylichkeit, und glaubet, das Zeugniß aller Verständigen vor sich zu haben, daß dieser aller Verehrung verdienende Mann, in dergleichen Fällen, wo das Evangelium angefochten worden, nicht bloß gestritten, sondern sich als einen treuen Knecht seines Herrn, vor den Miß gestellet habe. Mum, Mum hat er niemalsen gesagt. Das wollte auch der sel. Luther nicht; und ich lobe dieses an jeder Religions-Parthey.

Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten
aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1779,

12. Febr.

1779.

Fortsetzung der Streitschrift über die Fragmente eines Ungenannten, in den Wolfenbüttelschen Beiträgen zur Geschichte und Litteratur.

G. C. Silberschlags, evangelisch lutheris. Predigers in Berlin, Antibarbarus, oder Vertheidigung der christlichen Religion und des Verfahrens des evangelischen Lehramts im Religionsunterricht gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeit. Erster Theil. Berl. 8. 1778. 315 S. Kost. 10 gr.

Diese Schrift ist wider alle 5 Fragmente gerichtet, von welchen Hr. S. mit Recht sagt, daß, wenn man auch zugeben wollte, daß ein Kräuterfammer auch giftige Pflanzen sammeln müsse, doch diese giftige Pflanzen nicht auf den Boden der Litteratur gewachsen seyn könnten; und behauptet, daß eine solche Art zu denken und zu verfahren, wie in den Fragmenten herrscht, eine wirkliche Barbarei, in Ansehung der Kenntnisse sowol als der Sitten sey. Darum hat er sein Buch Antibarbarus genannt, (so wie ehedessen Joach. Lange seinem Systema dogmatum evangelicorum, gegen Spener u. a. m. diesen mächtigen Titel gab.) Ich kann mich auf eine ausführliche Recension dieses Buchs, in welchem der Verf. dem Fragmentenschreiber Schritt vor Schritt folgt, und manche gute und gründliche Bemerkung macht, nicht einlassen. Man lese S. 20, wo Hr. S. zeigt, daß in dem Fragmente von dem Verschreien der Vernunft auf den Kanzeln, bei Gelegenheit der Einrichtung des vernünftigen Religionsunterrichts, nicht ein Wort vom Gewissen vorkommt; vom Glauben, S. 54; von dem Zuge der Israeliten durchs rothe Meer, S. 193. — Die Rettung der Auferstehungsgeschichte scheint mir besonders Aufmerksamkeit zu verdienen, und muß im Zusammenhange gelesen werden. — Möchte doch in allen solchen Streitschriften immer kalte Sanftmuth, Belehrung und Prüfung herrschen, die Wahrheit würde dabei gewiß eher gewinnen als verlieren.

Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Theologie, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer, und Auferstehung Christi von den Todten,

veranlaßet durch einige Fragmente in den Lessingschen Beiträgen — nebst noch einer Nachschrift und neuen Zusätzen, die Lessingsche Duplik (1778) betreffend von J. F. Kleuker. Frankf. 8. 1778. 354 Seit. Kost. 16 gr. 1779.

— Gewiß hat er (Kleuker) Recht zu sagen: nur schulmäßige Hartnäckigkeit oder Selbstbetäubung kann zuweilen machen, daß mancher nicht begreift, daß das Christenthum dem Menschen natürlicher, und seinen Bedürfnissen angemessener sey, als die Früchte aller einzelnen Sekten, die man Philosophen nennt. Man sucht sich wohl einmal die Hypothese eines erwählten Theismus zu einem zeitlangen Lustspiel zu erklären. Allein ich denke, die folgende Jahrhunderterte sollen es nicht weniger als die vergangenen zeigen, daß der Geist, und die evangelische Staatsweisheit Himmel und Erde wol überleben mögen, wenn die Systeme menschlicher Meinungen — in quibus nihil firmum et stabile — den Insekten eines Tages gleichen. Ein Auszug aus einer solchen Schrift läßt sich nicht wol geben, und sie verdient es vorzüglich gelesen und geprüft zu werden. Die Nachschrift beziehet sich besonders auf die Lessingsche Duplik, und die Auferstehungsgeschichte erhält aus diesen Anmerkungen ein sehr helles Licht. Sonst hält Hr. K. den Ex-Rektor D. nach litterarischen, chronologischen, logischen, syllogistischen und orthographischen Verhältnissen für den Verfasser der Fragmente, und es ist viel wahrscheinlicher als jene schwarze Vermuthung —

Beleuchtung der neuesten Angriffe auf die Religion Jesu, besonders der Schrift: von dem Zweck Jesu und seiner Jünger. Aufgesetzt von F. W. Mascho, vormaligen Rektor der Schule zu Ruppin. Hamb. 8. 1778. 110 Seit. Kost. 6 gr.

Das jüdische Buch unter dem Titel: Sepher Milchamath Choba, soll die Quelle seyn, woraus der Fragmentenschreiber geschöpft hat. Dieß legt der Verf. nach einem Auszug aus diesem Buch in der Hallischen Bibl. zum Grunde, sagt aber hernach sehr wenig darüber, geht dem Gegner in allen Einwendungen nach, und sucht sie kurz zu entkräften. Er beruft sich dabei oft auf seine Vertheidigung der christlichen Religion, und Rec. hält es an der Anführung dieser Schrift genug zu seyn.

1779.

Fragment und Antifragment. Zwei Fragmente eines Ungenannten aus — mit Betrachtungen darüber. — Nürnberg. 1778. 8. 288 Seiten. Kost. 18 gr.

Der Scharfsinn, die Mäßigung und das Religionsgefühl, mit welcher diese Schrift abgefaßt ist, wird die Leser noch mehr für den würdigen Altorfischen Theologen, Hn. D. Döderlein einnehmen, und den Vorwurf völlig zernichten, daß noch niemand mit Bestand die Einwürfe des Ungenannten beantwortet habe. Wir erwarten von diesem Buch mit Verlangen die Fortsetzung, denn hier wird nur der Durchgang der Kinder durch den arabischen Meerbusen, und die Auferstehungsgeschichte gegen alle Zweifel gesichert. Die vorläufigen Erinnerungen für denjenigen, der die Wahrheit einer Geschichte bezweifelt, enthalten schon so viele beschämende Widerlegungen der Fragmente, als die Untersuchung selbst, die Schwäche, Vorurtheile und Uebereilungen, die bei denselben die Feder geführt haben, sehr deutlich vor Augen legt. Der Durchgang der Israeliten durchs Meer wird durch eine Landkarte aus dem Niebuhr sehr wol erläutert, die eingewandte Menge der Wagen, der vorgegebene Diebstal in Egypten, die Zeit des Durchgangs, die Anzahl der Menschen, die Breite der Defnung, und dann die Auferstehung Jesu, die Wichtigkeit derselben, als der Grund der ganzen Religion, die Hüter, die Versiegelung, das Begnehmen des Leichnams, das Zeugniß der Apostel, — in allen diesen Untersuchungen zeigt sich der Geist eines Mannes, dem Wahrheit und Liebe gleich heilig ist.

Anti Göze. — Neuntes, Zehntes, Elftes Stück. 8. Braunschweig. 5 Bogen. Kostet 3 gr.

Alle so wie die vorigen, voll Wiß, Hohngelächter, beissenden Scherz und Lustigkeit — Der Ungenannte ist immer ein selbstdenkender Kopf, und 49 Theilchen desselben seyn siebenmal mehr werth, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordert — Eine Unterredung mit der Mutter Else. — Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er auch vor den Augen Israels dem Herren opfern will, in das heilige Messer fallen.

Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre es mir doch endlich von der Kehle. — Sie beschuldigen mich der Gotteslästerung — mit diesem Dolch kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders, als mit dem Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehn bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Noß bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perruke den Puder nicht verleihere? — Zum Glück ist nach dem 11 Stück nichts weiter erschienen. 1779.

Lessings Schwächen — von Göze. Zweites Stück.
8. 1778. 4 $\frac{1}{2}$ Bogen. Kost. 3 gr.

Ebenfalls in dem alten Tone, Basedow, Semler, Wahrdt, Dippel und Edelmann, sind in der Kunst, mit Stinktöpfen zu schießen, grosse Meister, und haben damit manche Batterie zum Schweigen gebracht. Doch die Hauptsache kam in diesem Stück, S. 66, auf die Frage an: ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verlohren gieng, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre? und was Hr. L. unter der christlichen Religion verstehe? Bereit zum fernern Waffengang erfolgte

Gotth. Eph. Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Hn. Hauptpastor Göze in Hamburg.
8. Wolfenbüttel. 1778. 1 Bog.

Nummehro meint er, werde sich es bald zeigen, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar mit der längern Nase werde abziehen müssen. Die christliche Religion ist ihm diejenige Glaubenslehren, welche in der Symbolik der ersten 4 Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. Der Innbegrif derselben hieß die regula fidei. Diese war eher als das N. T. ist nicht aus dem N. T. ist älter als die Kirche, und der Fels, worauf die Kirche erbauet ist — Der ganze Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, sey kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer oben an stehen, und so ferne sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten.

1779. Beilagen derselben, aber nicht die Quellen derselben sind. — Nach dieser Erklärung hätte man nun wohl vermuthen sollen, daß Hr. G. würde den Hn. L. aufgefordert haben, die regulam fidei vorzuzeigen — allein von ganz andern Inhalt war.

Lessings Schwächen — Drittes Stück. 1778. 8 $\frac{1}{2}$ Bog.

Zweifel, ob alle vorige Streitschriften aus Lessings Kopfe wären, deswegen auch Hr. Lic. Wittenberg den Antigonöze in einem Schreiben an Hn. Lessing ihm abgesprochen hätte. — Daß die Moral der Kanibalen gesünder sey, als Lessings Moral. — Schweigen die Doktores Theologä gegen Lessing, so müssen die Steine schreien — von ihm (Göze) habe er kein Inquisitionsverhör zu besorgen, ob aber solches nicht von denen erfolgen mögte, deren Amt es mit sich bringet, die Reichsgesetze wider die Publikation gotteslästerlicher Schriften aufrecht zu erhalten, das ist eine andere Frage — Noch viel von Theaterlogik — Comödianten, und nicht ein Wort von der so kühn angegebenen regula fidei — Hr. L. säumte also nicht in

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Hn. Hauptst. G. in H. — Erste folge. 1778. 1 Bog. Kost. 2 gr.

näher herauszugehen, und zu behaupten, daß es nicht wahr sey, daß alle Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Partheien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten; daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum Lehrgrund der christlichen Religion macht — Der Reichsfiskal kommt hier auch vor — und am Ende der Entwurf eines Erweises des Systems der Tradition. Also wieder ein ganz neuer Auftritt. —

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1779, 13. März.

* * *

Nach den Anzeigen, die wir im vorigen Jahr von den 1779.
Schriften gegeben haben, welche durch die vom Hr. Hofrath
Lefing bekanntgemachten Fragmente eines Ungenannten
veranlaßt worden sind, werden vielleicht manche Leser schon
längst auch eine Anzeige des Buchs: **Von dem Zweck Jesu
und seiner Jünger**, noch ein Fragment des Wolfenbüttel-
schen Ungenannten, Herausgegeben von **Gotthold Ephraim
Lefing**, Braunschweig 1878 in 8, erwartet haben. Allein
das Buch ist seit seiner ersten Erscheinung so schnell cir-
culiret, von allerley Lesern, die sonst auch wohl das Lesen
der Bücher über Religion nicht leicht an sich kommen lassen,
so begierig durchlaufen worden, daß unsere Anzeige jetzt
viel zu spät kommen würde. Ich brauche denn auch wenig
von dem Inhalt, als meine unvorgreifliche Gedanken darüber,
zu sagen, kan aber doch nicht umhin, mich über die Ver-
beugungen zu wundern, mit welchen selbst manche, die gar
nicht mit dem Ungenannten gemeine Sache machen wollen,
dies Buch gleich bey seiner ersten Erscheinung begrüßt haben.
Was mag Hr. L. zu der Urbanität denken! Ich meines
Theils sehe nicht, wie ich einen Mann, der den Jesum, dem
ichs zu danken habe, daß ich mich Gottes als meines Vaters
freuen, daß ich ihm mit Zuversicht als meinem Gott dienen
kan, so gerade für einen erklärt, der die Welt durch einen
feinen, nur verunglückten, Betrug habe hintergehen wollen,
und dessen unmittelbare Schüler für solche, die, um seinen
und ihren Betrug zu verdecken, seine Absichten bloß ver-
geistlicht hätten; — einen Mann, der etwa nicht kühl-
blüthiger Zweifler ist, sondern der Jesum, in dessen Lehre
und Verdienst ein so großer Theil von Menschen seine Be-
ruhigung, seinen vornehmsten Unterricht und Antrieb zur
Tugend sucht, mit Grobheit, wildem Affect, und ausstudirter
Verunglimpfung selbst seines ehrlichen Namens, der öffent-
lichen Verabscheuung zu übergeben sucht — den Mann, sage
ich, der dies thut, sehe ich nicht, wie ich mit dem Prädicat
eines verehrungswürdigen Schriftstellers bewill-
kommen sollte. Oder wie auf eine Dankadresse an den,
stimmen, der die Verleumdungen jenes Mannes, die sich nur
wenige ins Ohr sagten, nach seiner eignen Versicherung

1779. zur Jedermannsfrage machen wollte; der an den guten Folgen, die die Prüfung solches bösen Leumundes haben kan, gewiß sehr unschuldig ist; und der nicht einmahl den Dank verdient, den jener Kaiser hätte fordern mögen, wenn er Rom in Brand stecken ließ, um es prächtiger wieder aufbauen zu können. Was mag er, der das einem sonst bescheidnen Mann entfallne Wort: der Ungenannte wolletwas nicht einsehn, so übel nahm, daß er sich an ihm durch ein ganzes äußerst heftiges Buch rächte, was mag er zu der kriechenden Politesse solcher Schriftsteller denken, die ihm für alle bekanntgemachte Ungezogenheiten eines Ungenannten gegen ihren Erlöser Dank schuldig zu seyn bekennen? An Schriften wird es indessen nicht fehlen, worin das wirklich leichte Geschwätz des Ung. näher geprüft wird; selbst eben dies überhebt uns der nähern Anzeige des Inhalts jenes Buchs. Wir haben schon die erste solche Schrift in Händen, die hier, zu

Balle

im Verlag des Erziehungsinstituts erschienen ist:

D. Joh. Sal. Semlers Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger, 452 Seiten in gr. 8. engen Druck, auffer 2 Bogen Vorrede und eben so viel des Anhangs. Ein Auszug aus einem so reichhaltigen Buche läßt sich in der Kürze um so weniger geben, da der H. D. um völlig den Vorwurf abzulehnen, als wenn sich nicht alles was der Ungenannte wieder die in der H. S. gelehrte Religion gesagt hat, widerlegen lassen möchte, der Unordnung des U. Schritt vor Schritt hat nachgeben müssen. Die Anzeige folgender Hauptuntersuchungen wird schon zeigen, wie viel interessantes das Buch enthalten müsse. Ob die Lehre von Unsterblichkeit der Seele und ihrer Seligkeit nach diesem Leben schon im alten Test. bekannt gewesen sey, welches mit ausgesuchten Gründen kurz dargethan wird. Über die in den Evangelien (oder in Christi Reden) bemerkbare doppelte Lehrart Jesu für ungeübte Juden und geübtere Zuhörer; welcher Unterschied, wenn er so bestimmt wird, wie S. 18. und in der Vorrede geschehn, eben so unleugbar als treffend ist, um den Vorwurf der Aufrechterhaltung des Judenthums

von Jesu, oder der Abweichung der Apostel von seiner Lehre, zu entkräften. Von Aufrichtung eines moralischen Reichs Gottes durch ihn, S. 30. 53. 179. 210. Umständlicher und wie mir scheint, sehr einleuchtender Beweis daß Jesus nicht das Judenthum beybehalten wollen, S. 39 f. 100 f. woben S. 42 f. sehr klare Stellen, besonders eine aus dem Philo, gesammelt worden darzuthun, daß, schon vor Abfassung unsrer Evangelien, mehrere Juden die mosaischen Geseze nur in einem geistlichen Sinn genommen. Daß Jesus wirklich und wie weit er die Lehre von der Dreieinigkeit vorgetragen habe? S. 59. f. auch über die Begriffe der Juden von Sohn G. und heil. Geist. Das allerdings J. seine Religion auch für Heiden bestimmt habe S. 111 f. Beschaffenheit der von J. eingeführten Taufe und heil. Abendmahl 132 f. Von dem angeblichen neuen System der Apostel von einem geistlichen und leidenden Erlöser, das sie erst nach Jesu Tode angenommen haben sollen, S. 190 f. auch 389 f. Diesen seltsamen Fund des Ung. und was er zu dessen Empfehlung gesagt, näher zu untersuchen, prüft der H. D. S. 207 f. f. Vorgeben von dem vorgehabten weltlichen Staat, den Jesus errichten wollen, nebst mehrern hämischen Urtheilen über Jesu Betragen, sonderlich bey s. letzten Osterfest, womit jener den Charakter Jesu anzuschwärzen gesucht hatte, und kommt dabey S. 260 f. auch auf die Geschichte der Auferstehung Jesu und deren Zusammenhang mit dem ganzen Christenthum; zeigt, besonders durch einen erdichteten Dialog zwischen Jesu und einem ehrlichen Ausländer in Palästina, wie jemand gar wohl zur Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums, und selbst der Auferstehung Jesu, habe kommen können, ohne selbst nähere Umstände der Lehre, oder Weissagungen unter den Juden, davon zu wissen; läßt sich aber auf Beantwortung der besonderen Widersprüche, die der Ung. in den Erzählungen der Auferstehungsgeschichte von den Evangelisten gefunden haben wolte, nicht ein, sondern setzt jenem nur einige allgemeinere Erklärungen S. 273 f. entgegen. Ueberhaupt meint der H. D. S. 280: die neue (jetzt gewöhnlichste) Theorie von Inspiration erschwere die Vergleichung der verschiedenen Erzählungen, und wagt die Vermuthung S. 284: daß die Arbeit einiger in den ältesten Zeiten des

1779. Christenthums z. B. Tatians, die aus mehrern Evangelien eine Erzählung zusammensezten, und die nachmahlige Wieder-
 vertheilung derselben in einzle Evangelien, möchte wohl die wahre Quelle der Verschiedenheit unsrer Evangelien seyn. (Wenn dem H. D. etwas daran liegen kan wie andre von eben dieser Hypothese denken, so muß ich gestehen, daß sie mir — auch so gar alle Theorie von Inspiration bey Seite gesetzt, die bekanntlich unter unsern Theologen nicht einerley ist — nicht einleuchten wolle; sie setzt, deucht mir, zu vieles voraus, das gar nicht historisch sicher ist.) Hiernächst kommt S. 288. die Untersuchung auf die Beweisart der Apostel aus den Schriften des N. T. auf die Meinung der Juden von zweyerley Messias und von der Zukunft desselben, wobei sich der Hr. D. über mehrere Stellen des N. T. sonderlich Matth. 24. Apostg. I, 6. 2. Theff. 2, erklärt von welcher letzten Stelle er S. 336 eine, meines Wissens, wenigstens in Neben-
 umständen, neue, wirklich Aufmerksamkeit verdienende, Erklärung giebt, und unter dem *ἀνθρώπου τ. ἀμαρτίας* Cerinthum oder einen ähnlichen damaligen Betrüger versteht, der vorgegeben habe, das Reich Christi auf Erden müsse nun gleich einbrechen, da dadurch daß er göttl. Offenbarungen darüber vorgegeben, sich in den Tempel Gottes gesetzt. (Das würde ich verstehen, gleichsam Orakel gegeben haben; nur verstehe ich das Folgende nicht ganz, das ich deswegen mit des H. D. Worten hersehen will.) Nach v. 7 „ist nur noch übrig, daß derjenige der es zurückhält daß es noch nicht bekannter wird, nicht mehr bey seinen Anhängern da ist und es so künstlich treibt.“ (Solte es etwa heißen: erst nach dem Tode dieses Betrügers wird es offenbar werden daß er ein Betrüger gewesen ist.) Zuletzt erklärt er sich noch, auffer einigen neuen Vorstellungen gegen die Wiederholungen des Ung. S. 347 f. über die Beschaffenheit eines Grundartikels, S. 361 f. über die Beweiskraft der Wunder, deren Zweck und Nutzen er auf die Reizung der Juden zur Aufmerksamkeit auf die Lehren Jesu einschränkt; S. 372. über den Beweis aus Weissagungen; und über mehrere Verwirrungen des Ungenannten. — Wenn man auch nur das, was wir bisher gesagt haben, durchläuft, so wird man leicht sehen, wie viel merkwürdiges der H. D. in diesem Buche habe sagen können; und wer aus seinen

andern Schriften weiß, wie wenig es seine Art sey andern 1779.
 nachzusprechen, vielmehr viel neues, wenigstens neu zu
 sagen, der wird schon zum voraus glauben, daß das Buch
 überaus viel Stof zu neuen Ausichten wirklich enthalten
 müsse. Mar genug werden die groben Widersprüche des
 Ung. seine faden Einfälle, seine Unwissenheit, selbst seine
 Unbekanntschaft mit der Bibel, über die er spotten wollte,
 gezeigt. Man sehe z. B. S. 13. 40. 89. 117. 208. um den
 Mann kennen zu lernen, dessen Gelehrsamkeit so sehr andrer
 ihre aufwägen sollte. Von bekannten Wahrheiten etwas
 gleichwohl neu gesagtes, wird man unter andern S. 103,
 142. 156. antreffen, über den Satz, daß Jesus wirklich
 das Judenthum durch seine Lehre aufheben wollen; und
 daß das Laufen auf den Namen Jesu keinesweges anzeige
 daß die neuen Christen nicht auf Vater, Sohn u. h. Geist
 getauft worden. Vorzüglich hat uns gefallen, daß der
 H. D. in Bestimmung der Lehre Jesu sich nicht bloß an
 einze Schriftstellen hält, sondern die Geschichte Jesu, sein
 Betragen und seine Schicksale zu Hülfe nimmt; das sicherste
 Mittel, schiefe Beurtheilungen derselben zu verhüten, und
 die Kleinkreistigkeit dererjenigen klar zu machen, die des
 Ung. Einwürfe scheinbar oder gar treffend finden konnten.
 Solche Vorstellungen herzusetzen, verbietet uns unsre Kürze
 schlechterdings; wir zeichnen daher bloß als Beispiele
 S. 86. 108. 123. 187. 218. 259. an. Eben so, daß die
 Geschichte der Lehren und der verschiednen Vorstellungen
 darüber, sehr ins Licht gesetzt wird, als S. 62. 79. 81.
 84. 94. 97. 125 etc. Natürlich mußte sich dem H. D.
 beständig Gelegenheit darbieten, über den Sinn einzel
 Schriftstellen seine Gedanken zu sagen; und wem es um
 immer mehrere Aufklärungen der Bibel zu thun ist, wird
 nicht unterlassen das neue, was er über manche z. B. S. 35.
 71. 104. 106 f. 116 f. 142 und 143. 154. 187. 230.
 316 f. 326 f. 334. 340 f. und 438. sagt, zu benutzen. Bey
 einem solchen Reichthum von Sachen, die überall zerstreut
 vorkommen, würde wohl vielen Lesern des Buchs mit einem
 guten Register kein geringer Dienst geschehen seyn. Aber
 wir erkennen auch wohl, daß des H. D. Vorsatz Wort zu
 halten, und den wartenden Lesern, wovon die wenigsten
 begriffen, daß bey aller Arbeitsamkeit sich nicht so geschwind

1779. etwas reifes schreiben als lesen läßt, geschwind genug das Buch zu liefern, den Aufhalt, den ein brauchbares Register macht, nicht wohl erlaubte. Dieser Mangel hat auch vielleicht den Nutzen, daß mancher, der sonst nur das Buch nachgeschlagen haben würde, es jetzt fein durchstudirt und sich das Merkwürdigste auszeichnet, welche kleine Mühe sich reichlich verinteressiren wird. — Hinten ist noch ein Anhang eines Ungenannten der theils aus einem launigten Fragmente eines Gesprächs zwischen dem Lord Major von London und Sir John Bowling besteht, welcher letztre ein Haus in Brand gesteckt hatte, und den der L. M. dafür zum Verwahrnam in Bedlam verurtheilte, ohne sich an jenes dabey vorgegebene patriotische Absichten zu kehren; theils aus einem Fragm. eines Briefes über den Durchzug der Israeliten durchs rothe Meer, worin die abentheuerlichen Berechnungen des Ungenannten sehr in ihr wahres Licht gesetzt werden. Dieser lesenswürdige Anhang wird auch besonders verkauft. — Das ganze Buch kostet 1 Rthlr. eine Billigkeit im Preise, die uns bey dem meist kleinen und sehr engen Druck kaum begreiflich ist.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1779, 22. März.

Halle.

Von Lessings Nathan der Weise circuliren bereits der erste und zweyte Act. — es ist ein Schauspiel in reimlosen Jamben, aus der Geschichte der Kreuzzüge entlehnt, und scheint diese Situation hauptsächlich gewählt zu seyn, um Juden, Türken und. Christen auf der Schaubühne neben einander handeln zu lassen.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1779, 26. März.

Halle.

In dem Verlage des dasigen Erziehungs = Instituts, ist herausgekommen: D. Joh. Salomo Semlers Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten, insbesondre von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. 8.

In der Vorrede meldet der Hr. D. daß er die ersten 17 Bogen an mehrere Gelehrte, und unter diesen auch an den Herrn D. Miller in Göttingen geschickt, um solche mit einigen dortigen Theologis durchzulesen, und durch ihr aufrichtiges Urtheil ihm in der Lage die er habe, zu leiten oder zu unterstützen. Die darauf eingelaufene Antwort von dem Herrn D. Miller ist nach des Herr D. Semlers Wunsche ausgefallen, und mit vielen, vielleicht sehr übertriebenen Lobsprüchen seiner wahren und innigen Hochschätzung des Christenthums angefüllt, die er treulich abdrucken lassen. Zuletzt meldet der Herr D. Miller, daß seine Herren Kollegen über diese vortrefliche Arbeit eben so dächten, und daß er ein solches Urtheil in Original beylegte. Ich glaube, daß es vielen Lesern angenehm seyn würde, zu wissen, ob sich der Herr D. Walch auch unter denselben befände. Wenigstens hat man keine Gründe solches zu besorgen. Das beygelegte Urtheil hat auf einen anonymischen Zettel gestanden, und der Herr D. Semler vernuthet, daß solches Herrn D. Leß Hand sey. Es lautet also: „Gelehrte Verehrer des Christenthums, werden ohne Zweifel dem Herrn Verfasser für diesen Schatz von wichtigen Bemerkungen dankbar seyn. Man findet darinn Materialien zu einer gründlichen Widerlegung vieler Behauptungen des Fragmentenschreibers.“ Der Hr. D. Semler meldet, daß noch dieser Zusatz beygefüget worden: „Zweyerley wünschte ich geändert, 1) die Einmischung vieler an sich gelehrter auch nützlichen, aber den Faden des Vortrags gar zu oft zerreißenden Excursionen. 2) die ungünstige Behandlung des Gegners.“

Dieses Urtheil ist behutsamer als das Millerische. Nur irret sich der Herr D. Semler sehr wahrscheinlich, wenn er den Herrn D. Leß für den Verfasser des letzten Zusatzes hält. Denn der Gegner, mit dem es der Herr D. Semler vornehmlich zu thun hat, ist ein Eiferer, ein wütender Eiferer, und Lasterer, gegen Jesum, gegen die Apostel, gegen das Christenthum, gegen alle Verehrer desselben und zwar von einer so argen Art, daß er alle vor Wuth und blinden Eifer schäumende Juden, noch weit übertrifft. Und was für ein abgesagter Feind der Herr D. Leß von den Eiferern ist, beweiset seine Christliche Moral

1779. S. 366 f. Er nennet diejenigen, welche auch gegen die Laster eifern, Usurpateurs, Pasquillanten und Auführer. Wie könnte dieser Mann es dem Herrn D. Semler vorwerfen, daß er seinem Gegner, einem so unsinnigen Eiferer, der Jesum selbst, die Apostel, alle rechtschaffene Lehrer des Christenthums, alle rechtgläubige und rechtschaffene Christen pasquillirt, und keine andere Absicht hat, als alle Welt zum Aufruhre gegen Christum und gegen seine wahren Bekenner aufzuwiegeln, zu ungünstig behandelte? Es müßte denn seyn, daß der Herr D. Leß nur allein die Eiferer für Jesum, für die Ehre und Wahrheit des Erlösers, verdamnte und verwünschte, dagegen aber die Eiferer gegen Jesum, gegen seine Ehre und gegen seine Wahrheit in seine Protection nähme.

Von der Widerlegung des Herrn D. Semlers, die er dem ungenannten Fragmentenschreiber entgegen gesetzt hat, will ich izo nichts mehr sagen, als dieses: daß er in derselben alle seine bisher ausgestreute, und den Grund und die Ordnung unsers Heils umfrehende Irrthümer, und überhaupt alle seine seltsame Meynungen wieder aufgewärmet hat, daß seine Logik noch eben dieselbe sey, welche er in seinen übrigen, sonderlich polemischen Schriften gebraucht hat, daß er hier seine Collectaneen, oder Samlungen wieder, aber zum Verdruße der Leser, sehr genuzet hat, daß seine holperichte, dunkle, und oft verworrene Schreibart, es vielen Lesern unmöglich machen werde, das Ende des Tractats zu erreichen. Indessen will ich es zugeben, daß sich einige Bemerkungen und Materialien finden, welche, nach gehöriger Prüfung, bey einer anderweitigen Widerlegung des Fragments nützlich seyn könnten, sie müßten aber in einer anderen Verbindung, und in einer andern Schreibart vorgetragen werden.

Der Herr D. Semler hat auf den lezten zweien Bogen einen Anhang zur Beantwortung der Fragmente des Ungenannten von einem gleichfalls Ungenannten beigefügt, der in Absicht auf seinen Gegenstand wichtiger und treffender ist, als die ganze vorhergehende Beantwortung. Er hat demselben eine kurze Nachricht vorgefekt. Er meldet in derselben, daß der Verfasser kein Theologus von Profession sey, aber Theologie studiert habe, nachher aber sich

in einem andern Kreise festerer Wissenschaften, als die Theologie seyn könnte, schon viele Jahre große und eingestandene Verdienste erworben habe. Muß nicht hier nothwendig die unverantwortliche Herabwürdigung der Theologie, von einem Manne, dessen Hauptsache dieselbe doch ausmachen sollte, dem Leser sehr auffallen? Wird er aber dadurch Leser irre machen, welche wissen, wem, und an wen sie glauben? welche auf den Grund der Propheten und Apostel, von welchen Jesus Christus der Eckstein ist, erbauet sind? Nimmermehr! Er verräth dadurch vielmehr die traurige Beschaffenheit seines Herzens, nach welcher es selbst ein Rohr seyn muß, das der Wind hin und her wehet. Und wie kan es anders seyn, da er selbst seine Theologie nicht auf die heilige Schrift, sondern auf den Sandhaufen eigener Meinungen gegründet hat? da er alle seine Kräfte, aber Gottlob! vergeblich angewandt hat, um den Felsen der Wahrheit, die heilige Schrift, zu erschüttern, und den Grund unsers Glaubens umzureißen, wenigstens solche verdächtig und verächtlich zu machen. Einem Menschen, der den Kopf voll Dünste hat, oder der vom Schwindel angegriffen wird, scheint der feste Erdboden unter seinen Füßen zu wanken. Er macht daher seltsame, und den Zuschauern oft lächerliche Schritte.

Der Anhang bestehet aus zweyen Stücken. Das erste ist ein Fragment eines Gesprächs von dem Zwecke Herrn Lessings, und seines Ungenannten. Da dieses kurz, und überaus treffend ist; so wil ich solches hier ganz einrücken.

Etwas vom Herausgeber statt einer Vorrede.

Herrn Lessings Ungenanter hat bisher ohne Scheu, als ein anderer Goliath, dem Zeuge Israels Hohn gesprochen. Viele haben ihn für einen unüberwindlichen Riesen, und seinen Spieß für einen Weberbaum angesehen. Manche haben gar seinen fürchterlich langen Schatten für den Riesen selbst gehalten, sind dafür erschrocken, und haben sich nicht auf den Kampfplatz gewagt. Mein Ungenanter hat sich für diesen Popanz nicht gefürchtet, er hat ihn auf allen Seiten beleuchtet; die Schatten sind verschwunden, und der gefährliche Riese ist, wie die Patagonier, von der ungeheuren Höhe bis zur gewöhnlichen Menschengröße

1779. herabgesunken. Ich gebe meinen Lesern nur eine Probe davon aus seinen Papieren, sie werden daraus sehen, daß Herrn Lessings Ungenannter gar nicht die biblischen Fakta, sondern seine eigene Hirngespinnste widerlegt — Mag er doch das thun — Aber, sagte mein Freund M. zu mir, als er diese Papiere zum Abdruck fertig, auf meinem Tisch fand, was mischen Sie sich als ein Laie in diese theologische Streitigkeit? Können Sie nicht ein ruhiger Zuschauer sehn? — Das will ich nicht. Ist nicht Herr Lessing so gut ein Laie als ich? Habe ich nicht eben so viel Recht die Papiere meines Ungenannten drucken zu lassen, als er die seinigen? Und betrifft der Streit, der geführt wird, etwan Lehrsätze der Theologen? Wenn das wäre; so hätte ich keine Ursache mich darein zu mischen — Allein es ist für die Sache der Religion selbst. Sind die biblischen Fakta falsch, sind die Apostel Betrüger, und ist Jesus nicht einmal ein göttlicher Prophet; worauf sollen wir denn unsere Religion, worauf unsere künftige Hoffnung gründen?

Gegen Sie, Herr Lessing, habe ich nichts. Ich lese ihre übrigen Schriften mit Vergnügen. Ihre Minna von Barnhelm, und ihre Mis Sara Samson rühren mich. Nur Ihre Emilia Galotti macht mir einen Schauer. Ihr Witze ergötzt mich. Lassen Sie uns also Freunde sehn! Unsere Ungenannten mögen sich mit einander streiten. Doch glaube ich, meine Absichten sind bey Herausgabe der Fragmente meines Ungenannten, wenigstens unschädlicher und rühmlicher, als die Ihrigen. Hätte ich so viel Witze wie Sie, so würde ich mit ihrem Ungenannten eben so umgehen, wie Sie mit Herrn Pastor Göke.*) Allein ich habe, mich ihres eigenen Einfalles zu bedienen, nun meine Nase für mich, so wie Sie die Ihrige. Laßt uns mit unsern Nasen zufrieden seyn, und uns nur hüten, daß wir sie nicht zu hoch tragen. Sie haben die Fragmente ihres Ungenannten mit hebammigter Hand zur Welt gebracht. Was kan ich dafür, daß mein Ungenannter diese Geburt beleuchtet, abwäscht und in ihrer wahren Gestalt zeigt! Freyhlich hätte ich noch mehr solche Fragmente herausgeben und zeigen können, daß die Phantomen, die mein Ungenannter beym Fragment vom Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer, entdeckt hat, in

allen übrigen Fragmenten herrschen. Diese Arbeit überlasse 1779.
ich aber würdigern Männern.

1.

Fragment eines Gesprächs.

— Ihr werdet angeklagt, sagte der Lord Mayor von London, zu Sir John Bowling, daß Ihr gestern Nachmittag Feuer in einem Hause in Charnig-Croß angelegt, und dadurch die gute Stadt London in Gefahr und Schrecken gesetzt habt. Man hat Euch nicht nur kurz vor dem Anfang des Feuers, von dem Boden herunter kommen gesehen — sondern drey Zeugen haben es auch beschworen, daß Ihr gestern Abend auf Wilms Kaffeehause es selbst gestanden habt, Ihr hättet das Feuer angelegt. Was sagt Ihr zu Eurer Rechtfertigung? Ich leugne es gar nicht, antwortete John Bowling, daß ich das Feuer verursacht habe, aber —

Lord M. Also seyd Ihr ein Mordbrenner!

J. B. Mit Ew. Herrlichkeit Erlaubnis, ich bin kein Mordbrenner. Ein Mordbrenner hat böse Absichten, wenn er ein Haus ansteckt. Meine Absichten aber sind rechtschaffen und patriotisch. Ich bin ein wohlhabender und ehrlicher Mann, und kein Mordbrenner.

L. M. Was, Henker! ist das für Geschwätz! Ihr habt eures Nachbars Haus aus Patriotismus und Rechtschaffenheit angesteckt? Der Himmel bewahre uns für solchen Patrioten!

J. B. Ew. Herrlichkeit erlauben, daß ich Ihnen den Verlauf der Sache erzehle. Ich bin gewis überzeugt, Sie werden mir eher eine Belohnung als Strafe zuerkennen — Ich kam gestern Nachmittag um 4 Uhr auf meines Nachbars Boden, ich fand daselbst ein brennendes Licht stehen, das vermuthlich die Bedienten aus Nachlässigkeit daselbst vergessen hatten. Ich sahe leicht ein, daß wenn das Licht noch drey oder vier Stunden da stehen bliebe, so würde es die Treppe ergreifen, und in der Nacht eine gefährliche Feuersbrunst erregt haben. Am Tage kan eher Hülfe geschehen, ich nahm daher das Licht, und warf es auf etliche Bünd Stroh, die auf dem Boden lagen, und öffnete die

1779. Kaplöcher, daß das Feuer Luft bekam. Die Flamme schlug zu den Kaplöchern heraus; es ward bald Lärm — die Spritzen eilten herbey, und das Feuer, das in der Nacht hätte gefährlich werden können, wurde geschwinde gelöscht. Jedermann bewunderte dabey die Vortreflichkeit unserer Feueranstalten, und alle Fremden gestunden, daß sie nirgends so vortrefliche Einrichtungen gesehen hätten.

L. M. Aber Sir! warum nahmen sie das brennende Licht nicht weg, oder löschten es aus? so wäre alle dieser Spektakel nicht geschehen.

J. B. Mylord! dazu hatte ich meine Ursachen. Denn hätte ich das Licht ausgelöscht; so würden die Bedienten im Hause nicht vorsichtiger geworden seyn. Nun aber ein so großer Lärm daraus entstanden ist, so werden sie künftiger vorsichtiger werden.

L. M. Das ist eine seltsame Methode die Leute vorsichtiger zu machen! Sie machen ihrem Nachbar einen tödtlichen Schreck, setzen sein Haus in die größte Gefahr abzubrennen, und erschrecken die ganze Stadt, bloß um seine Bedienten vorsichtig zu machen. In der That seltsam! sehr seltsam!

J. B. Erlauben Ew. Herrlichkeit, es ist nicht so seltsam wie sie denken. Denn 1) wuste ich, daß meines Nachbars Haus massiv und feuerfest ist, und also nicht ganz abbrennen konte. 2) Ist mein Nachbar ein Philosoph, der über eine solche Kleinigkeit nicht erschrickt. Wie er denn wirklich gesteht, daß er sich, als ein braver Engländer, bey diesem Zufall nicht erschrocken hat. 3) Hatte ich zu den hiesigen Feueranstalten ein so gutes Zutrauen, daß mir gar nicht bange war, daß das Haus abbrennen würde. Ich habe also durch diese That meines Nachbars Philosophie geprüft, und den Feueranstalten Gelegenheit gegeben, Ehre einzulegen.

Mylord! sagte der Secretär, das ist alles Unsinn, lassen Sie den Mann nach den Gesezen verurtheilen, er ist schuldig.

L. M. Nein, das thue ich nicht. Er ist wirklich kein Bösewicht, sondern er ist nicht richtig im Kopf. Bringt ihn nach Bedlam!**)

Mich nach Bedlam? sagte Sir J. Bowling.

L. M. Ja Sir, da gehören sie hin.

Und er ward nach Bedlam gebracht, wie ein jeder weiß, und sitzt da bis auf den heutigen Tag.

Diese Geschichte las Hr. B. auf einem bekannten Koffeehause in Hamb-rg, einer Gesellschaft aus der Londoner Zeitung vor, die alle über den armen Sir J. Bowling herzlich lachten, und riefen: der Lord Mayor hat recht geurtheilt. Sir Bowling ist nicht gescheid, er gehört nach Bedlam — Erlauben sie mir, meine Herren! sagte Herr F**, sie thun dem armen Sir Bowling Unrecht. Mir deucht, er raisonnirt und handelt so gar übel nicht, und ich will Ihnen meinen Satz durch ein neueres Beispiel erläutern. Herr Lëßing hat, wie ein jeder weiß, das beste Herz, und einen aufgeklärten Verstand. Und doch hat er so gehandelt und eben so raisonnirt, wie Sir Bowling. Er fand in der Wolfenbüttelschen Bibliothek das Manuscript eines Ungenannten, worin die christliche Religion aufs heftigste bestritten wird. Der Verfasser leugnet die Auferstehung Jesu, und erklärt alle Apostel für offenbare Betrieger. Herr Lëßing hätte dieses für viele Leute gefährliche Buch, in seinem bestaubten Winkel können ruhen lassen. Er that es aber nicht. Er gab in seinen Schätzen der Wolfenbüttelschen Bibliothek einige Fragmente dieses Buchs heraus, worin der Durchgang der Juden durch das rothe Meer, und die Auferstehungsgeschichte Jesu, bestritten werden. Und um das Aergernis allgemein zu machen, ließ er noch ein Stück dieses Manuscripts unter dem Titel: vom Zweck Jesu und seiner Jünger drucken. Er entschuldiget dieses sein verdächtiges und anstößiges Verfahren, genau eben so, wie Sir Bowling. Das Manuscript, sagt er, ging schon in der Abschrift im Verborgenen herum, und konnte heimlich Proselyten machen. Herr Lëßing will diesem heimlichen Schaden vorbeugen, und giebt das ganze Buch heraus. Denn, sagt er, dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll. Schaden kann das Buch seiner Meinung nach nicht thun; weil auch selbst die Pforten der HölLEN die christliche Religion nicht überwältigen können. Ja er glaubt noch, wie Sir Bowling, einen grossen Dank zu verdienen, weil die

1779. Theologen durch Widerlegung dieses Buchs ihre Kunst beweisen und das Feuer bald löschen werden.

Bei meiner Ehre, sagte Herr B**, das ist der perfekte Sir Bowling!

Nicht doch, rief Herr P**, wie können Sie von Herrn Lesings Verstande so urtheilen? Denken Sie denn, daß er sich im ganzen Ernst so armselig entschuldigt? Sehen Sie nicht aus der Laune, die in seiner ganzen Vorrede herrscht, und aus dem posierlichen Ton, daß er seine Gegner nur spottet! Er freuet sich auf Herrn Gökens Belehrung und küßt seine Ruthe oder seine Scorpionen schon zum voraus. Wie können Sie glauben, daß dieses sein Ernst sey? Aber, fing Herr B** an, was hat Herr Lesing denn für Absichten gehabt? Nothwendig keine andere, als die Religion anzugreifen und lächerlich zu machen.

Das will ich nicht hoffen, versetzte Herr P**. Wir müssen ihm nicht gleich das Aergste Schuld geben. Ich glaube, er hat ein gutes Herz. Und wie oft schreibt ein Gelehrter entweder ganz ohne Absicht, oder nur um Lärm zu schlagen. Wie mancher wirft dem Walfisch eine Tonne hin, bloß um sich daran zu belustigen, wie der Fisch damit spielt? Nimmt nicht der klügste Mann eine Prise Toback ohne alle Absicht, bloß weil er es so gewohnt ist! Gehe ich Herrn Lesing einer bösen Absicht beschuldige, oder annehme, daß die in seiner Vorrede angegebenen Gründe zum Nachtheil seines Verstandes ausgelegt würden, will ich lieber glauben, er habe gar keine Absicht gehabt.

M**. Das wäre doch zu arg, ohne alle Absicht zu schreiben oder ein Buch herauszugeben! Ich glaube vielmehr, seine Absicht sey, den Orthodoren mit denen er bisher so viel Händel gehabt, wehe zu thun, und die übrigen Gottesgelehrten, die bisher die christliche Religion von den Zusätzen der Theologen zu reinigen gesucht haben, zu zwingen, noch weiter zu gehen — Das kann nicht seyn, antwortete Herr P**, denn erstlich ****

Hier ist, wie meine Leser sehen, eine gräuliche Lücke in meinem Manuscripte, dafür ich nicht kan, und die Herr Lesing am besten ergänzen könnte, wenn er aufrichtig genug wäre, seine wahre Zwecke zu entdecken — Das ist Schade,

wird mancher sagen, daß das Fragment hier aufhört, just da es am interessantesten wird. Das ist nun aber mit Fragmenten nicht anders. Ein Fragment muß weder Anfang noch Ende haben. 1779.

Ich merke nur noch an, daß der Herr P. Goeze in Lessings Schwächen, 2tes Stück, S. 86, u. f: dem Herrn Lessing eben dieses in diesem Fragmente enthaltene Gleichniß bereits vorgehalten, aber die starke Application von Bedlam zurückgelassen, ob sie sich gleich von selbst macht. Herr Lessing hat sich aber so wenig auf dasselbe eingelassen, als er auf dieses antworten wird.

Vielleicht könnte der Schluß dieses Fragments damit auf eine sehr schickliche Art gemacht werden, daß, wo es nicht die Hauptsache, doch wenigstens eine Nebenabsicht des Herrn Lessings gewesen sey, aus dem Drucke der Fragmente eine affaire des finances zu machen. Man sagt, daß der Abgang derselben so stark gewesen, daß der Verleger (wo er nicht selbst von dem letzten den Verlag übernommen,) ohne seinen Schaden ein sehr starkes honorarium pro labore abgeben können.

Der zweyete Anhang ist das Fragment eines Briefes über den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Auch dieses ist schön und bündig. Der Verfasser rechnet dem Fragmentenschreiber nach, und beweiset, daß der letzte offenbar falsch und betrüglich gerechnet habe. Er beweiset, daß das Lager der Israeliten, nicht, wie jener vorgiebt, 4 Quadratmeilen, sondern kaum eine, groß gewesen. Er beweiset die Möglichkeit, daß die Israeliten binnen $3\frac{1}{2}$ Stunde durch den Kanal des rothen Meeres gehen können, da sie nach des Ungenanten Rechnung, binnen 10—12 Tagen mit forcirten Märschen kaum durchkommen können. Der letzte rangirt die Israeliten in eine lächerliche Colonne, zehn Mann in der Fronte, und 300,000 Glieder. Für jedes Glied rechnet er 3 Schritte, und macht also die so postierliche Colonne 900,000 Schritte tief. Dieses beträgt nach seiner Rechnung 180 teutsche Meilen. Das ist, sagt sein Gegner, mit seiner Erlaubniß, nicht wahr. Denn jede teutsche Meile beträgt 12000 gemeine Schritte. Nun giebt 900,000 dividirt durch 12000 nur 75 teutsche Meilen und nicht 180. Endlich sagt er

1779. S. 373. 90 teutsche Meilen wäre der dritte Theil von 180. Nicht doch, sagt sein Gegner, es ist die Hälfte, vid. Bescheck's Rechenbuch. Ist ein solches Rechnen von dem Manne, der klüger seyn will, als alle Christen aller Zeiten, dumme Unwissenheit, oder tückische Bosheit, die Leser zu betrügen? Ich wünsche, daß diejenigen, welche das semlerische Buch zu lesen den heldenmüthigen Entschlus fassen wollen, mit dem Anhang den Anfang machen mögen. Da derselbe einen besonderen Titel hat; so ist zu vermuthen, daß diese zween Bogen besonders verkauft werden, und das wäre zu wünschen.

*) Hier verweist der Verfasser der Vorrede dem Herrn Lessing zu viel Ehre, wenn er den Unsinn und die oft recht pöbelmäßigen Schmähungen, womit Herr Lessing den Herrn B. Goeze zu über-täuben gesucht hat, für eine Wirkung und für einen Beweis seines Wises aniebt. Wie viel Consorten wird Herr Lessing finden, die es ihm in dieser Art des Wises noch weit zuvorthun?

**) Ein bekanntes Tollhaus in London.

freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten
aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1779,
23. April.

„Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in
 „fünf Aufzügen, von Gotthold Ephraim Lessing. 1779.
 „Introite nam et heic Dii sunt.“

Das Gedicht ist in ungereimten Versen, Lessing's würdig. Mehr brauchen wir nicht davon zu sagen. Den kurzen Inhalt desselben herzusetzen, würde eine Beleidigung für unsere Leser seyn, denn welcher unter ihnen wird es nicht ganz lesen. Ueber die Absicht des Gedichtes etwas zu sagen — wäre sehr überflüssig, da Nathan der Weise so deutlich davon spricht. Die Zeichnung der Charaktere, der Dialog, die Handlung — sind von Lessing, und das ist hinlänglich. Nathan und Saladin groß und edel, Recha unschuldig und offen, der Tempelherr hitzig, aber gut, der Patriarch — der Patriarch des Herrn Lessing, der Klosterbruder, ein herrlicher Mann, etc.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpar-
theyischen Correspondenten, Hamburg, 1779, 21. May.

Hamburg.

1779.

Nachgerade sollte man ja wol glauben, es werde den Herrn Hofrath Lessing gereuen, daß er sich mit so vieler Unbedachtsamkeit zu einer Hebamme hat gebrauchen lassen, um die verächtigten Fragmente ans Licht der Welt zu bringen. Denn ihm selbst trauet man kaum eine so eingeleistete Feindschaft gegen die christliche Religion zu, daß er aus eigener Bewegung so unselige Lästerschriften habe zum Druck befördern können, die bey unbestimmten Gemüthern einen unerseßlichen Schaden gestiftet haben; sondern es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß wirklich declarirte Feinde der christlichen Religion, deren Eigenschaft es ist, daß sie mit der Heftigkeit eines Jehu, des Sohns Nimsi, treiben, als wenn sie unsinnig wären, ihn zu diesem Schritt, durch welchen sein voriger Ruhm so gewaltig erschüttert worden ist, verleitet haben. Nachgerade werden auch diejenigen, welche bey der ersten Ueberraschung ganz betäubt worden sind, begreifen lernen, wie stumpf die Waffen sind, mit welchen der elende Fragmentenschreiber gefochten hat, nachdem ihm seine Blöße so sichtbarlich aufgedeckt worden ist. Unter so vielen männlichen Streitern, die jenen Hohnsprecher entwasnet haben, verdienet auch der Herr Rector Mascho eine würdige Stelle, von dem wir eine Fortsetzung der angefangenen Arbeit unter folgender Aufschrift erhalten haben: Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider einige Fragmente aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek, aufgesetzt von Friedrich Wilhelm Mascho. Zweytes Stück. Hamburg, bey J. B. C. Neuß. 1779. 12 Bogen in gr. 8. Dieses zweyte Stück enthält eine Widerlegung des zweyten Wolfenbüttelschen Fragments, welches überschrieben ist: Unmöglichkeit einer Offenbarung, welche alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten; auch in dieser Widerlegung hat Herr Mascho bewiesen, daß er seinem Gegner nicht nur völlig gewachsen, sondern auch ihm überlegen sey. Es ist wahr, es kommen auch in dieser Schrift einige Sätze vor, die dem Hrn. Verf. eigenthümlich sind, und in Absicht auf welche Recensent mit ihm nicht einstimmig denkt. Allein auch unter diesen sind einige, die einer näheren Untersuchung und Prüfung würdig sind. Recensent rechnet dahin den

1779. Satz, daß die so genannte natürliche Religion im strengsten Verstande nicht recht erweislich sey, sondern daß das, was wir natürliche Religion nennen, nichts mehr und nichts weniger als eine durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzte göttliche Offenbarung sey, die durch die Länge der Zeit durch menschliche Zusätze und Ausschweifungen verunstaltet worden. Ganz gewiß werden sich diejenigen, welche so gern alle Offenbarung aus der Welt herausdenken mögten, wider einen so anstößigen Satz empören, weil sie die göttliche Offenbarung für nichts weiter als einen lebenswürdigen Zusatz zu der natürlichen Religion gelten lassen wollen. Allein die Sache selbst verdient eine nähere Aufklärung, und das, was Vossius in theol. gentil. und Pfanner in system. theol. gentil. purior. an hieher gehörigen Spuren zusammen gelesen haben, kann bey nachdenkenden Lesern den Stof zu fruchtbaren Betrachtungen verschaffen. Wir wünschen der Maschoischen Schrift aufmerksame Leser, und glauben, daß die, welche durch das eitle Gewäsche des Fragmentenschreibers sich auf eine Zeitlang haben irre machen lassen, sich eines bessern besinnen werden.

Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten
aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1779,
21. May.

Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen, von Gotthold Ephraim Lessing. Introite, nam et heic Dii sunt. Apud Gell. 1779. 17 ein halber Bogen. (1 fl. 30 fr.)

Lessings Name, noch mehr aber seine jezige Lage hat die Erwartung des Publikums, mit dem es diesem dramatischen Gedicht entgegen sah, auf einen so hohen Grad hinaufgespannt, daß eine frühe Nachricht von demselbigen nicht anderst, als angenehm sehn kann. Freylich kann ich immer nichts thun, als entweder die vorzüglichsten Tugenden des starken Weins, der hier eingeschenkt ist, anzeigen und einige Tropfen zum Kosten geben, oder -- ihn herüber

ziehen, und das übriggebliebene Pflagma vorsehen, mit dem aber wohl nicht jedem gedienet seyn würde. Ich wähle also lieber das erstere. **Nathan** ist kein eigentliches Drama, das auf dem Theater aufgeführt — oder verhunzt werden könnte. Außer dem Inhalte, verbietet es schon die ganze Einrichtung desselbigen. Die Scene ist zu Jerusalem, während der Regierung des Kaliphen Saladin's. Alle Personen des Dramas von dem Juden Nathan an, bis auf die drei Mamelucken herunter, sind keine Alltagsgeschöpfe, sondern alle ausgezeichnet, und manche darunter Seltenheiten ihres Geschlechts. **Nathan**, ist ein Jude; so wie er dasteht, hat er an Weisheit, Edelmuth, Geistesgröße und Herzensgüte unter den tausend Dichteridealen wenige seines Gleichen. Sultan **Saladin** ist edel und gut, so wie **Sittah** seine Schwester, die noch darzu eine gewisse lebenswürdige Schalkheit und Geschmeidigkeit ihres Geschlechtes verräth. **Recha**, die angenommene Tochter Nathans, ein Mädchen ganz Gefühl, sehr abstechend gegen ihre Gesellschafterin **Daja**, eine Christinn, die ganz Weib und Jose ist, ohne alle Festigkeit des Kopfes und des Herzens, schwachhaft, schwärmerisch und höchst beschwerlich, ohne eben böshaft zu seyn. Ein junger **Tempelherr**. Nathan sagt von ihm:

„Bey Gott!

„Ein Jüngling, wie ein Mann. Ich mag ihn wohl

„Den guten trotzgen Blick; den drallen Gang!

„Die Schaale kann nur bitter seyn: Der Kern

„Ist's sicher nicht.

So ungestümm und brav dabey, und von jedem Leidenschaftsstoß auf die schlimmste Ecke hinausgeworfen und doch bald wieder auf den Füßen stehend, haben wir noch wenige Charaktere, obgleich diese Figuren jetzt so häufig in Romanen und Schauspielen paradiren müssen. Der **Derwisch Ali-Hafi** ist ein milder, guter, edler Mann, und ein — Schachspieler sonder Gleichen. Aber der **Patriarch** von Jerusalem — laßt mich einen Vorhang ziehen über dieses Gemälde! Es ist zwar kein Urding; aber scheußliche Wahrheit beleidigt mehr, als scheußliche Lüge. Hier ist nur ein Spizgen von seiner Nase! — Ein Klosterbruder sagt von ihm:

1779.

„Nur meynt der Patriarch — sey Bubenstück
 „Vor Menschen, nicht auch Bubenstück vor Gott.

Der Klosterbruder verdiente wohl eher Patriarch zu seyn. — Dieß sind die Personen. Was nun diese alle durch einander sagen und wirken, das kann ich wohl nicht in guter Manier mit deutlicher Kürze erzählen. Um die Liebe des Tempelherrn und der Recha dreht sich nun freylich alles herum, obgleich am Ende durch eine gar zu schnelle und gewaltsame Zerhaunung des Knotens, die in einer unerwarteten und fast unbegreiflichen Erkennung besteht, nichts daraus wird. Doch darum wird es Herrn Lessing eben nicht zu thun gewesen seyn! — Das übrige aber alles ist mit einer so meisterhaften Kunst ausgeführt, daß es gewiß eines der vollkommensten Muster in dem Tempel des guten Geschmacks ist. — Wer kennt nicht Lessings Zaubergewalt über unsere Sprache? Er macht aus ihr, was er will. Hier erscheinet sie in ihrer größten Kraft, und doch auch zugleich in ihrer feinsten Politur — vom Zugespizten unten ein mehrers. — Einigemal schaft er sogar Wörter. — Jeder Charakter spricht seine ihm eigene Sprache, die sich von der Sprache des andern durch Ausdruck, Wendung und Gang völlig unterscheidet. 3. C. Wie ganz päffisch ist nicht die Sprache des Patriarchen? Wie rasch und ritterlich des Tempelherrn? Der Dialog, schnell oder langsam, klappt ganz unnachahmlich in einander. Ich verweise nur auf die Scene, wo Saladin mit seiner Schwester Schach spielt, auf die erste Zusammenkunft zwischen Nathan und dem Tempelherrn und ihre zweyte Unterredung. Charaktere und Situation sind auf das Neueste genützt. Die einzige Scene die mir nicht gefiel, war Rechas erste Zusammenkunft mit dem Tempelherrn — mir wenigstens schien alles zu künstlich hingespizt, kalt und gewickelt, daß ich mir es aus Rechas Gefühl nicht recht erklären konnte. — Antithesen sind überhaupt durch das ganze Stück sehr häufig verbreitet. In allen zwar viel Wiz, aber in manchen auch Kälte. 3. C.

„Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve
 „Noch mahlet Feuer ihre Phantasie
 „Zu allem, was sie mahlt. Im Schlafe wacht,

„Im Wachen schläft ihr Geist; bald weniger
 „Als Thier, bald mehr als Engel.

1770.

Oder :

„Bermögend wär im Huh den reichsten Bettler,
 „In einen armen Reichen zu verwandeln.

Au feinen auf scharffinnige Beobachtungen gegründeten Sentenzen hat das Stück einen großen Reichthum. Hier sind ein Paar :

„Es taugt nun frehlich nichts,
 „Wenn Fürsten Geher unter Mesern sind.
 „Doch sind sie Meser unter Gehern, taugt's
 „Noch weniger.

„Begreifst du aber
 „Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
 „Gut handeln ist? Wie gern der schlafte Mensch
 „Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
 „Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
 „Um nur gut handeln nicht zu dürfen.

Und nun werden manche Leute glauben, daß ich dieses dramatische Gedicht von der ästhetischen Seite auch auf die — wie soll ich sie nennen? — polemische herumkehren und Gift und Galle heraus und hineinpresseu werde. Aber diese Seite liegt auffer meinem Gebiet. Die Parabel, welche Nathan dem Sultan erzählt, da letzterer wissen will: welcher von den drey Glauben, dem christlichen, jüdischen und muhamedanischen, der beste sey? und Nathan für keine entscheidet, könnte bedenklich und feindselig scheinen, wenn die Parabel Lessings Erfindung wäre; sie ist aber aus dem *Vokaz* entlehnt. Andere bedenkliche Stellen mögen diejenigen auffspüren, denen es entweder um Kampf, oder um Nahrung zu thun ist. — Der Ideal mensch Nathan könnte, so wie er ist, doch eben sowohl ein solcher Christ, als ein solcher Jude seyn. Ich glaubte, schliessen zu können, ohne eine Stelle, die ich mehr als sechs mal gelesen habe, abschreiben zu dürfen; aber da noch ein Plätzgen da, und die Stelle wohl mehr als eine Recension werth ist: so sez' ich sie her. Sie ist aus einem Selbstgespräche

1779. **Nathans**, da ihn der Sultan befohlen hatte, zu sagen, welchen Glauben er für den besten halte? —

„Hm! hm! wunderbarlich! — Wie ist
„Mir denn? — Was will der Sultan? — was? —

Ich bin

„Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit. Wahrheit!

„Und will sie so, — so haar, so blank, — als ob

„Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch

„Uralte Münze, die gewogen ward!

„Das gienge noch! Allein so neue Münze,

„Die nur der Stempel macht, die man aufs Bret

„Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!

„Wie Geld im Sack, so striche man in Kopf

„Auch Wahrheit ein?“

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1779, 25. May.

Episteln eines Antiquars und seiner Frau an den Herrn Hofrath Lessing. Die Herren dieser Art blendt allzuvieles Licht: Sie sehn den ganzen Wald vor lauter Bäumen nicht. 1779. 8. 5 Bogen. (15 fr.)

Unter die vielen ernsthaften Streiter, welche gegen den Herrn Lessing, als Herausgeber der Wolfenblütlichen Fragmente, aufgetreten sind, mischt sich hier nun auch ein Lächler, wenigstens sieht er so aus, und zwar unter der Larve eines Antiquars und seiner Frau. Sie sagen beyde gar vieles durcheinander, das sich eben nicht in der Kürze nachsagen läßt, mischen auch sonst noch allerhand Anekdoten darunter, z. B. von einem Leipziger Professor, der ein gar klägliches nächtliches Abenteuer mit einer Professors Tochter bestehen wollte, welches alles gar lieblich und lustig zu lesen ist. — Die Frau Antiquarin theilt auch ein Singspiel mit, wovon das Ende fehlt, Venus und Adonis genannt, von dem man freylich nicht recht weiß, wie es hierher gekommen ist. Der Anfang der ersten Epistel lautet also: „Auch Sie haben ihre Laute hingelegt und ergreifen den polemischen Panzer. Von ganzen Herzen bedaure ich diese der

teutschen Litteratur so nachtheilige Entschliessung. Nachdem das Publikum eine ziemliche Zahl von Ihren Willen verschluckt und an einigen ganz geduldig gekaut hatte, ach! so bringen sie endlich einen so ungeheuren Wurmfuchsen zur Welt, den kein gesunder Magen ohne Eckel verdauen kann u. s. w.“ Zur Probe genug! 1779.

Beilage zur Nürnbergischen gelehrten Zeitung, Nürnberg,
1779, 28. May.

Nathan der Weise, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. *Introite, nam et heic Dii sunt.* Von Gotth. Ephr. Lessing. 1779. kl. 8. 276 Seit. Kostet 18 gr.

Zug für Zug Lessing! Geist, Erfindung, Ausführung, Witz, Laune, Sprache, alles original. Und wer will sich bei einer solchen Schrift, die ich hier bloß als ein vorzügliches Werk des Genies ansehe, bei der Absicht und dem Endzweck des B. verweilen? Sichtbar genug wird es sonst einem jeden einleuchten, der nur einigermaßen die Lage der Sache kennt, was mit diesem Drama soll gesagt werden; sichtbar aber wird es auch bald dem prüfenden Mann werden, wie blendend und — ich will nicht mehr sagen, als — wie bitter viele Stellen durch den glänzenden Witz werden, mit welchen sie überschüttet sind. Nathan spricht wahrlich in dem Ton eines Weisen; seine angenommene Tochter Recha ist ein unschuldiges liebes Mädchen; die Christin Daja, nicht sehr aufgeklärt, aber meints doch gut; der Sultan und seine Schwester — Nein, ich kann die Charaktere nicht zeichnen, nicht den Tempelherrn, nicht den Klosterbruder mit dem charakteristischen: sagt der Patriarch; nicht den Patriarchen — o der Patriarch, welch ein Mann! Der Tempelherr legt ihm den Fall vor: Ein Jude hätte ein Mädchen, als sein Kind, auferzogen, und wie eine Jüdin unterrichten lassen; nun käme heraus, sie wäre eine Christin, was dabei zu thun sey? Der Patriarch diktiert dem Juden den Scheiterhaufen, den Holzstoß. Wie aber:

1779. wenn das Kind sonst im Elend umgekommen wäre? Der Patriarch antwortet:

Thut nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn besser,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu seinem ewigen Verderben
Es so gerettet ward.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1779, 12. Junius.

Nathan der Weise, ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. *Introite nam et heic Dii sunt.* Von G. E. Lessing. 1779. 8.

Ein dramatisches Werk von Lessing ankündigen, es bekannt machen wollen, ist auch für den allzeitfertigsten Zeitungs-Recensenten eine vergebliche Mühe; neun und neunzig von hundert Lesern haben das Werk selbst schon gelesen, ehe er seine Recension (so nennt der Mann ja das Kompliment, womit er das Buch abliefern) aus dem Ermel schütten kann. Also haben wir uns nicht übereilt, Nathan den Weisen des hundertsten Lesers wegen anzuzeigen. Diesen können wir also versichern, daß Nathan, als Drama betrachtet, ganz Lessings und seines Ruhms würdig ist. Eben der weise Plan, diese Handlung, die mit jedem Schritte, den sie fortgeht, den Leser stärker an sich zieht, diese festen, wahren, interessanten Charaktere, völlig die Lessingen eigne Sprache und Dialog, mit allem seinen Witz und Spitzfindigkeiten auch wol, durchgehends das Vollendete, — überhaupt alles, so wie man's in Lessings besten Schauspielen gewohnt ist in Hendekesyllaben, die uns fast ganz so natürlich zu fließen scheinen, als Lessings Prose immer thut, nur daß wir wegen der am Ende der Zeilen oft lang gebrauchten und, zu, ein, und dgl. einigen Zweifel haben.

Die Charaktere sind fast alle zusammen gut, jeder auf seine Art; den Patriarchen ausgenommen, der — vielleicht nicht auf seine Art, (S. 182. 183.) — erzböse ist. Daß Nathan unter den edlen sehr hervorsteht, läßt sich erwarten. Er ist ein Jude, und dem Menschenfreunde wird es Wonne

seyn, wenn iht unter seiner Nation seines gleichen mehr 1779. entstehen sollten. Die hier vorkommenden Christen reden den damaligen Zeiten gemäß, und ihre Reden haben also poetische Wahrheit, denn die Fabel ist aus den Zeiten der Kreuzzüge, und die Scene in Jerusalem. — Von den Gesinnungen, oder so man will, Meinungen, derentwegen manche den Nathan geschrieben zu seyn glauben, wollen wir nichts sagen. Wie sie im Drama selbst vorkommen, sind sie jedem Charakter gemäß. Warum jeder Charakter nun so ist und nicht anders, wäre eine besondere Frage, die thun mag wer mehr Beruf dazu hat. So viel versteht sich ja von selbst, daß ein Drama, wäre es auch ein Lessingisches, nicht über ernste Wahrheiten zu entscheiden prä-tendiren kann. Für den mögte auch wol jede solche Wahrheit immer unentschieden bleiben, der daher Entscheidung annähme. — Dem Gesagten zu Folge wird man schon vermuthen, daß Nathan wol nicht leicht auf die Bühne gebracht werden dürfte; das ist nun leider wol hier der Fall. Aber hat denn Lessing auch kein Stück für unsre arme Bühne mehr?

(Ist auf dem Adress-Comtoir zu 2 Mk. 4 Sh. zu haben.)

Kaiserlich privilegirte Hamburgische Neue Zeitung, Hamburg,

1779, 18. Junius.

Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht, in fünf Aufzügen. *Introite, num & heic Dii sunt.* Von Gotthold Ephraim Lessing. Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegio. 8. Berlin bey Christian Friedrich Voss und Sohn 1779, dies ist die Arbeit, von der Herr Lessing in der Ankündigung sagt, daß er Ursache hat selbst damit zufrieden zu seyn. Siner größeren Empfehlung bedarf das Werk keines Verfassers der Minna, der Emilia, und des Laokoons, der doch sonst so ernstlich über Unfruchtbarkeit des Genies klagt; nicht aus jenem demüthigen Stolze, der so oft klagt um nicht geglaubt, um widersprochen zu werden, um mit dem Widerspruche den nagenden Dünkel zu laben,

1779. sondern so ernstlich klagt — Wem dies nicht Empfehlung genug ist, der lese und fühle selbst, was ein Kopf und ein Herz wie Lessings, vermögen, wenn sie gemeinschaftlich an ein Werk Hände legen, der lese und fühle selbst der menschlichen Absichten größte, die der höchsten Kunst Vorsatz ist, die wahrlich hier nicht ist, eines edeldenkenden Tempelherrn, eines großmüthigen Sultans, und eines rechtschaffenen Juden Möglichkeit, dichterisch zu zeigen! — Mehr von diesem Meisterstücke sage, wer kann und darf. Und dem Musti, Patriarchen und Rabbi, dem auch dies vielleicht schon zuviel gesagt ist, antworten wir mit dem Richter im Osten: Wenn des Nathans Wirkungen bei euren weisern Nachfolgern sich äussern: so laden wir über hundert hundert, vielleicht, so Gott will, über funfzig funfzig Jahre, sie wiederum zu uns. Da wird ein weiserer Recensent an dieser Zeitung arbeiten, als wir: und sprechen. Geht! — Kostet in den Bostischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

Königl. privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin,

1779, 27. Julii.

Berlin

hier ist gedruckt worden: *Nathan der Weise*, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen, von *Gotthold Ephraim Lessing*. — Introite nam et heic Dii sunt. — 276. S. in 8. Ebenso originale Gedanken, als wir in andern Schriften des Verf. bewundern, werden auch diesem Drama den Beyfall des Kenners verschaffen. Die Charaktere der handelnden Personen sind sehr gut gezeichnet, und erhalten sich unverändert bis an das Ende. Wir finden hier den berühmten Saladin, dessen große und edle Denkungsart aus der Geschichte bekannt genug ist, in Jerusalem, welche Stadt er den Christen abgenommen hat. Eben daselbst hält sich ein reicher Jude auf, welches eben Nathan der Weise ist, der die Tochter eines Christen als sein Kind erzogen hat. Dieses Mädchen wird zuletzt für die Schwester

eines Tempelherrn, Leu von Felnek, der sie bey einer 1779.
Feuersbrunst aus den Flammen errettet hatte, erkannt,
und zugleich findet sich, daß sie und ihr Bruder die Kinder
des Assad, eines Bruders des Sultan Saladin sind. —
Dies ist die Entwiklung des Knotens dieses dramatischen
Stükes, welches übrigens sehr viel und große Schönheiten,
so wie man sie von dem Genie eines Lesings erwarten
musste, enthält. So ist z. B. der wohlthätige Charakter
Saladins; der thörichte und in die niedrigste Denkungsart
ausartende Eifer des Patriarchen von Jerusalem; die gut-
herzige Schwärmerey des Derwisch Alhafi trefflich gezeichnet.
Wir gedenken gar nicht der Charaktere Nathans und des
Tempelherrn, die ohne unsere Anzeige jeder unpartheyische
Leser sehr glücklich entworffen, und eben so glücklich aus-
geführt finden wird. Und eben so wenig glauben wir
nöthig zu haben, des Klosterbruders Bonafides zu erwähnen,
der vom Original eines ehrlichen und einfältigen Layen-
bruders, den die ehrwürdigen Väter des Ordens nie in
ihre Geheimnisse eingeweyht, und dessen Herz sie also auch
nicht verdorben haben, sehr richtig kopirt ist; und der Daja,
einer Christin, die im Hause Nathans ihre Zuflucht ge-
funden, die aber, bey aller Dankbarkeit gegen diesen Mann,
doch nicht vergessen kann, daß er ein Jude ist.

Neue Zeitungen von gelehrten Sachen, Leipzig, 1779,

2. August.

Braunschweig. Der Hr. Hofrath Lessing, heißt es,
wird eine Antwort auf das Gespräch drucken lassen, welches
H. D. Semler seiner Beantwortung der Fragmente des
Wolfenbüttelschen Ungenannten angehängt hat. Wie Herr
D. Semler dieses Gespräch, worinn Lessing, der Mann,
der Deutschlands Stolz ist, ein Wahnsinniger genannt
wird, hat herausgeben können, ist unbegreiflich. Große
Gelehrsamkeit unterdrückt bisweilen das Gefühl des Un-
ständigen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1779, 7. August.

1779.

Berlin.

Georg Christoph Silberschlags, Königl. Preuß. General-Superintendenten der Altmark und Brignitz etc. **Antibarbarus**, zweyter Theil, im Verlag der Realschule, 1 Alph. weniger einen Bog. in 8. (12 Gr.) Wie der erste von uns am gedachten Ort angezeigte Theil wider die W. Fragmente gerichtet war, so ist dieser zur Beantwortung der Abhandlung des U. vom Zwecke Jesu und seiner Jünger bestimmt, womit denn der H. V. sein Werk beendigt, weil die von andern unternommene Prüfung der Fragmente eine Fortsetzung unnöthig mache; wiewohl sich ja auch dieser Antibarbarus über alle diese W. Fragmente erstreckt. Die Art wie der U. den Zweck Jesu vorstellt und was er demselben für gehässige Vorwürfe gemacht hat, ist, wäre es auch nur aus Widerlegungen des Buchs bekannt genug. Der H. Gen. Superint. geht ihm fast Schritt vor Schritt nach; wir brauchen daher von dem Inhalt nichts zu sagen. Man siehet leicht, wie wir auch schon bey dem ersten Theil bemerkt haben, daß seine Absicht nicht war, die in Untersuchung gekommene Fragen aus neuen Gesichtspuncten vorzustellen und gelegentlich neues Licht über die wahrhaftig göttliche Ehre Jesu und seiner Lehre oder Betragens auszubreiten, sondern nur die Schmähungen des U. aufzudecken, und sie als das, was sie sind, darzustellen. Vielleicht ist dies mit Ursach, warum der H. Verf. auf manchen Nebensachen besteht, die er ohne Schaden der guten Hauptsache hätte nachgeben können, und die sich schwerlich möchten vertheidigen lassen z. B. S. 82. daß Johannes der Täufer das sogenannte Herabkommen des h. Geistes nicht im Gesicht, sondern wirklich gesehen habe; und warum bisweilen entscheidender gesprochen wird, als es die Natur der Sache erlaubt, wie z. B. S. 90: „Wer den Unterricht des Heilandes und seiner Apostel versteht und nicht mit Vorurtheilen dagegen eingenommen ist, der findet die Lehre von der Dreieinigkeit auch vor Christi Geburt in der heiligen Schrift; sie leuchtet ihm (also in dem alten Testamente) in demselben hellen und überzeugenden Lichte, wie einem Sternkundigen die Wahrheit von dem Copernicanischen Weltbaue etc.“

Frankfurt an der Oder.

1779.

Bey Strauß: Beurtheilung des Fragments aus der Wolfenbütt. Biblioth. die Auferstehungsgeschichte Jesu betreffend, von Abrah. Phil. Gottfr. Schickedanz, Evang. Reformirten Prediger in Frst. a. d. Oder, 6 Bogen in 8. Voran gehen Anmerkungen über die historische Glaubwürdigkeit, angewendet auf das Zeugniß der Apostel von der Auferstehung Jesu; wobey H. Hofr. Lessings Anmerkungen zu gedachten Fragment und zum Theil seine allgemeineren in der Duplik, sehr glimpflich beurtheilt werden. Alsdem kommt der Herr B. S. 34 auf die Einwürfe des U. und widerlegt sie nach einander, so wie die von ihm angegebenen vermeintlichen Widersprüche der Evangelisten in der erwähnten Geschichte, kurz, und, wie mir deucht, meistentheils gut, auch manchemahl mit Rücksicht auf H. H. Lessings versuchte Bestätigung jener Einwürfe. Dies ist zum Zweck hinlänglich, und wer kann da mit Recht tadeln daß die Antworten wenig neues enthalten. Vorzüglich haben uns die Anmerkungen gefallen womit der wunderliche Vorwurf des U. abgelehnet wird: die Apostel hätten vom Pilatus sich förmliche Acten über die Sache geben lassen sollen S. 47 und daß die Nachrichten von Christi Erscheinungen zu Jerusalem mit der den Aposteln zugemutheten Reise nach Galiläa stritten S. 80. Auch der Ton der Schrift ist unterhaltend.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1779, 16. August.

Von Lessing verlautet im Publikum, daß er uns bald mit einem neuen Trauerspiele, der Tod des Nero, beschenken dürfte.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1779, 27. October.

„Fragment eines Schreibens über den Ton in den Streitschriften einiger teutschen Schöngeister. Wieland. Der garstige Bock! Nicolai. Pfui! Der garstige Bock!

1779. 1779“ (das Titelblatt ist mit einem Paar Böcken geziert, die mit ihren großen Hörnern auf einander losgehen.)

— Am Ende dieses Aufsazes kommt der Verfasser auf des Herrn Hofraths Lessings Streit mit dem Hrn. Pastor Göze. Er sagt, daß, als Nicolai den christlichen Deisten in Bunkels Person producirte, Lessing so ganz unmaskirt mit der Thür ins Haus gefallen sey, und einen jüdischen Deisten in dem Fragmente vom Zwecke Jesu und seiner Jünger dargestellet habe, welches er unter dem Auskehricht der Braunschweigischen Bibliothek wollte gefunden haben. — Er sagt ferner, daß Lessings Wiß in diesem Streite in den Noth herabgesunken sey, und daß er sich zum muthwilligen Kinde erniedrigt habe. Einige harte Ausdrücke gegen den Hrn. Pastor Göze können wir dem Verfasser nicht verzeihen, und sie würden ihm gewiß nicht entwischt seyn, wenn er denselben näher kannte. Endlich schließt er mit diesen Knittelversen.

Das geschah im 1778ten Jahr,
Da Lessings Wiß noch Mode war,
Wieland mit seinen Grazien zart
Als Bock mit Nicolai sich paart,
Und Bänkelsangerey mancher Art
Von schönen Geistern getrieben ward.
O tempora, o mores!

Freywillige Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus
dem Reiche der Gelehrsamkeit, Hamburg, 1779, 18. Junii.

Wolfenbüttel.

Wir beschließen diesen Jahrgang unserer Blätter mit der Anzeige eines Produkts der Lessingschen Muse. Wir geben davon nur den Titel. Eine ausführliche Anzeige würde jetzt zu spät kommen, und auch bey der frühesten Einarückung zu spät gekommen seyn, da es gleich bey seiner Erscheinung allgemein verbreitet und verschlungen worden ist. Wir würden unsere diesjährigen Blätter für mangelhaft halten, wenn wir darinn ein Werk mit Stillschweigen

übergangen, an dessen Vollendung alle Kräfte der Seele, 1779.
in demselben Grade von Stärke und Ausbildung gearbeitet
haben ;

Nathan der Weise ein dramatisches Gedicht von Lessing.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1779, 29. December.

Im zweiten Bande der Schauspiele zum Ge-
brauch des dänischen Schauplatzes (Skuespiel
til Brag for den Danske Skueplads) der 1776 herauskam,
steht Herrn Engels dankbarer Sohn, und im
dritten Bande desselben Werks die Emilie Galotti
und der Edelknabe übersetzt.

Almanach der deutschen Musen, Leipzig, 1779, pag. 181.

Gotthold Ephraim Lessing, Briefe antiquarischen
Inhalts, 1r Theil. Berlin, bey Nicolai, 1778. 260 Seiten
in 8.

Es ist ein bloßer ungeänderter Abdruck, des 1sten
Theils dieses sehr bekannten Werkes, das auch, nachdem
die Streitigkeiten, wodurch es veranlaßt worden, vergessen
sind, noch immer seinen großen Werth behält, sowohl wegen
der Erörterung vieler wichtigen Materien aus den Anti-
quitäten, sondern auch wegen der vortrefflichen Schreib-
art, die in unserer Sprache von mehr als einer Seite,
klassisch ist. Ek. *)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1779,
38. Band, 2. Stück, pag. 557—558.

*) Friedrich Nicolai.

1779. Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Vierter Beytrag, von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig, im Verlage des Waisenhauses. 1777. Gr. 8. 543 Seiten.

Herr Lessing hatte in dem vorigen Beytrage das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten bekannt gemacht. Achtungswürdige Leser, denen dies Fragment desto angenehmer war, je weniger sie es an dem Ort erwartet hatten, wünschten, der Herausgeber möchte mit nächstem ein Mehreres, und wo möglich, das Dreifachste und Stärkste daraus mittheilen, „um bey Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche „Dinge so geheim gehalten würden“. Der guten Sache gewiß, wollte Hr. L. im geringsten nicht anstehen, ihrem Verlangen ein Genüge zu leisten, zwar mit dem Dreifachsten und Stärksten vor der Hand noch nicht aufwarten; aber doch wirklich hier ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend, folgen lassen. Wer weiß nicht, wie begierig dies Mehrere überall gelesen worden, da man von einem Lessing, er schreibe selbst, oder gebe Fremder Schriften heraus, nichts anderes zu lesen gewohnt ist, als was Litteratur und Wissenschaften äußerst interessirt? Wem sind aber auch die Bewegungen, so es Hr. L. gemacht hat, und die bösen Gerüchte, durch welche Hr. L. schon deshalb hat gehen müssen, unbekannt? Rec., will sowohl den Inhalt des Fragments, als der dadurch veranlaßten Streitschriften, so viel möglich, ins Kurze ziehen, und sein Urtheil darüber beifügen.

Der Beytrag enthält fünf Fragmente des Ungenannten von verschiedenem Inhalt, und Anmerkungen des Herausgebers dazu. Das erste Fragment handelt von Verschreyung der Vernunft auf den Kanzeln. Das zweyte betrifft die Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können.

— Das dritte Fragment beschäftigt sich den Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer als fabelhaft vorzustellen. —

— In dem vierten Fragment giebt sich der Verf. 1779. Mühe zu beweisen, daß die Bücher des Alten Test. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren, nämlich eine übernatürliche seligmachende Religion.

— Daß Hr. L. den Anfang eines kleinen Aufsazes, der unter einem gewissen Zirkel von Freunden in der Handschrift herumgegangen war, die Erziehung des Menschengeschlechts überschrieben, bey Gelegenheit seiner Anmerkungen über das vierte Fragment hat mittheilen wollen, dafür dankt ihm der Rec. ungemein.

— Ueber das fünfte Fragment von der Auferstehungsgeschichte denkt Herr Lessing nun so:

(folgt Citat.)

— Aber wie es immer bey solchen Gelegenheiten gegangen ist, so gieng es auch diesmal. Man machte bald einen gewaltigen Lärm darüber, schalt mit heftigen Verdammungen auf den Verf. und Herausgeber der Fragmente, als ob dieser ein Bubenstück mit ihrer Bekanntmachung begangen hätte, und schreckte die deutsche Kirche durch Vorstellung einer überschwenglichen Gefahr, worinn ihr christlicher Glaube schwebte. Nun kam natürlicher Weise alles in Bewegung; nun lasen Creti und Plethi ein Buch, das sonst von tausenden, denen es auch nicht zu lesen dienet, ungelesen geblieben, binnen kurzer Zeit vielleicht in Vergessenheit gerathen wäre, da vernünftige Christen, die die Sache beurtheilen können, es sonder allen Nachtheil für ihren Glauben zwar nicht gleichgültig, aber doch ruhiger würden aus den Händen gelegt haben. Jedermann weiß, wie viel Federn, der stumpfen noch mehr als der geschärften, durch die Fragmente in Thätigkeit gesetzt worden. Bald werden die Streit- und Widerlegungsschriften, welche dagegen zum Vorschein gekommen sind, eine kleine Bibliothek ausmachen.

Der erste, der meines Wissens dawider geschrieben hat, ist der Herr Director Schumann zu Hannover, in seinem Buche:

1779. Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion. Hannover, 1778. Schmidt. 167 Seiten in 8.

Es wäre zu wünschen, daß alle öffentlich aufgetretenen Gegner der Fragmente mit so viel Bescheidenheit und Mäßigung ihre Meinung darüber gesagt hätten. —

— Herr Lessing ließ darauf drucken:

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. An den Hrn. Direktor Schumann zu Hannover. Braunschweig. 1777. 8. 1 Bogen.

Ich läugne nicht, sagt der Verf., daß die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und geschehenen Wundern, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können. — Aber wenn keine historische Wahrheit, wie man zugiebt, demonstrirt werden kann: so kann auch nichts durch sie demonstrirt werden. Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. — Auf diesen Bogen erschien noch im Dec. 1777:

J. D. Schumanns Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft. Hannover, bey Schmidt. 1778. 8. 50 S.

Voll Hochachtung für Hrn. L., „der, auch wenn er „Fehde ankündigt, Geist und freyen Sinn mit so vieler „Eleganz, als Würde, in seinen Ausforderungen“ verbindet, sagt hier Hr. Sch. mit Freymüthigkeit, was er wider jenen Bogen zu erinnern habe. — Aber sonst ist die Replik einer Wahrheit liebenden edlen Mannes von frehem Geiste würdig. — Sie veranlaßte gleich darauf:

Das Testament Johannis. — Qui in pectus domini recubuit, de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum. Hieronymus. Ein Gespräch. Braunschweig, 1777. 1 Bog. in 8.

Hieronymus hat es aufbehalten in seinem Commentar über den Brief an die Galater. Es sind die oft

wiederholten Worte des sanft sterbenden Johannes: Kinder- 1779.
chen, liebt euch! —

— Herr Sch. hatte sich schon bey seiner Antwort im Decemb. 1777 vorgenommen, künftig zu schweigen, und schwieg auch. Darauf trat ein Ungenannter auf den Kampfplatz, und schrieb:

Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beytrage zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel gemachte neue Einwendungen vertheidiget. Braunschweig, im Verlage des Waisenhauses. 1777. 8. 174 S.

Die gute Sache des Christenthums wäre nun wohl, ohne diesen schwachen Apologeten, der mehr guten Willen, als Geschicklichkeit es zu seyn, besitzt, bestanden. Allein ein gewisser Herr A., der die Fragmente gelesen hatte, kam zu ihm gelaufen, und fragte im triumphirenden Tone: „Nun glauben Sie doch wohl auch nicht mehr, daß Christus von den Todten auferstanden?“ Da zwang dann ihn, Hrn. B., die Nothwehr, jenen auf seine Stube zu fordern, und was sie da mit einander über das fünfte Fragment gesprochen haben, kann man hier in sechs ziemlich langweiligen Unterredungen lesen. —

— Ihn (Lessing) verdroß die armselige Vertheidigung, daß er bitter böse darüber ward und

Eine Duplik. Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus, Dictys Cart. Braunschweig, im Waisenhause. 1778. 8. 157 Seiten.

Dagegen schrieb. — Wer wird die Duplik nicht gelesen haben? Nicht wissen, wie Hr. Lessing die zehn Widersprüche des Ungenannten, die sein guter Nachbar (so nennt er den namenlosen Vertheidiger, zum Unterschiede von diesem) dem A. heben wollte, durchgeht; wie er ihm zeigt, daß er keinen gründlich gehoben habe, und auf welche Art, in welchem Tone er es ihm zeigt. Dieser Ton nun? Diese Art einen mißfälligen Gegner vor dem Publikum in Schriften zu behandeln? — Was soll man dazu sagen? Sie ist unbarmherzig, in der Wahrheit zu unbarmherzig,

1779. wie sie werden muß, wann ein Mann von Lessings Feuer, dem Witz, Scharfsinn, Sprache, und alles was er will, zu Gebote steht, zur verdrießlichen Laune aufgebracht, sich nun in der Absicht hinsetzt, seinen Gegner klein und lächerlich zu machen. Hr. L. war von dem Vertheidiger, der ihm nahe seyn muß, namentlich ganz aus dem Streit gelassen. Die Lanze ward von ihm bloß wider den B. des Fragments gefehrt. Aber weil Hr. L. mit diesem darinn für einen Mann steht, daß die Widersprüche der Evangelisten, ihrem historischen Glauben unbeschadet, wirkliche Widersprüche sind: so macht er die Sache zu seiner eignen, und will nicht zugeben, daß man mit über ihn Triumph schreie, so lange er zeigen kann, er sey nicht überwunden, und man habe seinem Verbündeten bloße Armseligkeiten entgegengesetzt. Dieser Armseligkeiten wegen höhnt er ihn, wie je ein Schriftsteller verhöhnet worden, und mit ihm zugleich alle seine Gewährsmänner, welche „nicht die „Evangelisten, sondern ihre engbrüstige, lahme, schielende „therisitische Harmonie der Evangelisten, therisitisch, „weil sie eben so ungestalten, als schmähsüchtig, gegen jeden „Evangelisten insbesondere ist, bey Ehren erhalten wollen; „die, die, sagt er, soll den kalten Widerspruchklaubern, weil „sie ganz ihr Werk ist, nichts leiden.“ Ich gestehe, der Mann, dem Hr. L. hier so jämmerlich mitspielt, giebt, der leidigen Harmonie zu Gunsten, Blößen auf Blößen. Er traute seinem schwachen Arme mehr Streitkraft zu, als er hat; hätte er ihn doch besser geprüft, ehe er sich dem mächtigen Kämpfer entgegenstellte! Auch möchte wohl dem Gelassensten oft die Geduld reizen, wenn gewisse Theologen diese und jene sehr gegründete Einwürfe, die man ihnen wider ihre Sachen macht, mit schnöder Miene als leichtes Geschwätz abfertigen, das längst beantwortet wäre, oder in einem grellen Tone, wie sich L. ausdrückt, sehr schielende Antworten darauf geben. Allein, wenn es wahr ist, was Hr. L. selbst auf der ersten Seite sagt; „daß wir alle nach „dem Maaß unserer Einsichten und Kräfte handeln; daß „es immer rührend sey, wenn auch der schwache abgelebte „Nestor sich dem ausfordernden Hector stellen will, falls „kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden „sich getrauet“; so, sollte ich glauben, hätte der ehrliche

Nachbar mit mehr Schonung behandelt werden sollen. Vielleicht haben besondere in der Nähe mehr bekannte Umstände, Anlaß gegeben, daß es nicht geschehen ist. Hr. Lessing will gewiß der wahren Religion nicht Schaden thun. Aber wie vielen ist das ehrwürdige Wahrheit, was ihm Bosse und Fabel ist! Diese alle bedauern mißfälligst, wenn ein so großer, seltener Mann das Spotten über Ungelehrtere und Blöde so weit treibt. Wenn gleich die Widersprüche der Evangelisten, wirkliche oder nicht wirkliche, worüber gestritten wird, die Religion auf keine Weise erschüttern; so stehen sie doch mit ihr in Verbindung. Und weil viele, die Hrn. L. lesen, der Religion überhaupt übel wollen: so ist es unvermeidlich, daß sie von dem bitterm Hohn, der lediglich auf ihre schlechten, sich weise dünkenden Vertheidiger fallen soll, nicht immer einen Theil mit auf das ganze Christenthum ziehen sollten. Ob das aber nicht Schaden verursache? — Hr. L. selbst, wenn er ihn sich vorstellte, ihn auch verhüten würde? kann niemanden zweifelhaft sehn. Gutes hat er auch bey dieser Duplik zur Absicht. „Ich überlasse es der Zeit, sagt er am Schlusse, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fort dampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen heißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. Ist das: so verzeihe du, ewige Quelle der Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit fortgeworfen: so sind deine Goldkörner unverlohren!“

Nach diesem Ausbruch seiner innigsten Empfindung fühlt' er selbst, daß sein Blut anders umflöße, da er die Duplik endete, als da er sie anfieng. Er sieng ruhig an, war entschlossen, alles kalt, alles gleichgültig zu sagen, und ward doch in der Folge so warm — nicht warm bloß, auch so heißend für den Gegner. Er verspricht also: Was denn? — sich nie wieder auch nur vorzunehmen, bey gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. „Wenn der Mensch, setzt er hinzu, „bey dem, was er deutlich für

1779. „Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht „warm und theilnehmend werden darf: wenn und wo darf „er es denn?“ Wohl freylich! Aber wenn nun der Gegenpart aus seinem Augenpunkte, das Gegentheil auch als Mißhandlung der Vernunft und Schrift sähe? Dann haben wir Feuer auf beyden Seiten, und nun verzehrt die Flamme alles, was sie ergreift.

Um eben die Zeit, da der Braunschweiger, dem Hr. L. die Duplik entgegensezte, mit obenangezeigter Auferstehungsgeschichte hervorrückte, erschien auch:

M. Friedrich Daniel Behns, des Lübeckischen Gymnasii Subrectors — Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu, ein Fragment. Bey Fuchs, 2 Bogen in 4.

Ebendieselbe Vertheidigung — gegen die bekannten Wolfenbüttelschen Angriffe, von M. f. D. Behn. Zweyte Ausgabe. Hannover, 1778. 40 Seiten in 8.

Sie enthält allgemeine kurze Urtheile über das 5te Fragment und ihren Verf. in fünf Abschnitten. I. Schaden und Vortheil für subjective und objective Religion, von öffentlichen Angriffen auf dieselbe. II. Ob es nicht gut wäre, wenn über Religionsachen in der Sprache der Gelehrten gestritten würde? Da der angreifende Theil deutsch schreibt, müssen es die Vertheidiger auch thun. III. Mit der Wahrheit von der Auferstehung Christi steht und fällt unsere Religion. Ohne sie wäre keine Hoffnung der Seligkeit. (Dieser letzte Satz müßte wohl eingeschränkt werden. Die Hoffnung des Christen verstärkt sich dadurch. Für die Nichtchristen beruht sie auf anderweitigen Gründen. Unsterblichkeit der Seele, ein seliger Zustand der guten Menschen in dem zukünftigen Leben, wird ja nicht bloß von denen geglaubt, die an den Auferstandenen glauben. Warum macht Hr. B. den Himmel so enge? Warum will er nur Christen hinein haben?) Wahre Widersprüche können, dürfen sich in den Geschichtszählungen der Evangelisten nicht finden; sonst könnten sie ja nicht von Gott inspirirte Männer gewesen seyn. Und dann wäre ihr Zeugniß nicht

zuverlässig. (Dies könnte es doch seyn, wie es bey jedem ehrlichen, nicht inspirirten Manne ist, wenn er die Wahrheit einer Thatsache wissen kann, und recht aufmerksam zugehört hat. O! der leidigen Inspiration des biblischen Geschichtschreibers, der was er bezeugte, theils selbst mit den Sinnen empfunden, theils nach sorgfältiger Erkundigung erfahren hatte! Sie hat schon mehr Deisten gemacht, als die Fragmente je machen werden. Wir schaden wahrlich dem Christenthum damit, anstatt ihm zu vorthheilen.) „Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt, sagt Hr. L., der Prozeß ist gewonnen. Wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen nach 2000 Jahren revidirte: Nimmermehr!“ Auf diesen Gedanken antwortet Hr. B. richtiger: Ist nicht durch die Religion Mahomedes ein großer Theil des Heidenthums besiegt? Hat sie nicht in vielen Ländern das Christenthum verdrängt? — Auch mancher ungerechte Prozeß ist gewonnen worden. Man revidire den unsrigen immer. Wir dürfen die Revision nicht scheuen. — Aber der B. d. Fragm. ist ein zügellos = schmählicher, abscheulicher, frecher Mensch. (Sachte! sachte! Hr. Behn! Sollte es denn schlechterdings unmöglich seyn, daß ein Mensch, ohne vorfällige, biblische Bosheit des Herzens, von seinem Verstande irre geführt würde, und so falsche Schlüsse machte, als dieser Mann wirklich gemacht hat? als Hr. L. ausdrücklich erklärt, daß er sie gemacht hätte?) Noch einmal: Schwierigkeiten giebt es bey den Nachrichten der Evangelisten, aber nicht wahre Widersprüche. Der Verf. der Fragm. hätte sich von den ersten Grundsätzen der Weltweisheit besser sollen unterrichten lassen, wenn er sie dafür nehmen konnte. (Hr. B. mag mirs nicht übel nehmen: Besserer Theolog, als dieser war, mag er, im gewissen Verstande, immer seyn; Philosoph ist er sicherlich viel, viel weniger.) Die Nachrichten der Evangelisten sind keine vollständige, zusammenhängende Geschichte von Jesu, sondern nur zusammengesetzte Fragmente; nicht nach der Idee abgehörter Zeugen abgefaßt, (ganz recht.) Lessings Ideal von einem würdigen Bestreiter der Religion paßt gar nicht auf seinen Ungenannten. (Und sein Ideal von einem Vertheidiger derselben auch nicht auf Hrn. B., denn er

1779. verkleinert, verschwärzt den Gegner viel zu sehr.) IV. und V. Rettung der Nachricht des Matthäus von den Wächtern bey dem Grabe. (Nicht besser, nicht schlechter, als das vorhergehende.)

Hr. Lessing hat erst gelegentlich über Hrn. B. etwas gesagt. Vor der Hand nahm er Hrn. Past. Göze in Hamburg beyhm Wort, dessen Zudringlichkeit ihm zu arg wurde. Hr. G. commentirte in den Hamb. freyh. Beitr. zu den Nachr. aus dem Reiche der Gelehrs. Nr. 55. 56. 61. 62. 63. des Jahrs 1778. Hrn. L. Zusätze zu den Fragm. nach seiner gewöhnlichen Art, mit orthodoxem Starrsinn. — Er recensirte darinn ferner die Auferstehungsgeschichte jenes Braunschweigers, als das vortrefflichste Meisterstück eines Buchs, das je geschrieben worden. Er forderte Hrn. L., dessen Duplik damals noch nicht fertig war, heraus, darauf zu antworten. (Vielleicht wäre Lessing nie in Herabwürdigung dieses Buchs so weit gegangen, wenn Hr. G. und andere nicht ein Chef d'oeuvre daraus gemacht hätten.) — Hr. G. wollte mit diesen Blättern nur das Signal zu der eigentlichen größern Schlacht geben, auf die er gerüstet schien.

Dem er ließ jene Stücke nebst noch andern sechs Recensionen von den Schriften des Hrn. Behn und Schumann, des Testaments, der Duplik, u. s. w. unter dem Titel zusammendruckn:

Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion, und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift, von Johann Melchior Göze, an der St. Katharinenkirche in Hamburg. Hamburg, bey Harnsen, 1778. 8.

In den beyden ersten Blättern beurtheilte der Herr Pastor die Lessingischen Zusätze zu den Fragmenten freyhlich schief genug, aber doch gemäßigt, ohne einmal Lessings Namen zu nennen. Allein in den folgenden brach er so stolz, so großsprecherisch und grob, wie er allemal seine Gegner behandelt, wider ihn loß. Kann etwas historisch ausgemachter seyn, als wenn Lessing sagt;

„Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel 1779.
 „geschrieben hatten“, u. s. w. Und Hr. G. erdreistet sich,
 dieser Sätze wegen, schon hier in der Vorerinnerung
 von Beleidigung des gesunden Menschenverstandes
 mit Lessingen zu sprechen. Wie plump? Und wen
 sollte solche Plumpheit nicht aufbringen? Hr. G. hatte
 auch eben damals vor dem Osterfeste nicht Zeit, Hrn. L.
 auf gewisse Dinge zu antworten; aber nach dem Osterfeste
 wollte er es, g. G. thun. Die Christenheit hat seitdem
 schon wieder Ostern gefeiert, und sie sind noch unbeant-
 wortet. — Darauf schrieb L. gegen ihn:

Eine Parabel. — Quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus. Nebst einer kleiner Bitte und einem
 eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Göze,
 in Hamburg. Braunschw. 1778. 8. 30 Seiten.

Die Parabel, voll des feinsten Witzes, der feinsten
 Auspielungen. Man muß sie selbst lesen. Wie schön, wie
 passend! Wer Sinn hat, versteht sie, Eifer für die Sekte,
 ist doch nicht Eifer für die Religion, ist oft dieser schäd-
 lich geworden. Wenn einmal die Stimme der Religions-
 wächter um Mitternacht plötzlich erschallt: Feuer! Feuer
 in dem Palast! Mordbrenner! Mordbrenner! so fährt
 jeder von seinem Lager auf, als wäre das Feuer nicht im
 Palast, sondern in seinem eigenen Hause, läuft nach dem
 Kostbarsten, das er zu haben glaubt, nach seinem alten
 Grundriffe vom Gebäude, um den zu retten. — Ueber dem
 Zanken mit dem Nachbar, ob es hier brenne, oder hier;
 weil der eine nur hier, der andre nur dort löschen will,
 hätte der Palast wirklich abbrennen können, wenn er ge-
 brannt hätte. Aber die erschrockenen Wächter hatten ein
 Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten. — Die Bitte:
 — Sie haben eine von mir geschriebene Stelle, die näm-
 lich: „Wenn man auch nicht im Stande seyn sollte, alle
 die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die
 Bibel zu machen, so geschäftig ist: so bliebe dennoch
 die Religion in dem Herzen derjenigen Christen unver-
 rückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von
 den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben“, ganz

1779. wider den Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sey, etwas darauf antworten zu wollen. — Darinn haben Sie mir Unrecht gethan. Ich bitte und erwarte von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie in einem der nächsten Stücke Ihrer freyw. Beytr. Ihre Uebereilung gestehen, und erklären werden: „daß „allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sey, in „welchem diese von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschul- „dig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen „haben.“ etc. Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen — Das Absagungsschreiben: Mein Herr Pastor, mit vorstehenden friedlichen Blättern dachte ich von Ihnen abzukommen — Indes aber entweder die Presse mich, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63ste Stück der Beytr. und bin, wie vernichtet. — Hr. Pastor, die zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel. — Ich will schlechterdings nicht als der Mann von Ihnen verschryen seyn, der es mit der lutherischen Kirche weniger gut meynet, als Sie — Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken lutherischen Geistes? Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? (Wahrhaftig eine große obgleich paradoscheinende Wahrheit!) Sie? — „O! daß er uns hören könnte, Er, den ich am liebsten zu „meinem Richter haben möchte. — Luther, Du! — großer, „verkannter Mann! Und von niemanden mehr erkannt“, (wie wahr!) „als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die „Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten „Weg, schreyend, aber gleichgültig daher schlendern! Du „hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer er- „löset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! „Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es „jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde? „Wer“ — — „Wie wäre es, H. Pastor, wenn wir den „Strauß, den ich noch mit Ihnen anzufechten habe, den „ersten und letzten seyn ließen? Ich bin bereit kein Wort

„weiter zu verlieren. — Aber Ihren Stolz werde ich nicht
 „aushalten können, der einem Jeden Vernunft und Gelehr- 1779.
 „samkeit abspricht, der Vernunft und Gelehrsamkeit anders
 „braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege
 „werden, wenn sie meinen Ungenannten schülerhaft zu be-
 „handeln fortfahren — einen Mann von dem Gewichte
 „daß sieben Götze nicht einen Siebentheil von ihm
 „aufzuwägen vermögend sind — Und sonach
 „meine ritterliche Absage nur kurz: Schreiben Sie, Hr.
 „Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten
 „will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten
 „Dinge, was mich und meinen Ungenannten angeht, Recht
 „lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die
 „Finger nicht mehr rühren.“

Dieser Ton ist nicht mehr der sanfte friedliebende Ton
 der Bitte. Aber, wer war Schuld, daß er sich änderte?
 War es nicht Hr. Gözens plumper Stolz und feichtes
 Geschwätz? — Unmittelbar darauf folgten von Seiten
 Hrn. L.

Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.
 Wider den Hrn. Pastor Göze in Hamburg. Braun-
 schweig, 1778. 8. 80 S.

Dieselben Sätze, welche Lessing (Fragm. S. 495.)
 seinen allgemeinen Antworten auf die Fragmente voran-
 schickte, (Rec. hat sie oben angezeigt,) und, nach Gözens
 Ausdruck, wie lauter Axioma dahin gepflanzt
 haben soll; hier nur zur Uebersicht des Ganzen für
 den Herrn Pastor in strengerer logischer Ordnung hinter
 einander aufgestellt, mit kräftigen neuen Gründen und Bey-
 spielen erläutert. Wiewohl was, sieht der, der alles durch
 eine gefärbte Brille sieht, von dem, das ihm noch so nahe
 vor das Auge gebracht wird — ohne Farbe? Es ist nicht
 Wiz auf Wiz, nicht Zauberkrast der Sprache und der
 Schreibart allein, womit Lessing seinen Leser an sich
 zieht, wie einige Leute vorgeben wollen; die Sachen, die
 er vorträgt, das helle Licht, in welches er diese Sachen
 stellt, die Stärke und Wärme, mit der er sie sagt, das
 Interesse, so er jedem Dinge zu geben weiß, die, die sind

779. es, welche machen, daß Lessings Schriften den Geist nähren, daß man ihn nie, ohne belehrt zu werden, liest, nie seiner sich satt liest. Auch wenn er ein Paradoxon behauptet — und paradoxe Sätze sind nicht immer die schlimmsten; wer sollte nicht auch einem vortrefflichen Schriftsteller seine Eigenheiten lassen? — bleibt er äußerst interessant. Seine *Arjomata* sind mir die schätzbarsten unter den Brochüren, die Hrn. G. angefangener Streit mit L. veranlaßt hat. Ich möchte um vieles nicht, daß er sie nicht geschrieben hätte. Selbst seinen

Anti-Göze. D. i. Nothgedrungene Beyträge zu den freywilligen Beyträgen des Hrn. Past. Göze. Erster, (Gott gebe letzter!) zweyter bis eilfter. Braunschweig, 1778. 8. jeder 1 Bogen.

Darf ich wohl sagen, daß ich ihn mit unterhaltender Theilnehmung gelesen habe? Kaum getraue ich mirs, denn ich habe die würdigsten Männer, die Lessing selbst ehret, einmüthig unzufrieden darüber gesehen. Und doch, ich gestehe es, hat er mir ein Paar angenehme Stunden gemacht, nicht um der schadenfrohen Freude willen, Hrn. Göze so gezüchtigt zu sehen; bey Gott! — nicht; ich wünschte vielmehr, so sehr, als einer, die Stellen alle heraus, wo Hr. Lessing in der Hitze sich selbst vergift, wo er seinem Gegner nicht etwa nur mit scharfen Salze die Haut reibt, ihn nicht mit Peitschen, sondern mit Scorpionen züchtiget! — Allein diese Stellen von den übrigen abgesondert, wie viel unerkannte Wahrheiten enthalten die eilf Blätter; wie viel Begründetes, Richtiges, Entschiedenes, nur für einen Mann, wie Göze nicht. Es ist leider! bedauernswürdig genug, daß der Streit über die Fragm. der, auf eine würdigere Art geführt, zur Förderung der Wahrheit überaus nützlich hätte werden können, einen solchen Gang genommen hat. Aber noch einmal, wer war Schuld, daß er diesen und keinen andern nahm? Wer gab den Ton an, den Lessing, den kein ehrlicher Mann vertragen kann? Wer fuhr, als Lessings gerechter Unwille noch nicht so weit gediehen, als er noch kalt war, der ersten Warnung, der Bitte, „nicht so in den Tag hinein zu poltern“, ohnerachtet,

in dem angegebenen Ton fort? — Es hieng ja von Hrn. 1779.
 G. ab, Frieden zu halten, oder wenn er durchaus mit
 Lessingen einen Krieg haben wollte, weil er ihn anfangen zu
 müssen glaubte, als ein Mann von Ehre sich rechtmäßiger
 Waffen zu bedienen. Aber er langte ja gleich aus seinem
 Röcher giftige Pfeile hervor, und schoß sie auf Hrn. L. ab.
 Mit wie viel entehrenden Vorwürfen von bösem Willen,
 von feindseligen Absichten wider die Religion, von gewissen-
 losen Künsten und Kniffen zum Umsturz des ganzen Christen-
 thums überhäufte er ihn in seinem Vorläufigen, so
 sehr L. auch dagegen vom Anfang an protestirt hat. Wie
 vieles, das L. und der Ungenannte sollen gesagt haben,
 und nicht gesagt haben, bürdet er ihnen auf. Brandmarkt
 er nicht den einen wie den andern zum Unsiinnigen, zum
 Gotteslästerer? Sucht er nicht auf die schändlichste Weise
 die weltliche Obrigkeit wider L. zu verheizen? ein Reichs-
 hofrath'sconclusum gegen ihn zu veranlassen? — Und
 seine Argumente, die er Lessingen entgegen setzt, sind
 sie nicht größtentheils so armselig, daß man die Achseln
 dabey zucken muß? Ich wünschte, daß Hr. L. seine Feder
 manchmal nicht so tief in Galle getaucht, kälter seinen
 Begner hätte ablaufen lassen; er selbst, und seine Sache
 hätten mehr dabey gewonnen. Aber wer bey solchen fort-
 gesetzten beleidigenden Zudringlichkeiten kühleren Blutes
 bleiben kann, der werfe den ersten Stein auf ihn. Vorher
 zu sehen war es, daß Lessing's Zorn, nachdem er einige
 Zeit unter der Asche geglimmt, so gereizt, lichterloh hervor-
 brechen würde. Kann man Hrn. G. bedauern, wenn ihm
 in dem Anti Göze so sehr übel mitgespielt wird? Er
 will es ja nicht anders haben, Er, der, wenn er polemisirt,
 auch gleich jedesmahl den Begner diffarmirt, und zu diffar-
 miren fortführt. „Aber die lustige Posserey, sagt man, die
 L. mit Gözen treibt, bey einer Gelegenheit treibt, wo
 die ernsthaftesten Sachen die ernsthafteste Unterhandlung
 erfordern?“ Die gefällt mir nicht, hat mich auch nicht er-
 gößt. Ich gäbe etwas darum, wenn sie unterblieben wäre.
 Allein Lessing mag sich selbst deshalb entschuldigen.
 „Sie haben sich, schreibt er im 11ten Stück des Anti-
 „göze, Dinge gegen mich erlaubt, die Sie sich zum Theil
 „kaum gegen den Ungenannten hätten erlauben müssen,

1779.

„dessen Gegner ich bin. Sie haben mich feindseliger An-
 „griffe auf die christliche Religion beschuldigt; Sie haben
 „mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt. Sagen
 „Sie selbst, wissen Sie infamirendere Beschuldigungen, als
 „diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer
 „Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche
 „kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht
 „anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen
 „können? Soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben,
 „damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? Soll
 „jeden Athemzug so mäktigen, daß ja Ihre Perrücke den
 „Puder nicht verliere? Sie schreyen über den Hund: „er
 „ist toll!“ wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse
 „daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch
 „nicht einmal blaffen? Blaffend Sie nicht Lügen strafen?
 „Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonder-
 „bar.“ Wenn ich Lessing ein schlechterdings nicht anders
 lesen kann, als daß ich die komischen Einfälle über seine
 schwachen Gegner mitlese, so muß ich: denn ungelesen
 mochte ich ihn doch um deswillen nicht lassen. Und frey-
 lich geht es immer mit ihm aufs lächerlich machen zu,
 wenn er es auch vermeiden will, wie Hr. Subr. Behn,
 im 4ten St. des Anti-Goeze, es wegen gegebenen
 Rathes, daß diejenigen lateinisch schreiben
 sollten, die etwas gegen die Religion zu
 sagen hätten, erfahren hat. Der Einfall war wohl
 so nicht gemeint, wie ihn Hr. L. nimmt. Hr. B. gestand
 ja, daß sich gegenwärtig nirgends thun ließe. Warum
 nun aber Hr. B. den

**Anti-Lessing. Nil est, Antipho, quin male narrando
 possit depravari. Terentius. 1778. 1 Bogen in 8.**

Dawider drucken ließ, sieht man auch eben nicht. Ein ver-
 müthtiger Mensch hätte sich wegen des kleinen Verstoßes
 in der Amtstitulatur, den L. begieug — er machte näm-
 lich aus dem Hrn. Subrektor einen Subconrektor,
 der gar in Lübeck nicht einmal vorhanden ist
 — nicht öffentlich geregt, noch weniger sich bei der Gelegen-

heit merken lassen, daß er einmal auf einer Akademie hätte Professor werden können. Hrn. Behns Freunde entschädigten ihn ja für die gekränkte kleine Eitelkeit. Er hat sich damit den Schluß des 11ten Stückes vom Anti-Goeze zugezogen. Hat man noch nicht gelacht, so lacht man nun erst. — Aus —

Albrecht Wittenbergs, beyder Rechte Licentiaten, Sendschreiben an den Hrn. Hofrath Lessing. Qui quae vult, dicit, quae non vult, audiet. 1778. 48 Seit. in 8.

Sieht man, wie sehr sich L. durch das 8te und 10te Stück des Anti-Goeze auch diesen schreibseligen Mann zum Feinde gemacht habe. Der Kontrast ist seltsam genug, Lessings launichste Posse mit des Reichspostreuters Pferde, das ein gewisses Epigramm auf einen Advokaten sollte gemacht haben, hier so umständlich Wort für Wort kommentirt zu lesen. Auch mit der Ironie, daß L. nicht Verfasser des verächtlichen Anti-Goeze, d. i. ein Bösewicht seyn könne, will es nicht recht fort, wie allemal, wenn Leute, denen die Mutter Natur keinen Witz gegeben hat, doch auch Witz zu haben affectiren wollen. — Ein Scheckchen und ein Bösewicht! Wenn gescholten seyn soll, ließ ich mich doch lieber Scheckchen als Bösewicht schelten. Doch weg mit der Posse! — Viel mehr hat es mit dem letzten Theil des Sendschreibens auf sich. Der Hr. Lic. Wittenberg rückt mit Grundgesetzen des heil. röm. Reichs hervor, denen Herr Hofr. Lessing mit Bekanntmachung der Fragmente schur gerade entgegen gehandelt hätte. Im Vten und VIIten Artikel des Instrum. Pac. Osnabrug., in dem Patent Kaisers Karls V wegen der Schriften wider den christlichen Glauben, oder die im Reich zugelassenen Glaubensbekenntnisse, da steht es klar mit dürren Worten geschrieben, daß dergleichen Bücher „ohne einige Rücksicht „durch jedes Orts Obrigkeit, oder die kaiserliche Büchercommission konfiscirt — daß nicht „allein der Urheber, Schreiber und Drucker, sondern auch wer sie ausbreitet, als Herausgeber,

1779. „nach Beschaffenheit der Umstände an Ehre, Leib, Gut und Blut ohnnachlässig gestraft werden sollen.“ Nach diesen Gesetzen, lieber Hr. Hofr., schreibt der christliche Wittenberg, „kann ich sie nicht anders als einen „der frechsten Störer des öffentlichen Friedens, „und als einen solchen betrachten, der unsre heiligsten „Gesetze mit Füßen tritt, und die Grundfeste des „heil. römischen Reichs wankend zu machen „sucht.“ Ihn wundert, daß Theologen die Sache noch nicht von dieser Seite betrachtet haben. Ihm, als einem Rechtsgelehrten, (nämlich als einem Licentiaten der beyden Rechte,) sagt er, würde es Hr. L. nicht verdenken, daß er sich derjenigen Waffen gegen ihn bediente, welche ihm die Gesetze in die Hände gäben. Das Reichshofrathstribunal würde seine Frechheit unmöglich ungeahndet lassen können. — So? — Da sieht man, worauf es abgesehen ist, wes Geistes Kinder Hr. W. und seine Bundesgenossen sind. Also zur politischen, zur obrigkeitlichen Sache wollet ihr, Herren! die Herausgabe der Fragmente gern machen? Die Bücher sollen confiscirt, der Herausgeber beym Kopf genommen werden! Schön! So wäre der Proceß kurz und erbaulich geendiget. Das sind doch treffliche Verfechter der christlutherischen Kirche, die gegen die Fragen weiter nichts als dies aufzubringen wissen. Also soll den Christen nach der Reformation alles weitere Selbstdenken über die Religion verboten seyn? Luther der erste und der letzte gewesen seyn, dem es frey stand, öffentlich zu sagen, daß und warum er nicht glaube, was die Kirche glaubte? So soll seitdem der menschliche Verstand wie ein Pferdeverstand behandelt werden, damit er immer auf der nämlichen Stufe stehen bleibe? Wer sich äußert, daß er von den etablirten Konfessionen im deutschen Reich abweicht, soll bürgerliche Strafen verwirkt haben? Und diese Gesetze, vermöge deren Hr. W. vermehret, Lessingen in den Kerker werfen zu können, sollen der Christen heiligste Gesetze; das sollen gerechte Waffen seyn, die solche Gesetze einem lutherischen Theologen oder Rechtsgelehrten wider einen Gegner des Kirchensystems in die Hände geben! O! der Schande! daß ein Mensch so

denkt. Nun verarge es einer Lessingen, wenn er (Anti-Göze I.) schreibt: „Herr Pastor, wenn Sie es dahin „bringen, daß unsre lutherschen Pastores unsre Päbste „werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir „aufhören sollen in der Schrift zu forschen; — daß diese „unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten, „Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die „Pabstchen wieder mit dem Pabste vertauscht. Hoffentlich „werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht „viele so entschlossen reden dürfen.“ — Und (Anti-Göze VII.): „Geru will ich der billigen Gerechtigkeit „(der Fragm. wegen) in die Hände fallen: wenn Gott „mich nur vor den Händen des geringen Priesters (auch „Licentiaten der Rechte, setze ich hinzu) bewahrt.“ Man werfe ihm einmal Bitterkeit vor, wenn er Hrn. Gözen fragt: „Meynen Sie, Herr Hauptpastor! daß es gleich viel „ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben; wenn „nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, „in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? „Meynen Sie?“ Wenn G. und W. es nicht meyneten, könnten sie sich so bloß geben, und: Fürsten des Reichs, konfiscirt das Fragment! Straft den Herausgeber an Ehre, Gut, Blut und Leben! schreyen; aber zur eigentlichen Widerlegung dessen, was L. ganz widerlegt haben will, und zum Theil selbst widerlegt hat, auch keine Sylbe bis izt vorbringen? Ich will Hrn. W. da er einmal beyder Rechte Licentiat ist, die Kenntniß der alten Reichsgeetze nicht absprechen; aber die gesunde Beurtheilung derselben spreche ich ihn ab. Wenigstens kenne ich große Rechtsgelehrte, die sie mit andern Augen, als er, ansehen. Herr Hofr. Hommel behauptet in dem von ihm übersetzten Werke des Beccaria von Verbrechen und Strafen dreist: Auch die Kirchenordnungen, wie die Policy- und Kameralordnungen enthalten noch Finsternisse: „Prinzen, schreibt „er, euch kommt es zu, schändliche Gesetze, die wir noch „haben, vom alten Sauerteige zu reinigen, und die- „jenigen zu schützen, die zum Denken Anlaß geben.“ — Sollte Wittenberg über Hommeln sehn wollen? — Freylich wohl! Er will ja auch über Lessingen sehn! Nun,

1779. Lessings Schwächen, von Johann Melchior Göze. Das erste und zweyte Stück. Hamburg, bey Harmfen. 1778. in 8.

Werden wohl das Werk beym rechten Ende angreifen, werden von dem mehreren, das an den Fragmenten zu widerlegen ist, doch wenigstens etwas bündig widerlegen, und den schwachen Lessing mit mächtigen Gründen wegen dessen, worinn er dem Ungenannten beysteht und Recht giebt, so in die Enge treiben, daß er nicht weiß, wo er hin soll. Ich erwartete es. Wenn Lessings Schwächen aufgedeckt werden sollen, so war hier der rechte Ort dazu. *Über altum silentium*. Kein einziges Wort wider die Sache, worauf es eigentlich ankömmt, zu deren Widerlegung Lessing auffordert; kein Wort zur Offenbarungmachung der Trugschlüsse, die in den Fragmenten gemacht werden, von denen L. einige selbst dafür erkennt. Nichts als Recensionen über Bücher, die dagegen geschrieben worden; unnütze Zänkeren über zufällige Nebenlinge, über L. Art, Streitigkeiten zu führen; Beschimpfungen und Verdammungen seines Unsinn seyn sollenden Gedanken: „Nicht die Wahrheit in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynt, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen;“ Vorwürfe, daß L. ein un-dienstfertiger Bibliothekar sey; eine sauer süße Strafpredigt für sein Gewissen wegen der Fragmente in völligem Ton elender Kanzelschwäzer: „Lieber Herr Hofr.! Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe (O! über Gözens Liebe!) Ich verkenne die schönen Talente nicht, die ihnen Gottes Güte geschenkt — Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen, — (O! der Vergebung!) Aber ich bebe vor der Erklärung, daß Sie vor Ihrer Todesstunde nicht zittern werden — Verschließen Sie sich den Weg zur Buße nicht selbst — denken Sie an Ihre Rechenschaft vor Gott — Verkennen Sie meine redliche Absicht bey dieser Gewissensrüge nicht. Wollen Sie in dessen — das Maas Ihrer Sünden noch mehr häufen — ist diese aus wahrhaftig bekümmerten Herzen her-gefloffene Gewissensrüge (Widerlegung verlangte

„man, nicht Gewissensrüge, gegen einen Mann wie 1779.
 „L.) an Ihnen verloren, so werde ich dadurch nichts, Sie
 „aber in Zeit und Ewigkeit desto mehr verlieren — so
 „bin ich rein von Ihrem Blute.“ — So verwandelt
 sich Gözens Verdammung drohende Tygerstimme plötzlich
 in einen laufften schleichenden Lammestou — und nun weiß
 jedermann Lessings Schwächen. O! Spiegelfechten
 und kein Ende. — Doch im zweyten Stück S. 66.
 äußert endlich Hr. Göze, daß er mit L. darüber streiten
 wolle: „Ob die christliche Religion bestehen könne, wenn
 „auch die Bibel völlig verloren gienge, wenn sie schon
 „längst verloren gegangen, wenn sie niemals gewesen wäre?“
 Vorher aber soll Hr. L. eine bestimmte Antwort
 darüber von sich geben, was für eine Religion er
 unter der christlichen verstehe. Wer Hr. Gözens
 Art zu streiten kennet, siehet, daß G. glaubte, hier Lessings
 eine rechte Falle gestellt zu haben, daß L. sich
 nicht trauen würde, eine bestimmte Antwort hierüber
 zu geben. Sie erfolgte aber sogleich, sehr bestimmt, unter
 dem Titel:

Gotth. Ephr. Lessings nöthige Antwort auf eine sehr
 unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze in Ham-
 burg. Wolfenbüttel, 1778. 1 Bog. in 8.

Worinn Hr. L. erklärt: „Er verstehe unter der christ-
 „lichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in
 „den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte, auch das
 „sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß
 „und das Symbolum des Athanasius mit ein-
 „geschlossen.“ (Freugebiger ist wohl noch niemand, dem
 eine solche Erklärung abgefordert worden, gewesen. Ich
 wäre doch wahrlich auf den Beweis sehr begierig, daß die
 ersten Christen Athanasianer gewesen, daß die in dem Sym-
 bolum, welches des Athanasius Namen führt, enthaltene
 Lehre nothwendig zur christlichen Religion gehöre, und
 bedaure unendlich, daß Hrn. L. nicht erlaubt worden, ihn
 ins Publikum zu bringen.) Er verlangt, Hr. G. solle
 nunmehr beweisen, warum die in jenen Glaubensbekennt-
 nissen in der Regula fidei, wie deren Inbegriff den ältesten

1779. Kirchenvätern hieß, enthaltene Lehren, mit der Bibel erst hätten aufkommen müssen, und mit ihr auch wieder verloren gehen müßten. Und damit Hr. G. im Voraus wisse, was Hr. L. in recessu habe, und woran er ihn nach geführtem Beweise, der hier verlangt wird, fest halten könne, so legt Hr. L. jenem zwanzig aus den Kirchvätern gesammelte Sätze vor, worunter auch die beyden sind: Die Regula fidei ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift — nicht Petrus und dessen Nachfolger — Hierauf hat Herr G. öze, so hoch er im Anfange daher fuhr, bis jetzt noch nicht eine Sylbe geantwortet. Eine Gewissensrüge ist freylich leichter, als die Widerlegung eines Mannes, der so viel Gelehrsamkeit, Verstand, Scharfsinn und Wit hat, wie Herr Lessing.

Lessings Schwächen — drittes Stück. 8 $\frac{1}{2}$ Bogen.

Werden doch der Sache Genüge thun? Nein! auch nicht ein Wort über die Regula fidei. Dieserwegen wird es wohl nach dem Inquisitionsverhör zum Schluß kommen, welches L. von ihm, dem Hrn. Hauptpastor, wie dieser versichert, freylich nicht zu besorgen hätte, aber wohl von denen möchte veranstaltet werden, deren Amt es mit sich bringt, die Reichsgesetze wider die Bekanntmachung gotteslästerlicher Schriften aufrecht zu erhalten. Hr. G. wählt lieber dafür seine Streiche nach der Lessingischen Moral, welche ärger, als die Moral der Kanibalen seyn soll, und nach der Theaterlogik des Komödienschreibers zu richten. Dazu ist das Feld bequemer.

Herr L. ließ darauf

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpast. G. in H. — Erste Folge. 1778. 1 Bog.

Drucken, worinn er leugnet, daß alle Lehrer der christlichen Kirche ohne Unterschied der verschiedenen Partheyen, die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion hielten. Wenn es so wäre, so hätten die Socinianer

ihre Sache gewonnen. — Hiernächst ein Wort vom Reichsfiskal und von dem System der Tradition, welches zu erweisen hier ein Entwurf mitgetheilt wird. 1779.

Ein fliegendes Blatt, welches damals herauskam:

Epistel an den hochehrwürdigen Hrn. Hauptpastor Göze in Hamburg, von 'n Layen 'n Hauptschlüssel zu den von Gotthold Ephraim Lessing herausgegebenen Fragmenten und Streitschriften wider Hrn. Göze, allen denen zugeeignet, die die vielnamigten Libells gelesen haben. Der Schlüssel schließt mehrere Schlösser. 2 Bogen, in 8. ohne Jahrzahl und Druckort.

Ist ein plattes, erzdummes und niederträchtiges Pasquill von einem Gözianer auf Lessingen, der Theolog seyn wollte, und doch nichts weiter als Komödienschreiber wäre, in läppisch nachgeahmter und verfehlter Schreibart des Asmus.*) Br.**)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1779,
39. Band, 1. Stück, pag. 36—78.

*) Siehe: Asmus omnia sua Secum portans oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, III. Theil pag. 95—100 (ohne Verlagort und Jahreszahl).

**) Verfasser: Friedrich German Lüdke, Prediger der Nikolaitirche zu Berlin.



1780.

1780. **Nathan der Weise, ein Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Introite nam & heic dii sunt! von Gotthold Ephraim Lessing, 1779.**

Ein dramatisches Gedicht von Lessing, ein halbes Jahr nachdem es erschienen ist anzeigen, in der Meinung es in Deutschland bekannter zu machen, hiesse freylich wohl das richtige Gefühl der Nation, der er angehört, für die er schreibt, verkennen. Das Vaterland ist mit Recht stolz auf Lessing, den Denker und Dichter. Am liebsten aber sieht es den Verfasser der Dramaturgie und von Emilia Galotti, wenn er in Seiner Kunst, der Dramatischen, arbeitet. Wir brauchen in diesem Fache noch Männer, die wir dem feinen Franzosen und dem stolzen Engländer entgegen setzen können. Wenn jener das Genie seines Corneille, das Gefühl, die Kunst und Eleganz seines Racine, das Tragische seines Crebillon, und die Pracht und das Sentenziöse seines Voltaire anpreißt; so bald er seinen Shakespeare mit einem nachdrücklichen Tone genannt hat, es für überflüssig hält, andrer zu erwähnen; so nennt der Deutsche mit dem bescheidenen Bewußtseyn seines Werthz, Lessingen, und tadelt an ihm nur, daß er sein Vaterland bisher nicht mit mehr Meisterstücken fürs Theater beschenkt hat.

Nathan der Weise ist leider auch wohl nicht für die Bühne bestimmt, wird wenigstens wohl nie darauf gebracht werden dürfen. Es herrscht durch das ganze Stück ein Ton, der der Offenbarung eben nicht günstig ist, und daher

(doch wohl das Gefühl der Meisten, wenns vorgestellt würde, empören möchte. Zwar sprechen die Personen alle genau nach ihrem Charakter und Lage, aber, würde man nicht unwahrscheinlich denken, sollten diese Charaktere auch wohl darum erfunden, und in die Lage gesetzt seyn, damit sich dergleichen schicklich sagen liesse? Doch was in dieser Rücksicht von dem Werke zu sagen wäre, soll hier nicht gesagt werden.

Dies Stück ist ein Drama, aber nicht von der leichten französischen Art, von den dramatisirten Romanen, die jeder, der nur etwas von der Vertheilung in Akten und Scenen versteht, in wenig Tagen aus der ersten der besten faden Liebes-Historie machen kann. Die unzähligen Stücke der Art, haben das Drama bisher unter das Lustspiel und Trauerspiel erniedrigt, da es doch an sich mehr Wahres, und bey dem ewigen Morden oder Heyrathen, Helden oder Caricaturen, auf der Bühne, jetzt mehr Neues an sich hat.

Wir würden uns das Vergnügen machen, die Fabel des Stücks auszuziehen, wenn wir nicht voraussetzen müßten, daß unsre Leser sie längst schon im Gedächtniß hätten. Daß in diesem Stücke nicht eine solche angebliche Einheit des Orts herrsche, wie in der Französischen, wo man alle Augenblicke entweder sich den Schauplaz wegdenken, oder sich wundern muß, wie die Leute dahin kommen, daß ferner die Personen darinn nicht bloß auf- und abtreten, aus keiner andern sichtbaren Ursache, als dem Zuschauer zu sagen, was er wissen soll, sondern daß sie hier alle gerade an dem Orte etwas zu thun haben, wo der Dichter sie hinführt, das ist man schon zu sehr an Lessingischen Schauspielen gewohnt, als daß es noch einer besondern Bemerkung bedürfte.

Die Charaktere sind neu und individuell; nicht nach der Moral oder Satyre bearbeitet, sondern mit tiefer Kenntniß der menschlichen Natur erfunden, von einander abstechend, sich selbst aber durchgängig gleich.

Nathans Charakter, als der Hauptperson, auf die sich das Hauptinteresse des Stücks stützt, ist auch am sorgfältigsten ausgearbeitet, und ins Licht gestellt. Von ihm gleich mehr. Der Tempelherr, rauh und heftig, mit einem Herzen voll Menschlichkeit, das bey dem Anblicke des fanatischen

1780. Mordens und der Treulosigkeiten, die die Europäer unter der Kreuzfahne in Palästina verübten, anfängt den Aberglauben zu verabscheuen, der ihm geleitet. Dies ist denn freylich nur das damalige Aterchristenthum, in dem kein Protestant seinen wohlthätigen Glauben erkennt, das er geruhig kann gehaßt sehn, und noch dazu den Mann lieben, dem es ahndet, daß das nicht Gotteslehre sey. Saladin, groß, heldenmüthig, ein zärtlicher Sohn und Bruder, ein sanfter Regent, nur bis zur Verschwendung freygebig. Er sieht über Muhammeds Fabeln weg, übt aber seine Sittenlehre. Der Klosterbruder, fromm, gerade, nicht ohne natürlichen Verstand, aber ungebildet und unverdorben. Er folgt zwar seinen Obern aus religiöser Unterwerfung, hat aber, als gewesener Soldat, noch einen grossen Schwung in der Seele, der ihm Troß seines Gehorsams, des Patriarchen Tücke widrig macht. Der Patriarch, ein schlauer, stolzer, grausamer Mann, ein Verfolger, aber nicht wegen der Dunkelheit seiner Zeiten, sondern wegen der Schwärze seines Herzens, ein Fanatiker, dem man es ansieht, daß er auch in den hellsten Zeiten gern Scheiterhaufen angezündet haben würde, weil er in dergleichen Schauspielen, als dem glänzendsten Beweise seiner Macht, Unterhaltung gefunden hätte. Dabey ist er schlau genug, seinen heiligen Eifer herabzustimmen, sobald er hört, daß der Mann, vor dem er donnert, freien Zutritt zum Fürsten hat. Der Derwisch wild, doch gutmüthig, menschenfeindlich dem Ansehn nach, doch aus blosser Menschlichkeit, mit einem Anstriche von komischen, das ihn, ob er gleich eine episodische Person ist, sehr interessant macht.

Recha, Nathans Pflgetochter besitzt einen kleinen, ihrem Geschlechte natürlichen, wohlstehenden Hang zur Schwärmerey, der, da ihn Nathan zu lenken weiß, das Mädchen interessanter macht. Nur schweift er bisweilen aus, wenn ihre alte Gesellschafterinn ihre Einbildungskraft erhitzt. Uebrigens ist sie in Ansehung der moralischen und Religions-Grundsätze ganz Nathans Schülerinn. — Daja, eine gute dienstfertige geschwägige Seele, und eine so gute Christin, als es in dem Jahrhunderte der Kreuzzüge geben konnte, die sich aus Liebe gedrungen fühlt, einen jeden, der ihres Wegs nicht ist, darauf zu lenken; der es unmöglich ist,

andere gelassen auf Pfaden zu sehn, die, wie sie glaubt, ins unvermeidliche Verderben führen. Sittah, Salabins Schwester, schlau bis zur List, aber doch dabey ihres edlen Bruders nicht unwerth. 1780.

Und nun Nathan, der denkende, bescheidne, edle seine Nathan! Anfangs zeigt er nur seine philosophischen Grundsätze in der Scene, in der er seine Recha von dem Wahne heilt, daß ihr Engel sie in der Gestalt eines Tempelherrn aus dem Feuer getragen habe. Freilich spricht er hier etwas aus der Schule Rousseau's, Hume's und Bolingbroke's — aber in der Rücksicht wird er hier nicht beurtheilt. Wie fein stützt er sich in der Cur auf die Bemerkung, daß Recha den nicht einen Engel wünscht, den sie als Mann liebt. Wie glücklich erregt er bey ihr das Besorgniß für seine Gesundheit und Leben. Das wirkt, daß mußte wirken.

Noch überlegter handelt Nathan in dem Auftritte, wo er der Rauigkeit des deutschen Ritters, seines Vorurtheils gegen Juden ungeachtet, sich sein Zutraun und Achtung zu erwerben weiß. Die Wendung mit dem verbrannten Zipfel des ritterlichen Mantels, und denn die Bitte, ihn an Recha zu schicken, damit auch sie ihren Mund auf den Fleck drücken, da seine Knie selber zu umfassen sie nun wohl vergebens wünsche, ist treflich. Dessen hatte sich der Ritter nicht versehen! Der Menschenhaß, in dem er seine Liebe gegen Recha hüllte, fällt plötzlich. Er ist bewegt, überredet.

Nathans Verstand und Gegenwart des Geistes glänzt noch mehr in der Scene mit dem Sultan. Dies Steigen beweist die Kunst des Verfassers. Doch wer bezweifelte die? Schade, schade, daß dieser Auftritt noch andre als eine poetische Seite hat! Man würde ihn sonst unverbesserlich nennen. Saladin ruft dem Nathan zu: Nur näher, nur ohne Furcht. Nathan. Die bleibe deinem Feinde. Wie furchtlos! wie edel! Nun muß er einer Schlinge ausweichen, die ihm der Sultan, ohne daß er selbst Lust dazu hat, auf den Rath seiner Schwester legt. Er soll nemlich den reichen Juden durch verfängliche Religions-Fragen aufs Glatteis führen, um so ihm Geld abzuborgen, da das Almosen-schenken und das Zögern lang

1780. erwarteter Tribute seinen Schatz erschöpft haben. Nathan sieht schnell, wo der Sultan hinaus will, weiß sich aber gleich zu helfen. Statt der Antwort erzählt er ihm ein orientalisches Märchen, das Lessing aus dem Boccacaz entlehnte, und nur das schöne Ende neu hinzusetzte wo der Richter die streitenden Parthenen, oder vielmehr ihre Kindes-Kinder über tausend Jahre vor eben den Nichtstuhl ladet, weil dann ein weiserer Mann drauf sitzen und sprechen würde. Nathans Erfindung thut ihre Wirkung. Er verstärkt sie aber noch durch den Zusatz: Saladin! wenn du dich fühlst, dieser weisere versprochene Mann zu seyn? Nun wäre Saladin nicht was er war, wenn er nicht gerade so fühlte als ihn der Dichter vorstellt: Ich Staub! ich Nichts! o Gott! Von dem Augenblick an steigt der Sultan von seiner Höhe herab, und der edle gefühlvolle Saladin unterhält sich mit seinem Freunde Nathan, in dem er den Weisen erkennt und schätzt. Dieser vergißt nun auch seines Freundes des Tempelherrn nicht, dessen endliches Schicksal Saladin noch zu entscheiden vergessen hatte. Doch weil ihm der Fall küßlich dünkt, so erwähnt er seiner kühlich nur im Vorbeygehn, und gelangt so am sichersten zu seinem Zwecke.

Bis dahin steigt die Achtung gegen Nathan bey jedem Leser, so wie sich immer heller sein Kopf zeigt. Bis dahin aber hatte man ihn vielleicht vorzüglich nur wegen seines Verstandes, des grossen Titels des Weisen würdig erkannt. Mancher Leser hat ihm den auch noch wohl bestritten, weil ihm der freigeisterische Jude doch immer noch etwas anstößig gewesen seyn mag. Doch ist das bey vielen auch wohl nicht einmal der Fall. Denn der Mann mit reiner natürlicher Religion muß doch auch dem eifrigsten Christen ehrwürdiger erscheinen, als der rabbinische Jude — so wie Moses Mendelssohn Verfasser des Phädon jedem unter uns grösser ist, als Moses Uebersetzer und Ausleger des A. T. erscheint. Indes nun kömmt eine Scene, in der gewiß jeder das Wähnen über das Handeln völlig vergißt, indem jedes Herz (das freilich muß man haben) dem Nathan Bewunderung jedes Auge Thränen zollt. Wir können uns nicht enthalten die Erzählung her zu setzen die Nathan darinn dem Klosterbruder macht, der ihn daran erinnert

hatte, daß er ihm vor Jahren ein Christenmädchen, die Tochter seines damaligen Herrn überliefert habe. 1780.

Nathan.

Ihr tragt mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben Hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

Al. Bruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als

Ihr kamt, hatt ich drey Tag' und Nacht in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beyher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —

Al. Bruder.

Ach ich glaub's euch wohl!

Nathan.

— Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder
Sie sprach mit sanfter Stimm': und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand und rief zu Gott ich will!
Willst du nur daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind
In euren Mantel eingehüllt. — Was Ihr

1780.

Mir damals sagtet; was ich Euch: hab ich
 Vergessen. So viel weiß ich nur; ich nahm
 Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt' es, warf
 Mich auf die Knie und schluchzte: Gott! auf Sieben
 Doch nun schon Eines wieder!

Kl. Bruder.

Nathan, Nathan!

Ihr seyd ein Christ! Bey Gott, Ihr seyd ein Christ!
 Ein beßrer Christ war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was

Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
 Zum Juden.

Welch ein Christ, wenn ihn bey Lesung dieser herrlichen
 Geschichte sein Gefühl überrascht, denkt nicht, des Kloster-
 bruders Antwort sey aus seiner Seele genommen? Und
 wie überlegt, wie ganz im Charakter Nathans seine Er-
 wiederung. Von dieser Scene an fordert die Entwicklung
 des Knotens die ganze Aufmerksamkeit des Lesers, und
 Nathan selbst dient nur diese zu befördern.

Durchgängig haben die freydenkenden Charaktere noch
 eine poetische Wahrscheinlichkeit, eine feine Schönheit mehr,
 die ihnen nur ein Bemerkter der Natur, wie Lessing, geben
 konnte. Er selbst, legt dem rauhen Ritter die Worte in
 den Mund:

Der Aberglaub, in dem wir aufgewachsen,
 Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, drum
 Doch seine Macht nicht über uns.

Daher hält Saladin, ob er gleich lang über die Fabeln
 des Korans hinweg ist, noch immer eben so viel auf das
 Allmosenschenken, als der Prophet seinen Gläubigen davon
 zu halten befohlen hatte. Daher hat der Tempelherr noch
 den bitteren Haß gegen Juden, den geheimen Verfolgungs-
 geist, der die Christen in den Zeiten der Kreuzzüge aus-
 zeichnet, den nur des Patriarchen offenbare Wuth zurück
 treibt. Aehnliche Züge, daß auch Nathan noch ein ächter
 Sohn Abrahams, ein Schüler Moses und Davids und

Salomons sey, finden sich häufig in seinem Charakter und Ausdrucke. 1780.

In diesem hat überhaupt jede Person dieses Schauspiels, so wie in der Natur, etwas Charakteristisches. Wie rein, schön und edel, mit einem feinen orientalischen Anstriche drückt sich Nathan nicht aus! Wie auszeichnend ist des Mönchs „sagt der Patriarch“, und des Patriarchen „thut nichts, der Jude wird verbrannt!“ Dieser unterscheidet sich überdem noch merklich durch vorsätzliche Weitschweifigkeit und Mattigkeit der Periode, durch einen leeren deklamatorischen Vortrag.

Der Dialog ist durchgängig im Stück Lessingisch, — das heißt: so schön, oft schöner, als ihn irgend ein Dichter irgend einer Zeit und Nation je hatte. Es greift alles so eins ins andre, so fest und scharf, und treibt den Gang des Uhrwerks mit der geringstmöglichen Friktion fort, so daß das Ganze seine Wirkung thut, auch bey denen, die nicht den innern Bau der Maschine und dessen Kunst beurtheilen können.

Der Vers, der schöne Vers dient nur dazu, den Ausdruck noch mehr zu veredeln. Der Dichter verfährt hierinn wie der Mahler, der zwar tren die Farben der Natur darstellt, aber dennoch über sie eine gewisse Glut verbreitet, die sich in der Natur nur selten, nur im einzelnen findet, und durch die künstliche Haltung des Colorits das Auge des Kenners desto stärker reizt und fesselt.

Ueberhaupt dankt unsre Muttersprache Lessingen auch für dieses Werk, in dem sie sich ganz in jugendlicher Kraft und Reiz, und doch in der völligen Reife des philosophischen Alters erkennt. Sie dankt ihm, daß er sie hie und da bereichert, bisweilen Worten durch Gegeneinanderstellung eine feine Nuance gegeben hat, die jetzt so natürlich da steht, daß jeder, der sie findet, fest glauben sollte, er habe sich das Wort immer bestimmt so gedacht, nur zufälliger Weise noch nie so zu gebrauchen Gelegenheit gehabt.

Kielisches Litteratur-Journal, Altona, 1780, Jänner,

pag. 31—38.

1780.

Das seit einiger Zeit sich verbreitete Gerücht, als habe Herr Hofrath Lessing von der Judenschaft zu Amsterdam, für seine Herausgabe der bekannten Fragmente, ein Geschenk von 1000 Ducaten erhalten, ist zuverlässig ungegründet, da Herr Lessing über diesen Punkt, in einem Schreiben an einen seiner Freunde sich folgendergestalt erklärt: „Daß die 1000 Ducaten von der Judenschaft in Amsterdam eine alberne Erdichtung ist, können Sie ja wohl denken. Da ich sie wegen der Fragmente erhalten haben soll, die man von einem Juden wider die christliche Religion geschrieben zu seyn glaubt: so möchte man mich gern als einen zweiten Judas Ischariot verschreien, der seinen Meister, zwar nicht für 30 Silberlinge, aber doch für 1000 Ducaten, abermals zu verkaufen im Stande wäre.“

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1780, 5. Februar.

Kielisches Litteratur-Journal. Erstes Stück. Jänner 1779. Altona, verlegt von Johann David Adam Eckhardt, Königl. privilegirten Buchdrucker.

— Die Anzeigen und Beurtheilungen ermüden den Leser nicht durch ihre Weitläufigkeit, sondern sind in blühdiger Kürze abgefaßt, und die Urtheile sind meistens richtig. Nur von einer einzigen Beurtheilung deucht uns, daß sie zu gelinde abgefaßt ist. Warum nicht gerade heraus gesagt, daß Nathan der Weise die bitterste Satire gegen die christliche Religion ist? Uns wundert sehr, daß noch niemand gegen dieß Stück, das auch in Ansehung der Ausführung des Verfassers der Minna nicht würdig ist, aufgestanden ist, und die Schwächen sowol, als verhängliche Stellen desselben ins Licht gesetzt hat.

Beytrag zum Reichs-Post-Kenter, Altona, 1780, 17. Februar.

Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten oder Judas Ischarioth, dem zweyten. Monath December 1779.

Diesen Bogen hat das seit einiger Zeit verbreitete Gerücht, als habe Herr Hofrath Lessing von der Juden-

schaft zu Amsterdam, für seine Herausgabe der bekannten Fragmente, ein Geschenk von 1000 Dukaten erhalten, veranlasset. Sein Verfasser ist Herr König, ein Stiefsohn des Herrn Lessing. Es las diese Nachricht von den 1000 Dukaten in Nr. 85. des Wiener Diarium und in der gleich darauf folgenden Nummer eine vorgebliche Berichtigung derselben. „Wenigstens, heißt es, „hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nemlich der „Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne „im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen. Bloß „also denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurne „wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache erzählen.“ Der Herr Verf. erklärt die ganze Nachricht für eine abgeschmackte Lüge. „Die Judenschaft zu Amsterdam sollte „dem Herrn Lessing deswegen ein Geschenk von 1000 Dukaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines „Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion „grade am meisten gemißhandelt wird?“ Hierauf wird die Geschichte des ganzen Streits kürzlich erzählt. Die schweren Ahndungen, sagt der Verf. gegen das Ende, die sich Hr. Lessing bereits durch die Fragmente und seine Wiederlegung derselben zugezogen haben soll, (wie in dem Wiener Diarium steht) sind eine Lüge, die in eben der Münze geprägt worden, aus welcher die 1000 Dukaten kommen. Die Fragmente seyn zwar in Braunschweig hohen Orts verboten, und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, daß der Hauptpastor Goeze davon machte, geschehen seyn, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt hätten, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden wären. Am Schlusse heißt es: „Wenigstens ist das Verboth der „Fragmente, wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß „nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem „Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen, und „auch inskünftige zuverlässig ungehinderter fortsetzen lassen „wird, als Herr Goeze durch sein Verstummen bereits „zu verstehen gegeben, daß er ihr nicht gewachsen sey,

1780. „und ein weit andrer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.“

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1780, 4. März.

Braunschweig.

Hier hat das Fürstliche Wachsenhaus verlegt: Beschreibung des portugiesischen Amerika, von Cudena. Ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek, herausgegeben vom Hrn Hofrath Lessing. Mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von Christian Leiste, Rektor der Herzoglichen grossen Schule zu Wolfenbüttel: 160. S. in 8. Diese Schrift ist so wohl zur Aufklärung der Geschichte, in Rücksicht auf die mannichfaltigen Gränzirungen zwischen Spanien und Portugall wegen ihrer Besetzungen in Amerika, als auch zur geographischen Kenntniß der portugiesischen Staaten in Amerika, sehr brauchbar. Der spanische Aufsatz, der hier sowohl im Original, als mit der gegenüberstehenden zwar alten und sehr fehlerhaften aber in vielen Stellen von dem Hrn. Leiste verbesserten Uebersetzung gedruckt steht, (S. 13—41) hat alle Gründe der Glaubwürdigkeit für sich. Der Verfasser desselben, Pedro Cudena, hat viele Jahre die Gegenden, die er beschreibt, selbst bereist, und richtet seine Beschreibung an den bekannten Conte-Duca von Olivarez, Premier-Minister der spanischen Monarchie, einen Herrn, dem der Verf. unmöglich ausgemachte Unwahrheiten zuzuschreiben wagen konnte. Die Zueignungsschrift ist vom Jahr 1634. und die Epoche der Beschreibung fällt also gerade in die Zeiten, da die Holländer Brasilien erobert hatten. Die vom Hrn. Hofrath Lessing in der Vorrede (S. 10.) geäußerte Vermuthung, daß Cudena, durch seine Beschreibung, den Minister auf die Wichtigkeit des Verlustes von Brasilien aufmerksam zu machen gesucht habe, hat daher sehr viel Wahrscheinlichkeit. Sonst enthält gegenwärtiger Aufsatz die Beschreibung des ganzen Strichs von Amerika, der sich auf 1038. oder nach des Hrn. Leiste Verbesserung (S. 53.) auf 1083. Meilen von der Mündung des Amazonenflusses an, südostwärts, um ganz Brasilien,

und Paraguay, bis an den Fluß de la Plata erstreckt, und vom Marangon y Gran Para entdeckt, und erobert seyn soll. Den größten Werth erhält übrigens gegenwärtige Schrift aus den umständlichen und lehrreichen Zusätzen und Anmerkungen des Hrn. Leiste, den man schon aus seiner, mit so vielem Fleiß, und Genauigkeit abgefaßten Beschreibung des Brittischen Amerika, von einer sehr vortheilhaften Seite kennt. Diese Anmerkungen beziehen sich theils auf litterarische Kenntnisse derjenigen Schriften, die über die beschriebnen Länder einiges Licht geben können, theils sind sie historisch, theils geographisch und statistisch, insgesammt aber so lesenswürdig, daß wir die Fortsetzung der Bemühungen des Hrn. Verf. um die Geographie, und Verfassung der amerikanischen Landschaften, nicht anders als mit Verlangen entgegen sehen können.

Neue Zeitungen von gelehrten Sachen, Leipzig, 1780,

15. May.

Zufällige altdeutsche und christliche Betrachtungen über Herrn G. E. Lessing neues dramatisches Gedicht, Nathan der Weise. 2 Theile. Breslau 1779.

Nur der erste Theil ist unmittelbar gegen Nathan. Zuerst tadelte der Verfasser Sprache, Vers- und Bauart des Gedichts, aber die Grundsätze, nach denen er ihn behandelt, sind nicht mehr der Geschmack der Nation. Darauf folgt denn die eigentliche Widerlegung. Es ist überhaupt schon nicht leicht, was mit Witz und Feuer geschrieben ist, mit Kälte und Trockenheit, und doch nachdrücklich, doch mit Nutzen zu widerlegen, und es zugleich denen in die Hände zu spielen, von denen man glaubt, daß sie durch Lesung des Erstern etwas schädliches eingefogen haben könnten. Doppelt schwer aber ist dieß, wenn jene Grundsätze nicht geradezu, sondern nur beiher, und versteckt, in einem Gedicht, und gar in einem dramatischen, vorgetragen sind, wo man nothwendig sehr viel für die aufgestellten Charaktere und deren Lage abrechnen muß. Sonst that man der guten Sache, so wie dem Dichter, den man angreift, Un-

1780. recht. — Zumal einem Vezing, der in seinen Schauspielen nicht immer, wie etwa Voltaire, selbst hinter jeder seiner Personen steht, und oft in schönen philosophischen Maximen hervorguckt, sondern die Leute nach ihrem Character sprechen läßt. Da muß man folglich nicht alles, was diese sagen, auf die Rechnung des Dichters setzen. Dieß ist aber wol nicht in dieser Widerlegung des Herrn Tralles angewandt. Seine Absicht ist edel, ist eines alten frommen Mannes würdig; aber hätte ers vielleicht nicht in einer Krankheit geschrieben; so hätt er auch manche Stelle wohl in einem andern Lichte betrachtet. Denn nun setzt er, z. B. alles Bittere und Gehäßige, was der Tempelherr gegen die christliche Religion sagt, auf Vezings Rechnung, und eifert dann gegen ihn. Aber der Ritter ist ja offenbar ein hitziger, übereilt denkender und handelnder Mann, dazu ein Soldat, so wie der urtheilt und sich ausdrückt, so raisonnirt und spricht nicht Vezing der Philosoph.

Dieser konnte in der ganzen Erfindung und Darstellung des Characters eine Absicht haben, einzelne Worte habens nicht.

Wenn Nathan anfangs frei von Wundern spricht, um seine Pflgetochter von ihrer Grille, als habe sie ein Engel gerettet, zurück zu bringen; so muß man doch wenigstens Vezingen nicht beweisen wollen, daß es höhere, unsichtbare, geistige Wesen gebe. Die leugnet der Mann gewiß so wenig, als einen Gott und Fürscheidung.

Wenn der christliche Tempelherr die Juden wegen Menschen Mäckeley tadelt, und man das denn als Vezings Satz ansieht; so zerschneidet man ja den Knoten, wenn man mit dem Herrn Tralles antwortet: Gott selbst habe die Juden zu seinem Volke gemacht: Nathans Betragen gegen Saladin findet er schelmisch; nämlich nach seiner, gewiß nicht nach Vezings, noch weniger nach Nathans Moral.

Den Sinn des Apologs hat der Verfasser auch verfehlt — und behandelt ihn überhaupt nicht, wie man eine in ein solches Gewand gehüllte Wahrheit, aufdecken, und denn widerlegen muß. Trugschlüsse enthält die Geschichte und ihre Anwendung freilich — aber hier sind sie nicht von der rechten Seite betrachtet.

Wenn der Sultan spöttisch gegen den Tempelherrn sagt: Nathan soll es empfinden, daß er ein Kind ohne Schweinefleisch erziehen dürfe; — so sagt nicht Saladin im Ernst, und noch weit weniger Leking den elenden Gedanken, daß Schweinefleisch-Essen ein wesentlicher Vorzug des Christen sey. Endlich findet Herr T. gar im Eifer die Sünde gegen den heiligen Geist, von der er doch wahrhaftig nicht weiß, was sie sey, — im Nathan! Heißt das nicht Blößen geben? Das müßte Saladin nicht hören. Er duldet es an seinem Neffen nicht. — Was soll denn der Freund der Religion bey Herr Tralles dazu sagen? Zuletzt verfällt er auf eine sonderbare Ausschweifung über jetzige Moden, große und kleine Haarbeutel, Neuerung in der Medicin u. d. gl.

Der zweyte Theil hängt gar nicht mit dem ersten zusammen; sondern enthält eine Apologie und einen Entwurf der Religion im Allgemeinen. Ihn hat zu einem solchen Entwurf das Beyspiel des Herrn geheimen Justizraths Pütter in Göttingen, wie Herr Tralles in der Vorrede anführt, aufgemuntert. Zuerst kommt etwas von der natürlichen, drauf der Nothwendigkeit der geoffenbarten Religion. Eine Vergleichung mit andern bekannten angeblichen Offenbarungen; die gewöhnlichen Beweise für die christliche, hierauf besonders historische Gewißheit des N. u. N. T. Drauf noch etwas über Wunder. Hierauf zieht er sieben Sätze, als das Wesentlichste des Christenthums, so wie er sie faßt, aus; widerlegt in der Folge noch einige Entwürfe, und schließt mit einer Übersicht der merkwürdigsten Freigeister.

Im Ganzen zeigt sich eine starke Belesenheit in Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion, und über ihre Behrsätze, die bey einem so geschäftigen Arzte und Schriftsteller, wie Herr Tralles ist, Achtung verdient.

1780.

Die Erziehung des Menschengeschlechts. — Herausgegeben von Gotth. Ephr. Lessing. Berl. kl. 8. 1780. 6 Bog. Kost. 6 gr.

Wenn die Zunge der Theil des Körpers ist, wodurch die Ärzte die Krankheiten des Körpers, und die Philosophen die Krankheiten des Geistes erkennen, was wird dann die Feder eines schönen Geistes seyn? Die Leser mögen sich diese Frage bei dieser Schrift selbst beantworten; Recens. will bloß einen getreuen Auszug derselben machen, und mit seinem Urtheile nicht vorgreifen, da doch schwerlich alle übrige Leser mit ihm einstimmig seyn würden. Der Verf. hat sich auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt. Aber er ruft keinen eifertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade; er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse; und so könnte man ihn ja wohl stehn und staunen lassen, wo er steht und staunt. —

(Folgt Auszug.)

Daß diese Schrift mit einer hinreißenden Beredtsamkeit, mit dem Geiste eines Lessings geschrieben sey, braucht kaum erwähnt zu werden, und wie viel gehört auch nicht dazu, so zu schreiben, daß noch viele Knospen dem Leser zu entwickeln übrig bleiben, wenns auch nicht immer Rosenknospen sind? Ist doch auch nicht immer Frühling! Freude war dem Recens. der Gedanke, daß Offenbarung Erziehung sey, um so viel mehr, da er schon lange damit umgegangen ist, alle Pflichten der Religionslehrer, besonders bei dem Vortrage, mit den Pflichten des Pädagogen in das genaueste Verhältniß zu setzen. Sonst wünscht Recens. daß niemand aus dieser Schrift mehr Gift sauge, als der Verf. recht eigentlich darin hat legen wollen. Und wie viele Arten Gifte giebt's nicht? Q.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1780, 10. Junius.

Berlin.

1780.

Seit Jahrhunderten ist vielleicht auf so wenig Bogen nicht so viel Gutes und Wichtiges gesagt worden, als in der **Erziehung des Menschengeschlechts**, herausgegeben von **Gotth. Ephraim Lessing**, 1780. 90 S. in 8. bey Bof. (6 gl.) Schon seit einigen Jahren hatte Recensent den Vorsatz, eine ähnliche Idee, nur von etwas weiterm Umfange, in einer Schrift, die gerade den hier genannten Titel haben sollte, auszuführen. Allein nicht bloß dieses Zusammentreffen entlockt ihm den Beyfall den er gegenwärtiger Schrift gibt, worin doch manches ist, was er nicht behaupten, manches, was er für Schwärmerey halten möchte: sondern der im Ganzen gute Inhalt selbst.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Ob in dem, was über eine Mehrheit in der Gottheit, und über die Genugthuung gesagt wird, Schwärmerey oder Sophisterey stecke, wollen wir andern zu untersuchen überlassen. Wir wollen auf keine Art verfezern, mithin auch nichts über die Absicht des Verfassers muthmassen: vielmehr gestehn wir, daß nie, weder von Christen noch Deisten, unpartheyischer über die Religion geschrieben zu sehn **scheint**, (um uns dieses brauchbaren Wörtleins auch zu bedienen) als diese kleine Schrift. Der Schluß ist merkwürdig: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen **Evangeliums**, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird.“ Gleichwohl hatte der Verfas. vorher gesagt: „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampest und glühst, hüte dich, es deine schwächern Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehn beginnst.“ Gelegentlich wird auch die Seelenwanderung für nicht unwahrscheinlich erklärt. — Da sich Hr. Lessing selbst nur als Herausgeber genannt hat, so

1780. würde es Unverschämtheit oder Vorwitz seyn, ihn als den muthmaßlichen Verfasser anzugeben.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1780, 10. Junius.

Fortsetzung

der Bilanz der schönen Literatur

im Jahre 1779.

— Nächst den Romanen, hat das dramatische Fach den geseegnetsten, oft überschwenglichen Ueberfluß, und doch verdienen diesmal unter hundert Stücken und Sammlungen etwa nur eilf ein besonders Lob. Die übrigen dramatischen Scribenten können stolz seyn, diesmal einen Leßing an ihrer Spitze zu sehen; und wer wird sich nicht freuen, den Meister wieder auf einer Bahn zu finden, auf die sich so viele Stümper drängen? Unstreitig würde das Frohlocken darüber noch lauter und allgemeiner gewesen seyn, wenn's möglich gewesen wäre, Nathan den Weisen wirklich auf die Bühne zu stellen. Wenn man indessen bedenkt, wie selten die Schauspieler sind, die ihm ein Gnüge hätten leisten können; wie selten die Parterres sind, die die Kunst und Absicht des Verfassers ganz hätten fassen können: so ist es weniger zu bedauern, daß das Stück nicht auf unser Theater paßt. Aber weder dadurch, noch durch die theologischen Consequenzen, die sich aus demselben etwa ziehen lassen, hätten unsre Kunsttrichter, die doch sonst viel unwichtigere Dramen zergliedern, abgehalten werden sollen, die Schönheiten dieses Schauspiels zu detailliren. Über die dichterischen Verdienste desselben kenne ich kaum eine Beurtheilung; ausserdem freylich Declamation und Achselzucken genug über die Religionsmeinungen, die es lehren soll; ja ein ganzes dickes Buch von dem Arzte Tralles, der die Wahrheit der christlichen Religion dagegen zu vertheidigen gesucht hat. Alle theologische Rücksicht hier bey Seite gesetzt, so sind gewiß wenig Schauspiele von so

dogmatischem Endzweck zugleich so dramatisch gewesen. Die künstliche Verflechtung der Begebenheiten, die lebhafteste Darstellung der Charactere, die Größe der Gefinnungen, das Sinureiche und Neue des Dialogs hat dies Stück mit andern Lessingischen Schauspielen gemein. Ob Lessing die Jamben habe wählen sollen; welche Stelle zu dichterisch oder zu prosaisch, zu fein oder zu gemein sey, darüber mag sich das Recensentenvolk abzanken. S.

Der Teutsche Merkur, Weimar, 1780, Junius, pag. 242—243.

Berlin. Die Erziehung des Menschengeschlechts, herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing, bey Voss. 1780. S. 90, 8vo. Ohne irgend einen von denen hier behaupteten Sätzen zu unterschreiben, kan man behaupten, daß auf wenig Blättern viel gesagt ist, und daß es der Mühe werth ist, es zu prüfen und zu widerlegen. Schädlich kan die Schrift nicht seyn, weil sie Denker erfordert. Der Verfasser selbst war Indifferendist; aber er wird wenig Indifferendisten machen, weil Wenige ihm zu folgen im Stande sind. Wer ihn sakt, ist gewiß auch im Stande, ihn zu prüfen, und wer ihn prüft, der kennt auch die Gründe in aller ihrer Stärke, die sich ihm entgegensetzen lassen. Es ist ein altes Gesage der Naturalisten, daß die natürliche Religion die allein sey, an die sich der Weise halten, und bey der er gegen alle positiven Religionen gleichgültig seyn müsse. Diejenigen, die ihren Naturalismus nicht bloß mit Bonmots beweisen, wie Voltaire: sondern die wirklich philosophiren, müssen doch über den Endzweck der göttlichen Zulassung so mannigfaltiger positiven Religionen nachdenken, und dieser hat hier gezeigt werden sollen.

Altonaischer gelehrter Mercurius, Altona, 1780, 13. Julii.

1780.

Die Erziehung des Menschengeschlechts. Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Berlin. 1780. Bei Christian Friederich Voss und Sohn. 6 Bogen in 8.

Unmittelbar nach Jerusalem's Betrachtungen muß man dieß Schriftchen lesen, wenn einem um lichte Sachen zu thun ist. Es ist klein, aber ein Pfefferkorn Alexanders mitten unter den vielen Mohnsamen der leipziger Messen. Zum Theil greift es bei allem dem B. Eigenthümlichen, und gewiß von jedem Andern Verschiednem, sehr genau in jenes Ideen ein, enthält Epitome dessen was er gesagt hat, und noch hätte sagen können, wofern er nicht vom Schauplätze abgetreten wäre; giebt helle Winke zu weiteren Forschungen, hat aber nicht Jerusalem, sondern Lessing zum Verfasser, ob er sich gleich unter dem Herausgegeben und hinter Paragraphen fern versteckt. Den Mann von Stande unterscheidet man in jeder, auch der Cathedraluniform. Und der Originelle unterscheidet sich auch von seines Gleichen. — Wer hier Lessing mit Jerusalem zu verwechseln im Stande ist, der würde in seiner Blindheit eben sowohl eine Eeder für eine Eiche halten. Gleichwohl gehört jene unter die Nadelhölzer, diese hatte breitblättriges majestätisches Laubwerk.

(Folgt Inhaltsangabe.)

O wie gern man sich mit in solche Grübeleien versenkt! Wie gern man einen Tag mit diesem Weisen in seiner Stoa wandelte, an seiner Seite zu philosophiren über die Möglichkeit des Wie, dessen, was man mit so vieler Innbrunst wünscht, und mit so vieler Zuversicht glaubt!

G. F. C.

Kielisches Litteratur-Journal, Altona, 1780, Julius,
pag. 591 ff.

Berlin.

1780.

Bey Christian Friedr. Voß und Sohn: **Die Erziehung des Menschengeschlechts.** Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Augustinus. Herausgegeben von **Gotthold Ephraim Lessing.** 1780. 8. 90 Seiten. — Als wir den eben angeführten Titel im Meßkatalog erblickten, wußten wir gleich, was wir zu erwarten hatten. Aber unsre Erwartung ist nicht erfüllt worden. Herr Lessing hatte an einem gewissen Ort, den wir bald genauer angeben wollen, gesagt: auch giebt man einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schlüssel; und wir möchten nunmehr fast fragen: ob etwan mit der halben? Denn die Hälfte dieser Erziehung des Menschengeschlechts und darüber ist schon in dem vierten Beytrag zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel (p. 522 u. f.) abgedruckt; und was hier als die zweyte Hälfte mitgetheilet wird, beträgt nicht mehr, als 37 Seiten. Sey nun Herr Hofrath Lessing der Verfasser des gegenwärtigen Büchleins, oder nicht, so müssen wir zwar gestehen, daß es viele schöne Stellen enthalte und einem nachdenkenden Leser manches Vergnügen verschaffe, aber wir müssen auch erinnern, daß an einigen Orten ein falscher Witz herrsche, und wiederum an andern solche Sätze vorkommen, die dem Ansehen der geoffenbarten Religion äußerst nachtheilig sind. Da die erste Hälfte schon seit drey Jahren gelesen wird, so setzen wir den Inhalt als bekannt voraus. Sie schloß sich (§. 53.) mit den merkwürdigen Worten: „Ein beßrer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.“ In der zweyten Hälfte wird nun von diesem bessern Pädagogen geredet; doch nicht von ihm allein; sondern auch (§. 86.) von der Zeit eines neuen ewigen Evangeliums. Der Verfasser giebt nämlich dem Menschengeschlecht ein dreyfaches Alter: das Alter des Kindes, des Knabens und des Mannes. In dem ersten ward die Lehre von der Einheit Gottes geoffenbaret, in dem zweyten die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und in dem dritten wird man das Gute thun, weil es das Gute ist, wird man die

1780. Tugend um ihrer selbst willen lieben, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind. In der Kindheit des Menschengeschlechts, oder in dem alten Testament fanden nur zeitliche Strafen und Belohnungen Statt. Es war Zeit, (p. 56.) daß ein andres wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne. Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Zuverlässig durch die in ihm erfüllten Weisagungen, durch die von ihm verrichteten Wunder, durch seine eigene Wiederbelebung nach dem Tode. [Wie ist es Schade, daß der Verfasser dieses schöne Zeugniß durch folgenden Zusatz schwächt: „Ob wir noch jetzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können, das lasse ich dahin gestellt seyn; so wie ich es dahin gestellt seyn lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen seyn, jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.“ Wer entdeckt hier nicht die Sprache des Herausgebers der Wolfenbüttelschen Fragmente?] Von den neutestamentlichen Schriften heißt es §. 65. „Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andre Bücher beschäftigt; mehr als andere Bücher erleuchtet: sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.“ Wenn hier nicht mit der andern Hand genommen worden, was mit der einen gegeben war, so wissen wir nicht, wo es sonst geschehen soll. Aber an dergleichen paradoxen Sätzen, oder, wenn man lieber will, Widersprüchen und Sophistereyen hat unsere Schrift, so klein sie ist, dennoch einen ziemlichen Vorrath. Wir können nicht alles anführen. Inzwischen, wenn der Verfasser §. 72. sagt: So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des alten Testaments entbehren können, so wie wir allmählig, zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, auch des neuen Testaments entbehren zu können anfangen, u. s. w. wenn er in den drey folgenden Paragraphen über die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von der Genugthuung des Sohnes vernünftelt, so wird es uns in der That etwas warm, und wir besorgen sehr, daß bey einer solchen Behandlungs-

art des alten und des neuen Testaments, wenn sie sich weiter ausbreitete, eine Epoche zum Vorschein kommen dürfte, gegen welche die finstersten scholastischen Jahrhunderte wie gülden seyn möchten. Und nun noch ein Wort über die Idee des Ganzen! Sie ist an sich nicht völlig neu, ob wir gleich gestehen, daß in der Ausführung derselben viel unerwartete Gedanken erscheinen. Aber wenn man nur billig denkt, und zwischen erleuchteten und unvernünftigen Theologen eben den Unterschied macht, der zwischen groben und feinen Skeptikern, oder Schwärmern Statt findet, so muß man einräumen, daß nachdenkende Gottesgelehrte immer von Stufenweisen Offenbarungen des Höchsten geredet, daß sie immer behauptet haben: die Religionserkenntnis der Gläubigen des neuen Bundes sey weit vollkommener, als die bey den Vätern des alten Testaments, und was unsre Erkenntnis in jenem Leben anbetreffe, so werde sie alles andere übersteigen.

Erfurtische gelehrte Zeitung, Erfurt, 1780, 6. August.

Nachrichten aus Paris.

— Mercier ist im Begriff, eine von einem seiner Freunde gefertigte Übersetzung von Lessings Dramaturgie mit seinen Anmerkungen herauszugeben, wird aber damit in ein gewaltiges Wespennest stören, weil er behauptet, daß die Franzosen, zumal in dem gegenwärtigen Zeitalter, gar kein Theater hätten, und weil er unter andern den hier so vergötterten Racine bis zum Dichterling herabgesetzt. Von der Emilia Galotti ist hier eine Übersetzung veranstaltet — Mercier ist von den hiureissenden Schönheiten dieses Stückes fast, wie es scheint, wider seinen Willen entzückt, und sucht sich für diesen ihm beinahe abgedrungenen Beifall durch verschiedene zum Theil so ziemlich scheinbare, zum Theil aber höchst schaaale Kritiken schadlos zu halten. Mit der Emilia Galotti soll zugleich erscheinen unter dem Titel: Theatre allemand, der Graf von Olsbach und der Edelknabe. Auch der Julius

1780. von Larent ist für den zweiten Theil dieses Theaters beinah fertig. Berquin, durch seine Idyllen bekannt, will die Emilia fürz Französische Theater umarbeiten, und hat schon einen Akt in Versen fertig. Daß sie dabey verhunzt werden wird, ist vorauszusehen.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1780, 14. Oktober.

Nachricht.

Herr Lessing, der sich kürzlich einige Wochen in Hamburg aufgehalten, hat der dasigen Theater-Entreprise um Weihnachten die Fortsetzung der Emilie Galotti versprochen.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1780, 25. November.

Berlin.

Über die Erziehung des Menschengeschlechts, herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing, 1780. in Octav S. 90. Ein Theil dieser Gedanken ist dem Publika schon aus den Beiträgen des Herausgebers bekandt; und das Ganze so scheinbahr und scharfsinnig, als man es von Geistesproducten erwarten kan, die Hr. L. hervorbringt, oder als die seinigen aufnimt. Sehr wahr und vortreflich wird hier gesagt, daß man die göttliche Offenbahrung am bequemsten mit der Erziehung vergleichen könne; und daß A. L. nur ein Elementarbuch der Religion sey; § 1—3. 9. 16. 18. 19. 44—50. Eben dasselbe ist indessen schon lange auch von andern gesagt worden. Der Verf. aber bleibt hiebei nicht stehen; sondern schliesst daraus und verbindet damit eine Menge von gewagten Behauptungen, unerweislichen, auch erwiesen unrichtigen, Meinungen. Und dies Gewebe von Wahrheiten, Irrthümern, Vermuthungen und Hypothesen füret dahin, daß selbst das Neue Testament nichts anderes sey, als ein Wecker der Vernunft, und nunmehr schon anfangs, unbrauchbahr zu werden. Gleich

anfangs, (und dies ist eine Hauptquelle jener irrigen Meinung,) vergisst der V., daß Erziehung des Menschengeschlechts nur ein bequemes Gleichniß, nicht aber ein Beweisgrund sey. Denn er schließt so: „Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlecht geschehen ist und noch geschieht. §. 2. In der Theologie kan es gewiß sehr grossen Nutzen haben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellt. §. 3. Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht aus sich selbst haben könnte: also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde.“ §. 4. u. s. w. Der Verf. hat, wie es scheint, sein System noch nicht in allen Punkten genau überdacht. Und überhaupt sind alle seine Sätze keine Sprüche, die Beweisen entgegen gestellet werden. So haben §. 35—43. die Israeliten reinere Begriffe über die Einheit Gottes und Seelenunsterblichkeit von den alten Persern bekommen: da doch schon aus Xenophons Cyropaedie klar ist, daß sie, wie die andern Völker, Gözendiener waren. Das N. T. sey das zweite, bessere, aber auch nur Elementarbuch der Religion, sollte die Vernunft aufwecken, enthalte nichts, als was auch sie erfinden kan, und werde, wenn diese hinlänglich geübt worden, ebenfalls antiquirt werden. § 63—72. Gleichwohl erkennt der Verf. die Lehren von der Dreieinigkeit, Erbsünde und verdienstlichen Genugthuung für wirklich biblische Dogmen; aber auch diese werde einmahl die Vernunft aus ihren andern bekandten Wahrheiten beweisen können. Geheimnisse seyn diese Lehren nur so lange, bis die Vernunft die Beweise dazu aus sich selbst gefunden habe. §. 72—76. Wie, wenn, sagt der Verf. § 73., die Lehre von der Dreieinigkeit den menschlichen Verstand nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge Eins sind, ohnmöglich Eins seyn könne, daß auch seine Einheit eine transcendente seyn müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Durch alle diese Übungen müsse das Menschengeschlecht so lange gehen, bis auch jeder einzelne

1780. Mensch die Tugend, bloß um ihrer selbst willen, lieben werde: und zu dem Ende trete vielleicht jeder Mensch mehr als einmahl auf dieser Welt auf, §. 85 f.: ist, fragt der Verf. §. 95., diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? (Aber weder die Seelenwanderung der Alten, noch ihre Meinung von Präexistenz der menschlichen Seele, ist mit dieser Hypothese des Verf. einerlei.) So dieser Verfasser. Das Neue Testament dagegen behauptet, wie jeder aufmerksame Leser desselben weiß, daß Jesus der höchste und letzte Gesandte Gottes an die Menschheit sey; sein Religionsunterricht sie für die Ewigkeit völlig vorbereiten, gleich nach dem Tode der Stand der Vergeltung in andern Weltgegenden angehen und ewig fortwären solle. Es kommt also darauf an, in welchem Sinne unser Verf. das N. T. eine göttliche Offenbarung nennt. Verstehet er darunter eine mittelbahre, dergleichen bei allen Wahrheiten der Vernunft Statt findet: so muß er die Beweise für eine unmittelbahre Eingebung erst widerlegen. Nimt er aber diese an, so wird es ihm Mühe machen, seine Aussprüche mit dem Inhalt des N. T. zu reimen. Auch sind noch manche Begriffe näher zu bestimmen, ehe man dieses neue System annehmen kan, z. B. die höchste Vollkommenheit, wohin die ganze Erziehung des Menschengeschlechts abzweckt, besteht nach §. 85 darin, daß der Mensch das Gute darum thue, weil es das Gute ist. Also auch ohne alle Hinsicht auf die Freuden, die das Gutthun und der Beifall Gottes gewäret? Eine solche Uneigennützigkeit ist dem Wesen menschlicher Seelen entgegen. Oder, nur ohne Hinsicht auf sinnliche Belohnungen? Alsdenn ist ein neues Religionsbuch unnötig; denn das N. T. verspricht einen Himmel, der in lauter geistigen Freuden besteht. Endlich wird man jene öftere Wiederkehr des Menschen auf diese Welt, mit den Gesezen der Mannigfaltigkeit und Progression schwerlich vereinigen können.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen,

1780, 30. November.

Paris, den 12ten Aug. 1780.

1780.

— In Paris fährt man fort, des Rochon des Chabaumes, unter dem Titel: les amans genereux, nachgeahmte Minna von Barnhelm sehr gerne zu sehen. Das Parterre sagt, nachdem es geklatscht hat: et cependant cela est imité de l'allemand. Der französische Verfasser hat fast nur weggelassen. Just und der Wirth haben nur ein paar Worte zu sagen, die Dame in Trauer erscheint gar nicht, und die Rollen von Telheim und Minna sind bis auf die Hälfte verkürzt; auch ist der ganze Handel mit dem Ringe weggeblieben. Die größte Veränderung ist mit dem Grafen v. Bruchsal vorgegangen, aus dem ein Edelmann, der beständig von seinen 16 Ahnen und den deutschen Stiftern spricht, und fast die Hauptperson geworden ist. Der beste und beliebteste Schauspieler in niedrigkomischen Rollen, Breville, trägt, durch sein Spiel als Werner, viel dazu bei, den Franzosen dies Schauspiel angenehm zu machen, und in der That glaube ich kaum, daß ein auswärtiger Schauspieler den Wachtmeister besser fassen wird. Mlle Doligny spielt die zärtlichen Stellen der Minna mit der ihr eigenthümlichen Empfindung; aber sonst geht's ihr, wie den meisten deutschen Schauspielerinnen: das muntere, schalkhafte Mädchen, das Lessing haben wolte, spielt sie nicht. Auch Mlle Jamier legt, als Franziska, Ehre ein, nur daß die Subrette öfter durchguckt, als sie solte. Weil viel in dem Stücke vom Könige von Preussen geschwazt wird, so mußte der preussische Minister erst um Erlaubniß gefragt werden, ehe man es aufführen durfte, der sie aber ohne Bedenken erteilte. —

Deutsches Museum, Leipzig, 1780, November, pag. 476—477.

Brüderliches Sendschreiben, an den wider die Religion Jesu und seiner Jünger Gift sammelnden und wieder austreuenden verkehrten gelehrten Hrn. Hofrath Lessing. Von einem zwar ungelehrten Mann, doch Gottes in Jesu Ehre und Lehre vertheu digenden Christen. Hamburg 1780,

1780. und brüderliches Sendschreiben an Freymäurer, die Weisheit kaufen und verkaufen, eben daselbst 1780.

Wir verbinden die Anzeige zwener Aufsätze, die, ob sie gleich in verschiedener Absicht geschrieben sind, doch in Ansehung ihres Inhalts in vielem Betrachte mit einander übereinkommen. Der Verfasser unterschreibt sich Johann Gertinger aus Epperies in Ungarn, und verräth durchgehends vielen enthusiastischen Eifer für Religion und Orthodogie.

Das erste dieser Stücke worinn erstlich ein Schreiben an Hrn. Hofrath Leking, eins an einen Freund, an die Obern der Freymäurer Ordens, und sodann noch ein zweites Schreiben an Hrn. Hofrath Leking enthalten sind; im ersten ermahnt der Verf. Hrn. Leking seinen Irrthum zu erkennen, zu bekennen, und von seinen bisher geäußerten Grundsätzen abzugehen; und sagt ihm ganz nachdrücklich die alte Wahrheit, daß er, nur als Christ, und als ein rechtschaffener Diener Gottes und seiner Obrigkeit Freymäurer seyn könne. Im gedachten zweiten Schreiben verweist der Hr. Verf. den Hrn. Hofrath Leking auf die zwischen ihm und dem Hrn. Pastor Göke gewechselten Schriften ziemlich im gökischen Tone. Allein wer weiß nicht, daß durch solche Vertheidigungen, so wenig die christliche Religion, als der Orden der Freymäurer etwas gewinnen könne? Der zweite Aufsatz ist eine Beschwerde über die sogenannte berliner grosse Loge, von der oder deren Stifter, Hrn. von Zimendorf, er, seiner Aeußerung nach, um der Wahrheit willen verachtet und verworfen worden. Vieles gegen Schwärmerei in einem Tone, der sich von Schwärmerei nicht weit entfernt. Der Hr. Verf. erlaubt sich hier manchen unschicklichen und heftigen übel angebrachten Ausdruck, und zeigt, bei aller von sich selbst gerühmten Kenntniß, wie wahr es sey, daß unser Wissen nur Stückwerk, und, daß diese Wahrheit auch in Ansehung seiner, ihre vielfältige Anwendung finde.

Kielisches Litteratur-Journal, Altona, 1780, November,

pag. 972—973.

Tagebuch der Schaubühne.

1780

Emilia Galotti.

Der Werth unserer besten Originalstücke bestimmt nicht ganz den Werth der deutschen Schaubühne. Wir haben uns mit den Schätzen der Ausländer bereichert. Auch die deutschen Schauspieler haben in kurzer Zeit merkwürdige Schritte gemacht, und wenn schon unsere Schauspielkunst noch lange nicht das ist, was sie sein könnte; so ist es doch die Schauspieldichtkunst weit weniger. Wir haben einige große Schauspieler: haben wir einen einzigen großen Schauspieldichter? Jüngling laß dich nicht vom Namen blenden. Die Blendung kann auf dem Auge einer ganzen Nation liegen. Die Posaune der Cabale hat Macht über Wahrheit. Trugschlüsse fesseln Blödsinn und Unwissenheit. Neuheit überrascht die Unerfahrenheit. Die Mode hat ihre Meisterstücke. Unzählige schlechtere geben ihnen Ansehen. Das Vorurtheil nimmt Ansehen für Werth. Nachahmungen sind die Folgen, und das Verderben wird ohne Rettung. Laß uns das Lieblingsstück der deutschen Schaubühne zergliedern. -- Ich kenne die Verdienste des Verfassers. Ich werde nichts vergessen, was zu seinem Ruhme kann gesagt werden. Schönheiten fühl ich mit Entzückung. Fehlen ist das Loß der Menschheit. Aber Fehler geschätzter Männer sind die gefährlichsten. Oft dünkt man sich groß, wenn man mit ihnen gefehlet hat. Alles ist Nachahmer, nur die nicht, welche größer sind, als sie, und die ihres Gleichen sind, nicht allezeit. Nur die Größern meiden ihre Fehler, wenn sie ihre Vollkommenheiten zum Muster nehmen. Alle Kleinern gehen auf ihrem Pfade dem Verderben zu -- (Folgt Abhandlung über die deutsche Schauspielkunst, Geschichte der Virginia u.)

Laß uns Emilia Galotti als bürgerliches Trauerspiel betrachten, und aus diesem Gesichtspunkte sein Verdienst bestimmen. Aber einen Augenblick alle Vorurtheile auf die Seite. Es liegt wenig daran, wer der Mann sei, der beurtheilt wird, und wer der sei, der urtheilt. Aber es liegt der ganzen deutschen Nation daran, daß Unwissenheit, Irthümer und falscher Geschmack verbant, und die Stimme der Marktschreierei und des Nachbetungsgeistes erstickt werde.

1780. Ob es in der Natur sei, daß ein Vater, der nicht wahnwitzig ist, seine einzige geliebte Tochter ohne Ursache umbringe (denn eine nicht hinreichende Ursache ist in diesem Falle keine), ist wohl kein Gegenstand des Streitens. Auch sind die Meinungen über Emilia Galotti bald nicht mehr getheilt. Es ist fast allgemeine Stimme geworden; wider Odoardo's Handlung empört sich die Natur. Und fürwahr, wie sollen wir die That des Vatters ansehen? als eine große Handlung? Eine große Handlung setzt Vernunft zum voraus. Laßt uns sehen, ob wir Menschenverstand darin finden. Der Prinz sucht auf eine feine Art die Tochter vom Vater zu trennen, damit er Gelegenheit habe, ihre Gunst zu gewinnen. Der Vater versucht nun nicht das geringste, dieses zu hintertreiben. Odoardo, der mit so vieler Freiheit mit dieser Puppe von Prinzen spricht, der den elenden Plan des Marinelli so leicht zernichten, sich so gar an beiden wegen Ermordung des Grafen Appiani rächen könnte; dem noch eben so viele Wege, seine Tochter zu retten, übrig waren, als Klugheit, Entschlossenheit und Standhaftigkeit wider Dummheit, Schwachheit und Feigherzigkeit ausfindig machen können; dieser Odoardo weiß nichts bessers zu thun, die Verführung seiner Tochter, die mit dem Geiste der alten Heldinnen erscheint, zu verhüten, als ihr das Herz zu durchbohren. Die That ist kaum geschehen, so sieht auch Odoardo seine Thorheit ein. Gott! was habe ich gethan, ruft er aus; und dieses zeigt, daß wir die That nicht einem großen Gedanken eines großen Mannes zuschreiben sollen. Ich will hier die Sittlichkeit der Sache selbst nicht untersuchen: ich gieng so nicht unmittelbar auf meinen Zweck zu. Wäre die That nur theatralisch sittlich oder wahr. Aber darin sticht das Unheil. Ich mag das menschliche Herz erforschen, wie ich will, tausendmal alle tragischen Scenen aller Zeiten vor mein Aug hinstellen; ich finde den Grund dieser Handlung nicht in dem menschlichen Herzen. Gattinnen fielen durch ihre Gatten, Brüder durch Brüder; Kinder farbten ihr Schwert mit dem Blute ihre Väter; Väter tödteten ihre Töchter, Mütter ihre Säuglinge. Es geschah aus Leidenschaft, Wahnsinn, oder Irrthum, oder auch nach Grundsätzen. Wahnsinn, Irrthum und Grundsätze haben aber hier nicht statt. Leidenschaft? Welche? Zorn,

Rache, Wuth? Diese müßten sich wider den Prinzen und Marinelli ergießen. — Furcht oder Verzweiflung wegen unvermeidlicher Schande seiner Tochter? Da müßte er in dem Falle des Virginius sein. Aber in diesem ist er nicht, bei weitem nicht. Die Haupthandlung dieses Trauerspieles ist also vollkommen Ungereintheit. Man sage mir nicht, daß die That Odoardo's oft Wirkung gemacht habe. Warum nicht? — Wenn ein Narr aufträte, der alles ohne Ursache rechts und links tödtete, und die Schaubühne mit Leichen füllte, das müßte auch wirken; aber es wäre die Wirkung nicht, die die Schaubühne bezieht; es wäre Empörung der Natur, nicht Erregung starker Leidenschaften. — Das Trauerspiel Emilia Galotti hat einige ganz-vortreffliche Scenen, zu Zeiten unverbesserlichen Dialog, nicht selten Witz, auch gute Sittensprüche und manchemal wahre Darstellung der Natur. Unsere Neugierde wird erregt, die Handlung geht ungehemt fort, die Episoden stimmen zum Ganzen, die Verwicklung wird immer enger; aber das alles macht noch lange kein Trauerspiel aus. Denn außer dem, daß die Auflösung des Knotens jener in dem Tempel des hammonischen Jupiters ähnlich ist, außer dem, daß dasjenige, was das Vorzüglichste sein soll, Vernunft und Natur beleidigt: so fehlt dem Stücke durchaus noch jenes mächtige Interesse, das unser ganzes Herz beschäftigen, unsere Sinne fesseln, und unsere Leidenschaften dahin reifen muß.

Die erste Bestrebung des Dichters muß sein, daß er uns die Handlung gleich Anfangs wichtig mache. Das ist hier ganz verfehlt. Ein Prinz wünscht in den Besitz eines Mädchens zu kommen; das Mädchen ist verlobt: also kann er seinen Zweck ohne Verbrechen nicht erreichen. Was ist nun natürlicher, als daß wir gleich für dieses Mädchen eingenommen werden müssen; daß ihr Charakter und ihr Schicksal unser ganzes Herz beschäftigen, damit jeder Vorfall, jede Scene, jedes Wort uns interessant werde? Aber von diesem Mädchen, von Emilia Galotti, erblicken wir in dem ganzen ersten Aufzuge nichts; nichts von ihrem Vater, nichts von ihrem Bräutigam und ihrer Familie; nichts von allem, was uns das wichtigste gewesen wäre. Sie wird oft genent, aber wir kennen sie nicht.

1780. Man zeigt ihr Bildnis, aber mehr um dem Prinzen Gelegenheit zu geben, seine Liebe auszukramen, als uns für sie selbst einzunehmen. Und warum zeigt man uns einen Schatten, da wir sie selbst sehen, und ihren Charakter kennen sollen? Warum hören wir erst gegen Ende des ersten Aufzugs — flüchtig — aus dem spöttischen Munde des Marinelli — etwas von ihrer Empfindsamkeit, und vom Brunke ihrer Tugend: da nichts mehr, als diese Tugend, diese Unschuld, diese edle Emilia vor unsere Augen sollte gestellet werden. Livius ist nur Geschichtschreiber: aber seine erste Sorge ist, daß er Virginien und ihre Familie mit Zügen schildert, die allen Bezug auf unser Herz haben. Dann ist's nicht mehr bloßer Vorwitz, der uns auf die Geschichte aufmerksam macht; unser Herz hat seinen großen Antheil: es ist mit hinein in das Schicksal der Virginie verwickelt, wir vergessen alles übrige, ja uns selbst, und nichts in der Welt ist uns wichtiger, als sie. Dies ist der Gang der Natur; dies sind die feinen glücklichen Griffe der Kunst; dies ihre großen unfehlbaren Zweckmittel, und dies die erste Regel, die dem Schüler gegeben wird.

In dem ganzen ersten Aufzuge der Emilia Galotti erscheint keine einzige Person, die auf unsere Theilnehmung Anspruch machen könnte. Der erste ist ein Prinz, der verliebt ist, dessen Charakter wir übrigens nicht kennen, der, um das wenigste zu sagen, uns ganz gleichgiltig ist. Unser Herz hat also nichts mit seiner Leidenschaft zu schaffen. Im Gegentheil ist nichts gewisser, als daß Menschen, die uns gleichgiltig sind, und uns viel von ihrer Liebe schwazen, uns oft gar noch zur Ueberlast werden.

Die zweite Person, die auftritt, ist ein Maler, dessen Unterhaltung mit dem Prinzen langweilig ist, und zum Theil mehr in eine Abhandlung über die Malerei, als auf die Schaubühne gehört.

Die Rolle des Marinelli ist am besten angelegt: aber aufs Höchste macht er uns neugierig auf den Ausgang der Sache.

Die unbedeutendste Rolle des Stückes, der Rath des Prinzen, der kömt, und auf immer verschwindet, giebt noch den rührendsten Zug in dem ersten Akte, indem er den

Kopf schüttelt, da der Prinz ein Todesurtheil so sehr gerne unterschreiben will. 1780.

Zu Anfange des zweiten Actes sehen wir auf einen Augenblick die Eltern der Emilia. Dann kömmt eine lange Scene zwischen dem Bedienten und einem Strafenräuber; und nun endlich erst erblicken wir Emilien.

Die Scene ist schön, und läßt uns hoffen, daß wir von nun an nichts mehr als Höchstwichtiges zu erwarten haben. Emilia ist ein wohlerzogenes, unschuldig und frommes Mägdchen. Die Art, wie sie ihrer Mutter den Vorfall mit dem Prinzen erzählt, ist einnehmend. Jetzt scheint die Zeit gekommen zu sein, wo wir Leidenschaften mit Leidenschaften, oder Leidenschaften mit Tugend im Kampfe sehen werden; wo die Größe Emiliens sich stufenweise enthüllen, durch einen rührenden Zug über den andern uns entzücken, und unsern Geist mit Erstaunen und unser Herz mit Empfindungen des Mitleides erfüllen wird — Oder mit Empfindungen des stolzen Vergnügens, eine edle Seele stets im Contraste mit dem verachteten und überwundenen Laster auf dem Throne, in den gefährlichsten und schrecklichsten Situationen sich immer gleich zu sehen — zu sehen, wie sie nach manchem Siege, in mannichfaltigen Gestalten, über alles, was Menschen sonst selten besiegen, endlich selbst über die Gewaltthätigkeit, über die Wuth und Raserei eines verzweifelnden, gekrönten, mächtigen, alles zertrümmernenden Liebhabers mit Erhabenheit triumphiret.

Aber wie sehr ist unsere Erwartung getäuscht. Ungefähr nach der Mitte des zweiten Aufzuges ist Emilia verschwunden. Dann sehen wir sie im dritten Aufzuge noch einmal (mit vieler Unwahrscheinlichkeit, wie sie es so gar selbst anmerkt) im Vorübergehn, von dem Prinzen in sein Zimmer begleitet, und dann nicht mehr; den ganzen vierten Aufzug nicht mehr, und im ganzen fünften erst am Ende, da sie vom Vatter getödtet wird.

Man sollte fast glauben, der Dichter hätte vergessen, daß die Heldin des Stückes auch etwas dabei zu thun haben solle. Wir haben es fast immer mit dem Prinzen und Marinelli, mit Marinelli und dem Prinzen zu thun. Das Unglück überhaupt ist, daß das Gedicht so angelegt, und geführt ist, daß bis über die Hälfte desselben auf einer

1780. Seite alles ruhig sein muß, weil man von allem, was vorgeht, nichts weiß; wodurch dann zu den schönsten Zügen und Situationen, deren der Gegenstand des Gedichtes fähig ist, die Hauptgelegenheiten abgeschnitten sind. Freilich glaubte der Verfasser am Ende alles gut zu machen, da er Emilien mit dem Geiste einer Römerin erscheinen läßt. Aber hierin liegt eben der große Widerspruch in der Rolle der Emilia. Wir haben die Ungereimtheit der That des Vatter's gesehen: aber die Handlung Emilien's ist noch unbegreiflicher. Der Dichter vergißt vollkommen, daß die Italienerin eine ganz andere Erziehung, andere Begriffe, anderes Religionsssystem hat, als die Römerin: er vergißt auf einmal, daß er die Römer zu Italienern umgestimmt hat, und daß Emilia nicht Virginia ist. Sie will sich tödten, und da es der Vatter nicht zuläßt, reizt sie ihn, daß er sie umbringe. Das Mägdchen, das so fromm, so andächtig, so ganz seiner Religion ergeben ist, das nach den Grundsätzen dieser Religion, die es so sehr verehrt, und in der es so sorgfältig ist erzogen worden, den Selbstmord zum wenigsten für ein eben so großes Laster, als den Verlust der Unschuld halten muß, soll sich nun ohne Bedenken umbringen wollen, wegen einer entfernten Gefahr, aus Furcht vor einem Verbrechen, das zu begehen oder nicht zu begehen immer von einem freien Willen abhängen wird; und soll noch Wunders glauben, was für eine schöne große That es begehre! Das Mägdchen, das vor kurzem von nichts, als von der Messe, von Andacht, von Tugend, gewiß nicht nach dem Begriffe der Stoiker, und so gar (etwas kindisch) von Träumen und ihrer Bedeutung sprach, reizt jetzt, gleich einer stoischen Heldin, ihren Vatter zum Morde, beruft sich auf das Beispiel der alten Römer, spricht, als wäre sie mit Cato in der Schule erzogen, und erfüllt buchstäblich das:

Vanae fingentur species: ut nec
pes caput uni reddatur formae.

Lieber Vatter Horaz! Dein goldener Mund hat schon vor tausend und viel hundert Jahren das Ding den Dichtern so sehr eingepägt. Du hast das alles mit so vieler Laune gesagt:

Amphora coepit instituti, cur urceus exit? Wer sollte denken, daß nicht der mittelmäßigste Dichter dies verstünde?

Vom Prinzen sagte ich, daß er ein Einfalt wäre, nicht darum, weil ers nicht ganz natürlich sein könnte; sondern um den Abstand zwischen ihm und dem Marius zu zeigen. Das ist auch nicht das übelste in seiner Rolle; sondern dieses: daß sie ganz uninteressant bleibt. Die Schaubühne fodert Karaktere. Schwachheiten und Leidenschaften werden uns wichtig, je nachdem es Schwachheiten und Leidenschaften einer geliebten, geschätzten oder verabscheuungswürdigen Person sind. Wenn uns Shakespear die Leidenschaften eines Menschen sehen läßt, wie ganz sehen wir den Menschen selbst, wie tief in die letzte Falte seines Herzens! Das ist der Hauptfehler der meisten heutigen Schauspiele, daß uns die Personen, die da vor uns seufzen, ausrufen, weinen und schreien, nicht recht bekant gemacht werden. Man glaubt vielleicht (wenns doch noch giebt, die es aus Gründen thun) auf diese Art gerade zu auf unser Herz loszugehen. Aber wer unser Herz überraschet, und den Verstand nicht zum Bürge des Besizes erhält, dessen Sieg ist nicht dauerhaft. Hierin liegt die Ursache, warum manche Stücke, die übrigens für recht gut gehalten werden, bei der vierten und fünften Vorstellung unausstehlich sind, wenn sie schon bei der ersten von großer Wirkung waren.

Dichter! willst du dich des menschlichen Herzens bemestern, so mache den Verstand dir zum Freunde; der allein übergiebt den Schlüssel zu dieser Festung.

Nührung ohne Überzeugung ist Schwächlichkeit des Herzens, Entnervung, Kränkelei romantischer Selen.

Die Gräfin Orsina ist eine Nebenrolle; aber besser gezeichnet, und bringt mehr Leben und Bewegung in das Stück, als alle übrigen, den Marinelli ausgenommen, dessen Karakter ausgezeichnet ist, und der allein von Anfange bis zu Ende handelt. Die Scene zwischen der Gräfin Orsina und Marinelli ist eine Art Episode, aber vielleicht die schönste Scene des Tragenspiels. Nur ganz am unrechten Orte; denn dort sollten wir keine Episoden sehen, sondern zur großen Haupthandlung vorbereitet und gestimmt werden.

1780. Auch die, zwischen Marinelli und Appiani ist gut: nur ist mir immer Marinelli ein Hofmann, wie sich der Gelehrte in seiner Studierstube einen denken mag. Was er spricht und thut, ist zwar immer Intrigue, immer Nebenweg und schlechter Weg: aber so schief und plump ist alles angegriffen, daß man's kaum aushalten kann. Der Prinz selbst, der kein großer Kopf, und auch kein Kritiker ist, sieht dieses gar oft ein, und zanket sich auch darum fast immer mit seinem Marinelli.

„Ich versprach mir, sagt er ihm einmal, von ihrem Einfalle so viel? Wer weiß, wie albern sie sich dabei genommen? Wenn der Rath eines Thoren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheider Mann ausführen. Das hätte ich bedenken sollen.“

Das Hauptverdienst der Emilia Galotti ist der oft ganz meisterhafte Dialog. Die Theatersprache ist in keinem Stücke dieser Art so vortrefflich. Schade, daß es fast durchaus mehr Sprache des Wizes als der Empfindung ist. Zu Zeiten geht es so gar ins Gezwungene, und riecht gar sehr nach Affectation. Einer Emilia Bruneschi, die viel, sehr viel begehrt, wird alles gewährt, weil sie Emilia heist. Wie klein! wie kahl! Der Prinz springt auf, zankt entsetzlich mit Marinelli, tobt und rast, nennt ihn Verräther, treulos, etc. daß er ihm so hämisch die Gefahr, die seiner Liebe drohte, verheulet hat. Marinelli aber wuste kein Wort von seiner Liebe; der Prinz konnte nicht einmal eine Muthmaßung haben; denn er sagt gleich darauf selbst:

„Ach Marinelli! wie kont ich ihnen vertrauen, was ich mir selbst kaum gestehen wollte.“

Wie unnatürlich!

„Wenn ich ihnen jemals das vergebe — so werde mir meiner Sünden keine vergeben.“

Ein sonderbarer Ausdruck des Prinzen, der im Begriffe ist, eine Schandthat zu begehen. Aber das soll Wink auf Landsitten sein.

„Hier ist die Bittschrift, sagt der Prinz, einer Emilia Galott — Bruneschi, wollt ich sagen.“

Wie affectirt!

Der Ausdruck und Anblick könnte einen wieder ganz kältlich machen, wenn man auch warm geworden wäre.

Als Odoardo Emilien durchsticht und ausruft:

„Gott . . ! was hab ich gethan!“

Antwortet sie sterbend:

„Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“

Kann eine Phrasologie zierlicher sprechen, als dieses sterbende Mägdchen?

„Huh! daß er daselbst kömt! Es ist sein Gang.“

Diese Ausrufung Emiliens ist wol nicht so zierlich.

In unsern Gegenden zum wenigsten ist sie nur bei Menschen gebräuchlich, die mit geringern Geschöpfen, als Menschen sind, Geschäfte haben.

Als Camillo Rota dem Prinzen sagt:

„Es wäre ein Todesurtheil zu unterschreiben.“

Antwortet dieser:

„Sehr gern.“

Warum denn aber sehr gern? Das liegt nicht im Charakter des Prinzen. Aber es soll die Heftigkeit seiner Liebe beweisen. Dergleichen Züge kommen noch viele vor, und lassen uns deutlich sehen, wie wizig der Dichter die Stärke der Leidenschaft, worin er seine Personen gesetzt haben will, zu zeigen sucht.

Einen Hauptfleck im Dialog macht die Lieblingsfigur des Dichters, die Korrektion, weil sie ewig bis zum Ekel vorkömt.

Schlimmer — besser wollt ich sagen. Welch ein Unglück, vielmehr Welch ein Glück; Gut, nicht recht gut; recht gut, nein nicht gut etc. etc. Das ist Manierart, beleidigt Ohr und Verstand.

Das Trauerspiel Emilia Galotti ist beißende Satyre auf die Großen, die sich der Wohlhust ergeben, und sich von böshaftern, niederträchtigen Menschen beherrschen lassen. Satyre hört und sieht das Volk immer gern, besonders wenns Fehler derjenigen betrifft, die höhern Standes sind. Dies und der Name des Dichters, und das Gute das ich schon bemerket, und vorzüglich einige Punkte, von denen ich gleich anfangs gesprochen, mögen die Ursache sein, warum dieses Stück einst so sehr gefallen hat. Ohne Lieblingsvorurtheil hätte der Dichter gewiß bessere Stücke für die Schaubühne liefern können — Doch schwerlich im Tragischen und Heroischen; denn die Blut mächtiger

1780. Empfindungen ist nirgends sichtbar, und die Flamme des Genies würde aus dem Gewölke der Vorurtheile hervorgebrochen sein.

Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit, Mannheim 1780,
1. Christmonat, pag 528—529 und 1781, 1. Hornung,
pag. 168—181.

Briefe an Madame B**
 über
 Lessings Nathan den Weisen.

Erster Brief.

Niemals wünsche ich mir lebhafter die glücklichen Stunden zurück, die ich vor elf Jahren in dem Umgange mit Ihnen und Ihrem vortreflichen Gemahl verlebte, niemals vermisse ich das Vergnügen empfindlicher, das ich aus Ihrer beider so herzlichen und so erleuchteten Theilnehmung an allem, was wahrhaftig schön und gut ist, so oft geschöpft habe, als wenn ein seltenes Produkt des Geistes erscheint, ein Werk, an dem Vernunft und Geschmack, Phantasie und Beredsamkeit gemeinschaftlich zu einem grossen Zwecke gearbeitet haben. Dann wünsch' ich mir, nicht, mit dem verliebten Dichter, die Flügel der Täubchen auf dem Dach; denn damit würd' ich schwerlich ausreichen, um geschwind genug zu Ihnen zu kommen; ich müßte mir lieber die Fittige des Windes wünschen, um über alle die Ströme und Berge, die uns trennen, schnell genug hinüber zu kommen. Mein, vorausgesetzt, daß wir uns nun doch einmal nicht sehn und sprechen können, und in Betracht, daß ich noch an so manchem andern so weit entfernten Orte Freunde habe, deren inneres Gefühl mit dem meinigen sympathisiret, hab' ich mir oft die hundert Hände des Briareus gewünscht, um allen diesen meinen entfernten Freunden meine Empfindungen mittheilen und ihnen die ihrigen abfragen zu können. Meine Geschäfte lassen mir äusserst wenig Zeit zur freundschaftlichen Korrespondenz

übrig; und doch empfindet wohl niemand stärker als ich das Bedürfnis, sich mit abwesenden Freunden zu unterreden, besonders wenn es Werke des Geistes betrifft; Werke, die der ächte Stempel des Genies bezeichnet; Werke, deren Genuß man nicht bloß gern mit andern theilen, sondern über die man sich selbst so gern mittheilen, die man so gern gesellschaftlich bewundern, gesellschaftlich studiren möchte.

Wie Land's Musarion war das letzte der vollendeten Werke poetischer Kunst, das wir in Gesellschaft studiret, über dessen Schönheiten wir uns mündlich unterhalten haben. Ich entfinne mich dieser Unterhaltungen noch heute so lebhaft: selbst die Nachempfindung der damals genossnen Geisteswonne ist noch igt so stark, daß nur dies allein im Stande ist, mich einigermaßen darüber zu beruhigen, daß ich Emilia Galotti für mich allein habe lesen müssen, ohne die Ergießungen Ihres Geistes und Herzens bey einer so außerordentlichen Lektüre zu beobachten.

Von Emilia Galotti, bis zu Nathan dem Weisen sind eine ziemliche Anzahl Jahre verstrichen; meine Schicksale haben mich mit jedem Jahre zu einem trägern Korrespondenten gemacht; oder wie ich eigentlicher hätte sagen sollen, jedes Jahr ist der Gang unsers Briefwechsels langsamer geworden, ohne daß ich dafür gekommt, ohne daß meine brennende Begierde, mich recht oft mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zu besprechen, im geringsten erkaltet wäre.

Aber nun soll mich nichts abhalten, die glückliche Muße, die mir vielleicht nur auf kurze Zeit beschieden ist, dazu anzukausen, um mich mit Ihnen über ein Stück zu unterhalten, an dem, wie sich neulich ein Mann von Geschmack irgendwo ausdrückte, alle Kräfte der Seele in gleich hoher Begeisterung gearbeitet haben; über Nathan den Weisen, in dem Lessing, dessen letztes Stück immer noch das beste gewesen, sich abermals selbst übertroffen zu haben scheint.

In den gelehrten Anzeigen ist dieses herrlichen Meisterstücks der Dichtkunst fast gar nicht gedacht worden. Und das von Rechtswegen, denk' ich. Denn da öfters die schlechtesten Broschüren gleich nach ihrer Geburt funfzigmal rezensirt, und kein einzigesmal (selbst von den Rezensenten

1780. nicht) gelesen werden, so ist es ganz billig und anständig, daß Nathan der Weise, der von jedermann begierigt gelesen, und wieder gelesen worden, nicht rezensirt werde. Das Schweigen der Rezensenten ist ein ehrfurchtsvolles Schweigen; wenigstens erkläre ich mirs bey denen so, die nicht bloß Rezensenten, sondern auch Leser und Kritiker sind.

Doch zur Sache. Gleich die erste Scene des Nathan hat mich wieder an die bey dramatischen Dichtern so seltnen Kunst erinnert, dem Drama eine leichte und natürliche Einleitung zu geben; in welcher sich Lessing, wie in dem Ganzen, auch dimal selbst übertroffen hat.

Der Anfang seiner Mis Sara Sampson:

Hier, meine Tochter? Hier in diesem elenden Wirthshause?

läßt den Zuschauer das folgende ahnden; aber doch so ahnden, daß seine Erwartung immer aufgehalten, und nur erst am Ende auf die angenehmste Weise befriedigt wird.

Und in Emilia Galotti zeigt er uns zuerst den Prinzen am Arbeitstische, wie er seine Brieffschaften und Papiere durchläuft.

Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften: — Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch! — Das glaub' ich, wenn wir allen helfen könnten: denn wären wir zu beneiden — Emilia? (indem er noch einige von den Bittschriften aufschlägt und nach dem unterschriebnen Namen sieht). Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneschi — — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will sie, diese Emilia Bruneschi? — (er liest.) Viel gefodert! Sehr viel! — Doch sie heißt Emilia. Gewährt! (Er unterschreibt.)

Diese kurze Rede des Prinzen ist für den Zuschauer die beste, die natürlichste Exposition, die ihn aber gerade nicht weiter führt, als er geführt werden muß, wenn ihm destomehr Vergnügen für das folgende aufgespart werden soll. Der Zuschauer erräth hier schon so viel, daß der Prinz eine Emilia Galotti mit der größten Hefigkeit lieben

muß, da er ihr zu Gefallen eine Supplication, nicht etwa eine kleine Bitte, nein, eine recht kühne Forderung stracks bewilligt, bloß weil sie einerlei Vornamen mit der Geliebten führet. 1780.

Eben so lernt man noch in eben dieser ersten Scene die Gräfin Orsina kennen, auch als eine Geliebte des Prinzen kennen, die aber durch die Emilia in seinem Herzen schon wieder verdrängt worden.

Der Prinz ruft den Kammerdiener:

Es ist wohl noch keiner von den Rätthen im Vorzimmer?

Der Kammerd. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen ist so schön. Ich will ausfahren. Marchese Marinelli soll mich begleiten. Laßt ihn rufen. (Der Kammerdiener geht ab) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten — Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig — Auf einmal muß eine arme Bruneschi, Emilia heißen: — Weg ist meine Ruhe und alles.

Der Kammerd. (welcher wieder hereintritt) Nach dem Marchese ist geschickt. Und hier ein Brief von der Gräfin Orsina!

Der Prinz. Der Orsina? Legt ihn hin.

Der Kammerd. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort senden; wenn es einer bedarf. — Wo ist sie? In der Stadt? Oder auf ihrer Villa?

Der Kammerd. Sie ist gestern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Desto schlimmer — besser, wollt' ich sagen. So braucht der Läufer um so weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab.) Meine theure Gräfin! (bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt.) So gut als gelesen! (und ihn wieder wegwirft.) Nun ja! ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles? Kann seyn, ich habe sie auch wirklich geliebt! Aber — ich habe!

1780.

Dieses letzte kurze Bekenntnis, das sich aus dem Innersten des Prinzen hervordrängt, läßt uns wie durch eine Hülle den Wankelmuth des Prinzen zum Voraus bemerken, den wir nachher klärer ins Licht gesetzt und bestätigt finden.

So im Nathan dem Weisen.

Die ersten Reden des ersten Auftritts lassen uns bloß einen Reisenden sehn, der eben von der Reise zurückkömmt!

D a j a.

Er ist es! Nathan! — Gott sey ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmal wiederkommt!

N a t h a n.

Ja, Daja; Gott sey Dank! Doch warum endlich?
Hab ich denn eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Ist von Jerusalem, wie ich den Weg
Seit ab, bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gute hundert Meilen;
Und Schulden einkassiren, ist gewiß
Auch kein Geschäft, das merklich fördert, das
So von der Hand sich schlagen läßt.

Bisher hören wir noch bloß den Reisenden. Daß er ein Jude ist, könnten wir allenfalls aus seinem Namen errathen. Indessen lernen wir doch auch schon die Scene des Stücks kennen. Die Handlung geht in Jerusalem vor.

D a j a.

O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus — —

N a t h a n.

Das brannte.
So hab' ich schon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur alles schon vernommen habe!

D a j a.

Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.

Nathan.

1780.

Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut; und ein bequemeres.

Daja.

Schon wahr!

Die Erzählung ist einen leisen Tritt weiter gegangen. Wir kennen nun diesen Nathan als einen vermögenden Mann, dem es ein leichtes ist, sich anstatt seines abgebrannten Hauses ein neues und bequemeres zu bauen. Aber noch ahnden wir das folgende nicht. Daja fährt fort.

Schon wahr!

Doch Recha wär' bey einem Haare mit
Verbrannt.

Nathan.

Verbrannt? Wer? meine Recha? Sie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun dann! So hätte
Ich keines Hauses mehr bedurft. — Verbrannt
Bey einem Haare? —

Wir kannten diese Recha noch nicht! Aber wer kann den Nathan hier so plötzlich auffahren, bey einer blossen Möglichkeit, daß Recha habe verbrennen können, so verzweifeln hören, ohne in diesen Ausdrücken die Stimme ihres Vaters zu erkennen! Jede zärtliche Mutter, jeder liebevolle Vater muß es hier an seinem Herzen fühlen, wie so ganz Natur es ist, wenn Nathan glaubt, Daja wolle ihn nur zu der schrecklichen Nachricht vorbereiten! Also wir nehmen es für ausgemacht an, daß Nathan der Recha leiblicher Vater ist. Und doch — welche süße Täuschung hat der Dichter hier dem Zuschauer bereitet! Der Dialog geht fort.

Daja.

Wenn sie es wäre,
Würdet Ihr von mir es hören?

1780.

Nathan.

Warum erschreckest Du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!

Daja.

Cure? Cure Recha?

Nathan.

Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte
Dies Kind mein Kind zu nennen!

Dies hatten wir nicht erwartet. Wir haben nicht Zeit, uns von dieser Ueberraschung zu erholen. Aber es ist äußerst überraschend, daß wir auf einmal in der Recha, nicht die leibliche, sondern nur die angenommene Tochter des Nathan erkennen. Der reiche Nathan, der bisher uns bloß der reiche gewesen war, beginnt uns interessant, beginnt uns liebenswürdig zu werden. Die letzte Rede des Nathan ist für uns Aufschluß und Räthsel zugleich! Aufschluß, weil wir sehn, daß Nathan nicht etwa der Stiefvater der Recha seyn kann, daß er sie bloß an Kindes statt muß angenommen haben; Räthsel, weil man gewiß nicht augenblicklich erräth, was uns doch der Dichter so nahe gelegt hat, als es in einem Räthsel immer geschehen kann, daß der wahre Vater der Recha unbekannt seyn, oder sich verlohren haben müsse, daß wenigstens einer kommen könne, der befugt wäre, dem Nathan seinen sonst so wohl erworbenen Vaternamen streitig zu machen. Die Suspension, in welche diese Stelle den Leser oder Zuschauer setzt, ist von vortreflicher Wirkung!

Die Antwort der Daja, und der ganze folgende Dialog setzt uns in eine wunderbare Verlegenheit.

Daja.

Nennt Ihr alles

Was Ihr besitzt, mit eben so viel Rechte
Das Cure?

Nathan.

Nichts mit größerm? Alles, was

Ich sonst besitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dies Eigenthum allein
Dank ich der Tugend.

Wie gesagt, diese Stelle setzt uns in Verwirrung. 1780.
Zwar erfahren wir beyher mit Gewißheit, daß Nathan ein Jude ist; auch begreifen wir, daß Daja so etwas von einer Zofe seyn müsse. Aber doch ist es für iht noch unmöglich, uns die Gewissensscrupel der Daja aufzuklären. Von einem Manne zwar, der sagen kann:

Dies Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.

von einem solchen Manne läßt sich zwar nicht erwarten, was einem sonst etwa hiebey einfallen könnte zu argwöhnen; aber wir bleiben darum nur desto mehr im Dunkeln; wir wissen destoweniger noch für iht den Knoten uns aufzulösen, wie ein solcher Mann, dem Daja selbst das Zeugnis der höchsten Ehrlichkeit und Großmuth gibt, dennoch durch seine Handlungen das Mädchen in solche Gewissensunruhe haben setzen können. Was uns noch mehr befremden muß, ist der Umstand, daß Nathan die Vorwürfe der Daja nicht zu beantworten Lust hat, daß er sie durch Geschenke zu ersticken sucht. Dies ist alles so vortreflich eingeleitet, alles so wirksam, unsre Erwartung immer lebhafter, unsre Neugierde immer dringender zu machen, daß wenige Scenen der trefflichsten Schauspieldichter dieser gleich seyn werden.

Daja antwortet, um diesem Discurs ein Ende zu machen:

Ich schweige.
Was Sträfliches vor Gott hiebey geschieht
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann —
Nicht kann — komm' über Euch.

Nathan.

Komm' über mich!

Die Sprache des guten Gewissens in der Antwort des Nathan, läßt uns etwas weniger für seine Recht-schaffenheit fürchten. Auch haben wir indeß nun schon die Daja näher kennen lernen. Daß sie eine Christin seyn muß, wenigstens keine Jüdin seyn kann: erriethen wir aus den Worten des Nathan: Doch bin ich nur ein Jude; Gelt! das willst Du sagen? Daß ihr

1780. Gewissen gegen die Geschenke nicht gleichgültig ist, wird uns auch ziemlich klar. Und das letzte, was sie sagt, scheint uns ziemlich auf pietistische Schwärmerey zu deuten.

Hier muß ich für diesmal abbrechen. Ich bemerke nur noch, verehrungswürdige Frau, daß Lessing sich auch dadurch kein geringes Verdienst erworben hat, daß die Hauptverwickelung auf Charaktere väterlicher und brüderlicher Liebe gegründet ist. Warum soll nur immer und ewig Geschlechterliebe das Triebrad dramatischer Vorstellungen seyn? Aber freylich gehört ein Genie, wie Lessing's, dazu, um hier neue Bahnen mit Vortheil zu brechen.

Die väterliche Liebe des Nathan, die doch nicht aus Naturtrieb entspringt, sondern so ganz auf Menschenliebe und Gottesverehrung gepropft ist: hat für mich noch ein zufälliges Interesse gehabt, das freilich wenig Leser gehabt haben werden. Das ist, ich kenne einen Stiefvater, der so ganz die edeln Gesinnungen dieses Nathan hat, der auch den Namen des Weisen, aber nicht des Reichen verdient; dessen Verdienste sonst äusserst wenig belohnt worden sind, auffer daß sie ihm das Herz einer Frau von seltenem Geist erworben haben; der die Kinder dieser Frau zärtlicher liebt und sorgfältiger erzog, als tausend leibliche Väter, die doch gleichwohl für gute Väter passiren. — Dieser Stiefvater, dessen Beyspiel ich so oft in meinem Herzen gesegnet habe, ist kein anderer, Madame, als Ihr Gemahl.

Zweyter Brief.

Ich brach in meinem vorigen bey der Stelle ab, wo Nathan mit ruhiger Fassung und getrostem Muthe, das Kom m' über Euch der Daja übernimmt, und der ganzen bisherigen Unterredung mit einem Kom m' über mich! ein Ende machte, um wieder auf seine geliebte Recha zu kommen.

Das folgende Stück der Unterredung enthält nicht nur ein sehr interessantes Gemählde, sondern macht uns auch auf die ungezwungenste Weise mit einer neuen Hauptperson des Stücks bekannt.

Wo aber ist sie denn? wo bleibt sie? — Daja,
Wenn Du mich hintergehst! — Weiß sie es denn,
Daß ich gekommen bin?

1780.

Daja.

Das frag ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch mahlet Feuer ihre Phantasie
Zu allem, was sie mahlt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen schläft Ihr Geist: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.

Nathan.

Armes Kind!

Was sind wir Menschen!

Daja.

Diesen Morgen lag
Sie lange mit verschloßnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr sie auf, und rief: „Horch!
horch!

„Da kommen die Kameele meines Vaters!
„Horch! seine sanfte Stimme selbst!“ — Indem
Brach sie ihr Auge wieder: und ihr Haupt,
Dem seines Armes Stütze sich entzog,
Stürzt auf das Klüffen. — Ich, zur Pfort' hinaus!
Und sieh: da kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahr-
lich! —

Was Wunder! ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bey Euch — und ihm. —

Es macht, wie mich dünkt, einen treflichen Effect,
daß die Sprache der Daja sich hebt, indem sie dem Nathan
die Situation der Recha schildert. Daß die Sprache des
Drama, zumal des höhern, oder tragischen, sich über die
Sprache des gemeinen Lebens erhebe, wem ist das unbe-
kannt? Daß folglich in einzelnen Stellen, wo es der
Stoff mit sich bringt, diese ohnedem schon erhabnere
Sprache noch höhern Flug über den Horizont der gesell-
schaftlichen Unterredung nehme, kann uns eben so wenig

1780. befremden, als es die Griechen befremdete, daß die Helden auf dem Rothurn länger und höher als andre Menschen erscheinen. Darüber also sind Sie, verehrungswürdige Frau, ohne Zweifel mit mir einig. Werden sie es aber auch darin seyn, wenn ich in der Kunst, diesen höhern Flug der dramatischen Sprache gerade für die schicklichsten Stellen aufzusparen, unserm Lessing den Vorzug vor Shakespear gebe? Wem dieß Lob zu groß dünkt, muß bedenken, daß wenn ein Lessing auf Shakespear's Schultern steht, er die Ehre ihn zu übertreffen so gut mit ihm theilen muß, als Sophokles die Ehre des Vorzugs mit seinem Vorgänger dem Aeschylus theilte, ohne den er ihn wohl nicht erreicht haben dürfte. Was aber die gegenwärtige Stelle noch mehr verschönert, das ist der Umstand, daß Daja's Sprache, so ungemeyn sie ist, doch hier vollkommen natürlich lautet. Selbst die Antithese:

Im Schlafe wacht,
Im Wachen schläft ihr Geist; bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel,

so gefährlich sonst dergleichen Antithesen für die Sprache der Natur sind, ist gleichwohl hier so passend, so ganz an ihrem Orte, daß man verlegen seyn würde, wenn man sich wahrer und eigentlicher über den Zustand, der hier geschildert wird, ausdrücken sollte. Wer Personen von lebhafter Einbildungskraft in einer hitzigen Krankheit zugeesehen hat, wie ihr Wachen so matt, ihr Schlummer hingegen so lebhaft ist, wie sie dort kaum gleich den Pflanzen zu leben scheinen, hier aber oft die ausgesuchtesten Gedanken in einer ihnen sonst ungewöhnlichen Sprache mit der größten Fertigkeit sagen, der wird gewiß Lessing's Ausdruck bey diesem Bilde eben so natürlich, als edel finden.

Daß gerade, da der Vater vor der Thür ist, Necha ihn im Traume kommen zu hören glaubt, ist ein Zufall, der, ob er gleich nicht ungewöhnlich ist, doch allemal für uns etwas Wunderbares hat. Daß aber Daja gleichwohl das Wunderbare darum auf die natürlichste Art auflöst, kann uns hier nicht unerwartet seyn, ob sie gleich, wie wir bald sehn, sehr geneigt ist, an den Einfluß der Engel und Geister zu glauben.

Dem so viele Personen Ihres Geschlechts, Madame, noch immer in den Träumen der Gesunden etwas Mystisches und Bedeutungsvolles suchen mögen, so find' ich doch, daß sie sich die Phantasien der Kranken durchgehends eher ganz natürlich zu erklären geneigt sind. Wer mich nach der Ursache dieser Erscheinung fragte, dem würd' ich sagen, sie scheine mir darin zu liegen, daß bey dem Phantasiren fieberhafter Patienten die Gründe von der Empörung der Einbildungskraft so nahe vorhergehen, da man hingegen den Schlaf eines Gesunden immer für ganz ruhig zu halten gewohnt ist.

Das Folgende lehrt uns den Ketter der Necha und noch eine von den Hauptpersonen des Stücks näher kennen.

Der letzte Ausdruck der Daja:

Ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bei Euch — und ihm,

so hingeworfen er zu sehn scheint, so natürlich er dem Munde der geschwägigen Daja entwischt, erregt gleichwohl die Aufmerksamkeit des Vaters zu sehr, als daß er nicht weiter forschen sollte.

Wir erfahren sodann von der Daja, daß ein gefangner Tempelherr, vom Sultan Saladin begnadigt, der Ketter der Necha sey. Nicht nur, daß wir dadurch mit der Zeit, in welcher die Handlung vorgeht, bekannt werden; wir lernen auch gleich das Verhältniß, in welchem zwey Hauptpersonen des Stücks gegeneinander stehn, vorläufig einsehen; die Verwunderung, die Nathan darüber bezeigt, die er so stark als möglich ausdrückt, daß Saladin einen Tempelherrn begnadigt habe, läßt uns schliessen, daß dieser Saladin die übrigen Tempelherren, die in seine Gefangenschaft kamen, habe hinrichten lassen. Unsere Neugier wird erregt; wir sind begierig zu erfahren, was doch den Saladin bewogen haben müsse, gerade diesen Tempelherrn zu begnadigen. Die nachlässig scheinende Antwort der Daja,

Ohn ihn,
Der seinen unvermutheten Gewinnst
Frisch wieder wagte, war es aus mit ihr;

1780. enthält gleichwohl ein kleines, für den denkenden Zuschauer sehr rührendes Gemälde der Großmuth und edlen Tapferkeit des Tempelherrn. Auch geräth Nathan darüber in einen Enthusiasmus der Dankbarkeit, der uns ihn von einer liebenswürdigen Seite zeigt. Aber in der Antwort der Daja was für ein Meisterstück der kurzen Erzählung, welche lebendige Mahlerey der zum Interesse der Handlung nöthigen Umstände! Ein Mann, der erst vor kurzem sein Leben, wie einen Raub, gewonnen, wagt es, ohne sich zu bedenken, zur Rettung eines ihm ganz unbekanntem Judenmädchens; er rettet sie aus der Feuerbrunst eines ihm völlig unbekanntem Hauses; hört nicht auf ihren und der Ihrigen Dank, drängt sich unters Volk und verschwindet. Wie unübertrefflich schön ist hier der Ausdruck geordnet! Wie lebendig wird der Wohlklang in dem Versbau! Das alles, Madame, haben Sie gewiß gefühlt! Und solche Schönheiten lassen sich besser empfinden, als beschreiben.

Mit Sehnsucht und betroffen antwortet Nathan, da er hört, daß der Retter seiner Tochter verschwunden ist:

Nicht auf immer, will ich hoffen!

Daja fährt fort zu erzählen, wie sie ihn zur Recha zu kommen inständigst gebeten und wie ihr statt der Einwilligung bitterer Spott zu Theile geworden.

Noch ist dem Zuhörer räthselhaft, weshalb der Tempelherr Daja'n so begegnet. Doch da schon vorhin uns Nathan als ein Jude bekannt ist, da uns die Ausdrücke des Nathan, da er zur Daja sagte:

Doch bin ich nur ein Jude — Gelt!
Das willst du sagen?

haben vermuthen lassen, daß sie eine Christin, wenigstens außer Zweifel gesetzt haben, daß sie keine Jüdin sey; so geht uns auch über diese Stelle schon etwas mehr Licht auf, als ohne jenen Umstand möglich gewesen wäre. Aber welche Kunst in dieser Suspension des Zuschauers liege, wie sehr sie zur Unterhaltung seiner Aufmerksamkeit mitwirke, darf ich Ihnen, Madame, nicht erst sagen.

Auf die Frage, womit Daja beschließt:

1780.

Ihr staunt? ihr sinnt?

antwortet Nathan:

Ich überdenke mir,
 Was das auf einen Geist, wie Necha's, wohl
 Für Eindruck machen muß. Sich so verschmäht
 Von dem zu finden, den man hochzuschätzen
 Sich so gezwungen fühlt; so weggestossen,
 Und doch so angezogen werden; — Traun,
 Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken,
 Ob Menschenhaß, ob Schwermuth siegen soll.
 Oft siegt auch keines; und die Phantasie,
 Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer,
 Bey welchen bald der Kopf das Herz, und bald
 Das Herz den Kopf muß spielen. — Schlimmer Tausch! —
 Das letztere, verkenn' ich Necha nicht,
 Ist Necha's Fall: sie schwärmt.

Daja.

Allein so fromm,

So liebenswürdig!

Nathan.

Ist doch auch geschwärmt!

Diese Stelle schon an sich und außer dem Zusammenhange betrachtet, ist wegen eines charakteristischen Zuges der Schwärmerey viel, sehr viel werth.

Ich habe in Ihrer Nähe, Madame, einen Mann kennen lernen, den ich immer mit Verwunderung betrachtet habe; seinen Thaten nach ein dienstfertiger, hülfreicher Menschenfreund; seiner Theorie nach ein Menschenhasser, der sich das nachtheiligste Ideal von der Menschheit gemacht hatte, und an diesem Ideale mit steifer Ueberzeugung hing, allen Menschen nur die eigennützigsten Absichten bey ihren besten Handlungen unterschoob, alle ihre Tugenden herabwürdigte, und dies nicht um die Menschen, sondern um die Menschheit herunterzusetzen. War dieser Mann nicht durch Lectüre gewisser Schriften zu diesem Menschenhasse gebracht, so mußten ihn Begegnungen, die er erfahren

1780. hatte, Begegnungen solcher Art, wie die sind, auf welche Nathan hier ziele, dazu gebracht haben. Unter solchen Umständen werden Menschen von kälterem Blute sehr oft theoretische Misanthropen. Zärtere, empfindlichere Seelen hingegen, in einem Körper voll melancholischen Geblüts neigen sich zur Schwermuth, wie die arme von dem geliebten Clavigo verlassne Maria. Aber es giebt einen mittlern Zustand zwischen der Kälte des Menschenhasses, und der gefährlichen Entzündung des Sinnes, die in Schwermuth übergeht; und das ist die Schwärmerey. Schwärmer wollen oft da fühlen, wo sie denken; und wiederum da denken, wo sie fühlen sollten. Erinnern Sie sich an eine Stelle des Tagebuchs von einem Beobachter seiner selbst. Der Verfasser, der längst als ein gutherziger Schwärmer bekant ist, erzählt von sich selbst, daß er auf einer Winterreise, da ein armer Junge, der durch den Schnee bey seinem Wagen hergelaufen, und um ein Almosen gebettelt, erst lange überlegt habe, ob es auch pflichtmäßig sey, ihm etwas zu geben; endlich aber habe er dem armen Jungen ein paar Dreyer in den Schnee geworfen, die er mit seinen erfrorenen Fingern erst habe heraussuchen müssen. Herr Kästner macht bey dieser Stelle die Anmerkung: wenn der Verfasser immer so dächte, so wolle er lieber auf frehem Felde einem feindlichen Husaren begegnen, als ihm. Gleichwohl dieser nehmliche Mann, der hier wirklich den Kopf anstatt des Herzens brauchte, wie oft hat er nicht umgekehrt das Herz anstatt des Kopfes gebraucht. Sehr viel Anlaß zum Nachdenken giebt diese Stelle an sich betrachtet; in Rücksicht aber auf die dramatische Kunst, lernen wir hier Nathan, den wir bisher nur als den Reichen und Guten kannten, nun auch als den weisen Nathan kennen.

Dritter Brief.

Sie wissen, verehrungswürdige Frau, daß die Schwärmerey tausenderley Gestalten annimmt. Und wenn Daja von ihrer Necha sagt, sie schwärme so fromm, so liebenswürdig, so darf uns die kalte Antwort des weisen Nathan:

Ist doch auch geschwärmt!

nicht befremden. Es ist immer einerley Krankheit der Ein-

bildungskraft, sie mag sich unter noch so verschiednen .1780.
Symptomen zeigen. Alle die religiösen, die politischen,
die moralischen, die patriotischen Schwärmer, wozu in
unserm Zeitalter noch die pädagogischen gekommen sind,
haben das Unglück, daß ihre Einbildungskraft mit ihrem
Verstande wenigstens zu Zeiten davonrennt. Inzwischen
ist es etwas anders, ein Schwärmer, ein ausgemachter
Schwärmer seyn, und nur in einem gewissen Falle schwärmen.
Und das ist eigentlich die Lage, in welcher sich Necha befindet.

Ein Mädchen von gutem und sanftem Herzen, voll
religiöser Gesinnungen, jetzt so wunderbar aus dem Feuer
errettet, kann leicht mit ihrer Phantasie an Bildern hängen
bleiben, die ihr ohnedem schon aus ihrem Religionsunter-
richte nahe genug liegen. Ich gehe weiter.

Man sieht in der folgenden Antwort der Daja schon
näher als vorher, daß auch in ihrem Charakter eine Mischung
von Aberglauben sey. Man erfährt beyher den Umstand,
daß Daja die Necha schon von ihrer Kindheit an gekannt
habe. Das Historische des Stückes entwickelt sich unmerk-
lich weiter. Das Lächeln nicht! läßt uns einen neuen
Blick in Nathans Denkungsart thun. Er sieht die Ein-
bildung von einem Engel, der die Gestalt eines Tempel-
herrn angenommen, für das an, was sie ist — für eine
Grille, aber er ist weit entfernt, darüber zu spotten; nur
ein Lächeln erlaubt sich der Weise, und darf es sich um
so viel mehr erlauben, da er mit grosser Scharfsichtigkeit
in dieser Grille der Necha schon die ersten Keime der Liebe
erräth. Darauf scheint mir auch der Gedanke anzuspieren:

Dem Menschen ist

Ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel;

Dieser freilich in seiner Allgemeinheit wahre, aber eben
deswegen auch auf Nechas Situation leicht anzuwendende
Gedanke!

Gern möchte ich bey dem Ausdrucke Nathans

— — Macht dann

Der süsse Wahn der süßern Wahrheit Platz,

mich länger verweilen, und mich mit Ihnen über die Frage:
ob in der Erziehung oder beyhm Volksunterrichte Irrthum

1780. der Wahrheit bisweilen vorgezogen werden dürfe, wo man doch beides gleich leicht haben und geben kann, unterreden. Allein ich muß mich bey der Menge von Blumen, die ich auf meinem ordentlichen Wege zu pflücken habe, vor Ausschweifungen auf Nebenwege mit Fleiß in Acht nehmen, und will daher Sie nur noch fragen, ob Ihnen nicht die Urbanität, das feine und doch nicht beißende Salz in der Antwort des Nathan vorzüglich gefallen habe. Was Daja am Ende hinzusetzt:

Ihr seyd so gut, und seyd zugleich so schlimm;
erinnert uns an das, was sie vorher sagte:

Was Sträfliches vor Gott hierbey geschieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann,
Nicht kann, konum' über Euch;

und wann uns damals diese Worte noch im Dunkeln ließen, wenn sie uns zweifelhaft ließen, ob auch nicht Nathan wirklich in gewisser Absicht sträflich gehandelt habe, so fängt es nun schon an heller zu dämmern; wir glauben in der Daja klarer und sichrer eine Pietistin oder so etwas ähnliches zu erkennen, die an manstößigen Dingen Anstoß nimmt, und unschuldige Handlungen zu Aergernissen macht, eben weil es ihr so beliebt, sich daran zu ärgern.

Der zweyte Auftritt ist eine der treflichsten Scenen. Trefliche Betrachtungen des philosophischen Nathan, in den edelsten und richtigsten Ausdruck gekleidet, wechseln mit rührenden, das ganze Herz treffenden Stellen ab.

Recha (auftretend).

So seyd Ihr es doch ganz und gar mein Vater?
Ich glaubt' Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeschickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüsten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Fast, fast verbrannte! Fast nur! Schaudert nicht!
Es ist ein garst'ger Tod, verbrennen. O!

Nathan.

1780.

Mein Kind! mein liebes Kind!

Ich sage nichts von der gefälligen Wendung: Ich glaubt' Ihr hättet Eure Stimme nur vorausgeschickt; nichts von der Sehnsucht, von der Zärtlichkeit des Verlangens nach Wiedersehn, die in der Frage, wo bleibt ihr? was für Berge trennen uns denn noch? sich zu erkennen giebt! Aber das Schreckliche in dieser Erzählung:

Die arme Recha, die indeß verbrannte!

Fast, fast verbrannte! Fast nur! Schaudert nicht!

Es ist ein garst'ger Tod, verbrennen! O!

dis muß den Leser, den Zuhörer zittern machen! Sie erkennen hier gewiß die Zeichenkunst des Meisters pectus qui inaniter angit.

Sie wissen, Madame, daß es die höchste Staffel der Kunst eines Dichters ist, wenn er eine solche Täuschung hervorzubringen vermag!

Die arme Recha, die indeß verbrannte;

Fast, fast verbrannte!

An der Uebertreibung, die in dem ersten Verse liegt, oder, welches auf eins hinauskömmt, an dem paradoxen Ausdruck, verbrannte, statt fast verbrannte zu sagen; sieht der Zuhörer, daß Daja nicht unwahr geredet hat, wenn sie oben sagte:

Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve,

Noch mahlet Feuer ihre Phantasie

Zu allein was sie mahlt.

Der Eifer, die Hitze, mit welcher Recha den übertriebenen Ausdruck gleich wieder mäßigt, fast, fast verbrannte. Fast nur! und der Zusatz: Schaudert nicht; läßt uns fühlen, wie sehr sie mit einem einzigen Worte Ihres Vaters ganze Seele erschüttert hat. Und der unnachahmlich schöne Vers:

Es ist ein garst'ger Tod, verbrennen! O!

Dieses O! das von so viel tausend Dichterlingen zur Aus-

1780. füllung ihrer Gedankenleere gemißbraucht worden, wie viel Empfindungen und Gedanken sind hier nicht in ihm zusammengedrängt!

Die Veranlassung, die Recha von der Reise ihres Vaters, der so manchen Strom hinüber mußte, hernimmt, um das Schreckliche der Gefahr, in der sie sich befand, noch weiter auszumahlen, ist über allen Ausdruck natürlich erfunden. Und welche Kraft ist in dieser Ausrufung: denn seit das Feuer mir so nahe kam, dünkt mich im Wasser sterben Erquickung, Labfal, Rettung! Es klingt wie Uebertreibung, und ist doch die wahrste Natur! Neueste Feinheit ist in dem väterlichen Compliment (doch ich schäme mich, einen so verleguen, nichts sagenden Ausdruck hier zu brauchen):

Recha wär' es werth
Und würd an ihm nichts schöner sehn, als er
An ihr!

Und doch giebt ihm an Feinheit und Süßigkeit die Antwort der Recha nichts nach:

Wem schmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel; oder Euch?

Kann eine Tochter es schöner, zärtlicher und kürzer sagen, daß sie ihre ganze Bildung ihrem Vater zu verdanken habe?

Aus der folgenden Rede der Recha,

Nicht so ein Engel; nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb ihn ja;

leuchtet die Weisheit, die Nathan in seinem Religionsunterrichte gebraucht hat, deutlich hervor. Nicht daß es Engel gebe, nur die Möglichkeit; nicht daß Gott Wunder gethan habe, nur daß er sie thun könne, hat er sie gelehrt.

Nathan.

Und er liebt dich; und thut
Für dich und deines gleichen stündlich Wunder;

Ja, hat sie schon von aller Ewigkeit
Für euch gethan.

1780.

N e c h a.

Das hör' ich gern.

N a t h a n.

Wie? weil

Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: sollt' es darum weniger
Ein Wunder sein? — der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder, hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste
Das Neueste nur verfolgen.

Wirklich die Menschen sind zu bedauern, denen in der Religion so viel auf ein so genanntes Wunderwerk mehr oder weniger ankömmt, und die darüber das allgemeine tägliche Wunder der durch die ganze Natur sich unergründlich offenbarenden Weisheit und Güte des Schöpfers übersehen.

In der Rede der Daja (S. 18. im Nathan) verdient zuerst wieder Lessings unnachahmliche Kunst bemerkt zu werden, mit welcher er uns einen neuen Aufschluß, die Veranlassung der Haupthandlung des Stückes betreffend, zu geben weiß. Wir wußten vorher nur, daß Saladin den Tempelherrn begnadigt habe. Daß er ihn um der Aehnlichkeit mit seinem Bruder willen verschont habe, wußten wir noch nicht. Aber sagen Sie mir, konnten wir dieses an einem schicklicheren Orte als hier erfahren? Konnte der Dichter es uns durch eine schicklichere Person anführen lassen, als durch eben diese Daja, die dem Nathan zuerst die Nachricht gab, daß ein Tempelherr seiner Tochter das Leben gerettet?

Auch gerade dieser Stelle, voll theoretischer Wahrheiten, oder, wie es Daja nennt, Subtilitäten, hat der

1780. Dichter durch diese neue Befriedigung unsrer Neubegierde ein neues Leben gegeben. — Und welch ein Contrast zwischen dem einfältigen Gerede der Daja, und dem treffenden, überzeugenden Raisonnement des Nathan! Ganz original ist der Sarkasmus, der in diesen Worten liegt:

und deine Wunder nur
Bedürf — verdienen will ich sagen, Glauben.

Sollte man nicht denken, Nathan habe sich bloß versprochen?
Aber wie viel Sinn liegt in diesem:

Bedürf — verdienen will ich sagen. —

Aber von dieser treffenden und vielsagenden Spötterey erhebt sich Nathan zu der erhabensten Betrachtung!

Doch

Auch so noch, Recha, bleibet deine Rettung
Ein Wunder, dem nur möglich, der die strengsten
Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe
Der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott —
Gern an den schwächsten Fäden lenkt.

Welche Steigerung, und welch' plögliches Herabsinken nach der Steigerung! So viel Worte, so viel Gedanken! Wir werden an eine Welt von großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen, an die Herrlichkeit der Weisheit Gottes durch das Gesetz der Sparsamkeit erinnert! Es ist unmöglich, die Empfindung zu beschreiben, mit der ein denkender Leser beim ersten Lesen dieser unvergleichlichen Stelle erfüllt wird. Man denkt sich Entwürfe zu Universalmonarchien durch den Blick einer Mattresse bereitet; man erinnert sich, daß Deutschlands Heere in Bewegung kamen, weil ein Säuftl die Pocken schlecht curirt hatte.

Bergnüßen einer anderen Art erwartet den Leser in der folgenden Stelle:

R e c h a.

Mein Vater!

Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

1780.

Vielmehr, du läßt dich gern belehren. —
 Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
 Der Rücken einer Nase, so vielmehr
 Als so geführt; Augenbraunen, die
 Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
 So oder so sich schlängeln; eine Linie,
 Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mahl,
 Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
 Gesicht: — und du entkömmt dem Feur, in Asien!
 Das wär kein Wunder, wundersücht'ges Volk?
 Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Finden Sie nicht in der Erzählung physiognomischer
 Merkmale den schönsten Anticlimax, wie es einige Kunst-
 richter nennen; oder die schönste Abstufung vom Großen
 zum Kleinen? um nichts von der Wärme der Sprache, und
 von der Lebendigkeit des Numerus im Versbau zu sagen.
 Eine Stirne ist schon mehr bezeichnend, als der Rücken einer
 Nase; dieser mehr als Augenbraunen, und so fallen die
 angeführten Merkmale immer mehr ins Kleine, werden
 immer unwichtiger bis auf ein Nichts; und dann mit einem
 male der wunderbare Erfolg dieser Kleinigkeiten: h/

Und du entkömmt dem Feur in Asien!

Vierter Brief.

Nicht minder große Wirkung, Madame, thut die Art,
 mit welcher Nathan eine nasenweise Einwendung der Daja
 abfertigt. (S. 20.)

Nichts ist richtiger und passender als die Allegorie,
 mit der Nathan seine Abfertigung beginnt. Sie haben
 gewiß oft, Madame, unsers Lessings Erfindsamkeit und
 Stärke im Gebrauche der Allegorie bewundert. Noch neulich,
 die kleinen fliegenden Blätter, die er in den wegen des
 wolkenbüttelschen Ungenannten entstandenen Streitigkeiten
 herausgab, was für Beweise seines reichhaltigen und un-
 erschöpflichen Wizes enthalten sie nicht?

In der folgenden wahrhaftig sokratischen Einleitung,
 die Nathan in der Absicht macht, um die Engelschwär-

1780. merinn, wie er seine Tochter nannte, gänzlich zu heilen, bleibe ich nur bey der Stelle stehn :

Denn dein „Sich Gott um so viel näher fühlen“
Ist Unsinn oder Gotteslästerung.

Nathan drängt hier in zwey Worte alles zusammen, was gegen die Einwendung der Daja gesagt werden konnte. Denn entweder hat der Satz, daß man sich Gott um so viel näher fühle, wenn er uns durch einen Engel retten ließe, ganz und gar keinen Sinn, oder er muß ungefähr diesen Sinn haben sollen; was Gott durch einen Engel an dem Menschen thut, ist für den Menschen ehrenvoller, als was er selbst an ihm thut; und dies ist in Wahrheit von der Majestät Gottes sehr klein gedacht.

Daja kann der Ueberzeugung nicht widerstehn, mit der die Gründe Nathans auf sie eindringen, um ihr zu beweisen, daß die Vorstellung, ein Engel, nicht ein Mensch sey Necha's Retter gewesen, allerdings nicht ohne Schaden sey, was sie vorher nicht zugeben wollte. Sie sucht also eine andre Ausflucht;

Gy freylich hätt' ein Mensch, etwas für ihn
Zu thun, uns mehr Gelegenheit verschafft.
Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts; war in sich, mit sich so
Bergnügiam, als nur Engel sind, nur Engel
Seyn können.

N e c h a.

Endlich als er gar verschwand . . .

Und nun hebt sich eine Stelle an, die ein Meisterstück der pathetischen Gattung ist; eine Stelle, von der es heißen kann, wie Wieland von Pergolesi's Melodien sagt:

Wir fühlen wahre Schmerzen
Und wünschen ewig sie zu fühlen.

Es ist unmöglich, Madame, für einen Lesef, wenn er nicht so dumpfen Sinnes als jene Thessalier ist, über die sich Simonides beklagte, es ist unmöglich, hier nicht das wunderbare Steigen, das crescendo des Affekts, von dem leisesten Anfange bis zur stärksten Erschütterung an seinem

eigenen Herzen zu fühlen. Erst nur die Idee, Wie Recha, wenn dein Retter, dein Wohlthäter krank wäre! Schon diese Idee greift ihr weiches Herz empfindlich an. — Es kommen Gründe hinzu, um dieser Idee Wahrscheinlichkeit zu geben; das fremde Klima, seine Jugend, die Strapazen seines Standes — Nun ein Zug, der das Mitleiden verstärken muß, er ist hilflos, er ist von allen verlassen, und vom Gelde entblößt. Wie nachdrücklich hat der Dichter diesen Gedanken, und wie sehr seine Absicht zum Vortheil ausgedrückt:

Nun liegt er da, hat weder Freund noch Geld,
Sich Freunde zu besolden.

Es liegt zugleich in diesem Ausdruck ein heimlicher Vorwurf der Undankbarkeit für Recha. Nun wird das Gemälde weiter ausgeführt, das Mitleidenswürdige seines Zustandes hebt sich stärker heraus.

Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuspruch
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Zugleich muß hier die schreckliche Furcht, ihren Wohlthäter, ihren Geliebten zu verlieren, Recha's Seele befallen. Nun vollendet Nathan seinen Sieg, indem er das Unwürdige in dem Schicksale des Tempelherrn schildert, und nach allen den treflichen Zügen, wodurch er seine erhabene Großmuth und allgemeine Menschenliebe bezeichnet hat, mit dem für Recha äußerst beschämenden und niederschlagenden Zuge beschließt:

Der, der hat sterbend sich zu laben nichts
Als das Bewußtseyn dieser That!

So mächtig, verehrungswürdige Frau, die Beredsamkeit ist, die Lessing in Nathans Vorstellung gelegt hat, so vortreflich hat dieser große Mahler der Natur die Wirkungen der Beredsamkeit in der Recha geschildert.

Raum äussert Nathan den Gedanken, es sey möglich, daß ihr Retter, der Tempelherr, krank geworden, so macht sie der bloße Gedanke an Möglichkeit zittern. Noch einen Augenblick, so verwandelt ihre schwärmerische Einbildungs-

1780. Kraft die Möglichkeit in Wirklichkeit. Es hilft nichts, daß Daja ihr vorsagt:

Das wäre möglich, meint ja Nathan nur!

Ihre Angst nimmt zu, so wie Nathan fortfährt zu reden, das zärtlich bange: Ach, mein Vater! läßt den Zuschauer in Ungewißheit, ob es mehr ein Ausdruck des Mitleids, oder mehr eine Bitte um Schonung ihrer selbst. Da Nathan sagt:

Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuspruch
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da,

vermag sie nichts weiter zu rufen, als Wo? Wo? Nichts weiter sag ich? Als ob in diesem ängstlichen Wo? Wo? nicht mehr wahre Leidenschaft läge, als in ganzen Bogen voll Deklamationen, bey manchen französischen Dichtern? Als ob Recha ihr liebefrankes Herz, ihre entflammte Begierde zu helfen, ihre Beschämung, ihre Ekstase, ihre Todesangst stärker anzeigen könnte, als durch dieses Wo? Wo? die letzten Sylben, die sie herauspressen kann! Denn von nun an wird ihr Schmerz stumm, sie sinkt tiefer und tiefer in Ohnmacht und Betäubung, das läßt uns der Dichter aus den immer stärkern Bitten der Daja, Nathan, schonet ihrer! — Schonet ihrer, Nathan! — Hört auf und seht! — Hört auf, ihr tödtet sie! errathen. Ich sage, uns Leser läßt es der Dichter errathen. Die Schauspielerinn würde es uns freylich auch sehen lassen; ich meyne, die Schauspielerin, die werth wäre, die Rolle der Recha zu spielen.

O Madame, nur diese einzige Scene aus dem Nathan gespielt, wie sie es fodert und verdient, was wär das für ein Fest für denkende und empfindende Zuschauer!

Auf diesen Sturm von Leidenschaft läßt der Dichter mit großer Weisheit die Stille der philosophischen Betrachtung folgen. Eine herrliche Lehre, die Nathan der Weise predigt:

Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist?

Auch von andern Arten der Schwärmerey ist dies wahr, nicht bloß von der andächtigen. Wie viel leichter

ist es über Erziehungswesen in den Tag hinein zu fantasiren, als nur ein einziges Kind gut zu erziehen! Welch ein höheres Verdienst, dessen sich Ihr Gemahl, Madame, und die Edeln, die ihm gleichen, die durch ihren treuen Unterricht, durch ihre väterliche Pflege dem Staate so manchen guten Bürger gebildet haben, vor denenjenigen rühmen können, die nur immer von Erziehungsverbesserung schwätzen, ohne selbst dazu etwas beygetragen zu haben! Besonders machen die Idealenkrämer in der Pädagogik, gegen solche Männer eine recht armselige Figur!

Das folgende des zweyten Auftritts macht den Leser oder Zuschauer durch einen sehr natürlichen Uebergang mit einer neuen Person des Stück's bekannt.

Ich seh, dort mustert mit neugier'gem Blick
Ein Muselman mir die beladenen
Kameele. Kennt ihr ihn?

D a j a.

Ha! Guer Derwisch.

N a t h a n.

Wer?

D a j a.

Guer Derwisch; Guer Schachgesell!

N a t h a n.

M-hafi? Der M-hafi?

u. s. w., u. s. w.

Wir lernen nicht nur den Derwisch und seinen neuen Charakter bey Hofe kennen; wir erfahren auch seinen Namen, seine Liebe zum Schachspiel, wir werden auch schon auf den Contrast vorbereitet, den die Denkungsart eines Derwisch mit seiner Hofbedienung machen muß.

Der dritte Auftritt zeichnet sich durch den familieren Ton, durch eine feine Sprache des Umgangs aus; in welchem Lessing immer, was so viele komische Dichter nicht verstehen, Natur und Plattheit glücklich abzusondern weiß. (S. 27.)

Wie edel ist die Beschreibung der menschlichen Freyheit. — Kein Mensch muß müssen — und der doch dabey bestehenden moralischen Nothwendigkeit: Warum

1780. man ihn recht bittet, und er für gut erkennt, daß muß ein Derwisch. Vortreflich anpassend für die Denkungsart eines Derwisch ist die Frage: Könnt ich nicht ein Kerl im Staat geworden seyn — und ganz des weisen Nathan würdig seine Antwort: Der Kerl im Staat ist nur dein Kleid; und wie feiner Spott für manchen Hofmann, den nur Stern und Ordensband auszeichnen, in den Worten, das auch geehrt will seyn. Ein sehr feiner Scherz liegt in dem Gedanken des Nathan, da er den Derwisch zum Hofsoche machen will; die enthalttsame, äufferstsimple und schlechte Lebensart der Derwische ist bekannt; einen Derwisch oder einen Kamtschadalen zum Hofsoche machen, wäre fast eins. Darum antwortet der Derwisch, Scherz mit Scherz zu vergelten:

Nun ja!

Mein Handwerk bei Euch zu erlernen! — Koch!
Nicht Stellner auch? Gesteht daß Saladin
Mich besser kennt. — Schatzmeister bin ich bey
Ihm worden.

Nathan fragt voll Verwunderung:

Du? — bey ihm? u. s. w.

Das anscheinende Paradoxe in den Ausdrücken, worin des Sultans verschwenderische Freigebigkeit an die Armen charakterisirt wird, giebt dieser Stelle eine besondere Anmuth. Sie hat die Wirkung eines Epigramms; man wird in Erwartung gesetzt — doch ist den Bettlern Saladin so feind — die Erwartung wird hier noch höher gespannt — daß er mit Stumpf und Stiel sie zu vertilgen sich vorgesetzt — und nun folgt der angenehmste Aufschluß in den Worten, und sollt' er selbst darüber zum Bettler werden. Die kräftige Beschreibung, die der Derwisch von den grossen Summen macht, die Saladin auf solche Art täglich ausgiebt, ist nicht minder schön; zumal durch die Allegorie, die von Nathan so richtig und so bedeutungsvoll fortgeführt wird. Eine hohe Sittenlehre für Fürsten predigt der Derwisch in Folgendem:

Es taugt nun freylich nichts,
 Wenn Fürsten Geher unter Lesern sind;
 Doch sind sie Leser unter Gehern, taugt's
 Noch zehnmal weniger.

Den letzten Theil davon setzt der Derwisch nachher weiter ins Licht. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn Fürsten zunächst um sich herum große, blendende Beweise einer gutherzigen Freygebigkeit geben, und darin so wenig Maaß halten, daß sie dafür an anderen Orten desto mehr erpressen müssen, als sie an einigen verschenken. Daher haben einige Kritiker die wie mich dünkt nicht unbillige Anmerkung gemacht, daß in Herrn Engels Edelknaben der großmüthige Fürst, in dem, was er da verschenkt, für einen Fürsten, der bedenken soll, daß er Haushalter der Staatseinkünfte ist, ein wenig zu freygebig sey. Hingegen ist das Verhalten des Königs gegen Tellheim in der Minna von Barnhelm vollkommen, wie es einem guten und weisen Fürsten geziemet. Mir fällt hiebey ein, daß es noch immer viele Leser poetischer Werke unter uns giebt, die nicht unterscheiden, wenn der Dichter Charaktere mit gewissen Fehlern zeichnet, und wenn er sie so zeichnet, daß ihre Handlungen wirklich als Muster erscheinen sollen. In Engels Edelknaben soll der Fürst in moralischer Güte erscheinen, und in sofern muß auch seine Freygebigkeit sich in den Schranken der Tugend halten. Saladin aber soll kein Ideal seyn, sondern ein Individualcharakter, dessen Fehler mit seinen Tugenden uns sichtbar werden müssen.

Fünfter Brief.

Die verschwenderische Freygebigkeit des Fürsten hatte den guten Derwisch beynahe in Hitze gebracht. Nathan sucht sie zu mäßigen. Er antwortet ihm mit Kälte:

O nicht doch, Derwisch!

Nicht doch!

u. s. w. (S. in Nathan 31, 32, 33 und den Anfang der 34sten Seite.)

1780.

Nathan erscheint uns hier von einer neuen Seite. Wir sehen in ihm den klugen und vorsichtigen Kaufmann. Ihn reizt es nicht, um hoher Zinsen willen Vorschüsse zu thun, wo sein Kapital selbst unwiederbringlich zusamt den Zinsen verloren wäre. Dies giebt er auf eine feine und versteckte Art in der Frage:

Auch Zins vom Zins der Zinsen?
und in dem Zusätze zu verstehn:

Bis mein Kapital zu lauter Zinsen wird.

Doch wie leicht hätten wir Nathan hiebei verkennen und ihn bloß für einen kaufmännischen Geist halten können, hätte uns nicht Lessing, durch das Folgende, wieder an den Mann erinnert, der oben so eifrig fragte:

Ihr gabt ihm doch vors erste, was an Schätzen
Ich euch gelassen hatte. Gabt ihm mehr?
Weit mehr?

Auch hier bleibt er seinem Charakter getreu. Er will der Verschwendung zwar nicht aufs Gerathewohl hin borgen; aber seinem Freunde steht er mit seinem Vermögen zu Diensten. Al-Hafi der Derwisch ist zu allem, was er vermag, ihm stets willkommen, aber gegen Al-Hafi als Desterdar, oder Schatzmeister, gegen den muß er vorsichtiger seyn.

Beyläufig bemerke ich nur noch die ungezwungene Art, mit der hier der Derwisch seine Pasion für das Schauspiel verräth. Ueberall ist bey unserm Dichter die vollkommenste Uebereinstimmung der Charaktere mit sich selbst!

Die Fragen, die der Derwisch zuerst an den Nathan thut, setzen den Zuschauer in Erwartung; und sind zugleich sehr in dem Charakter des Derwisch, sind sehr seiner Bekanntschaft mit Nathan angemessen. Ihm konnte ers zu trauen, daß er von selbst auf diese Frage mit Nein antworteten, daß er ihm nicht diese Bewegungsgründe zutrauen würde, die ihn vermocht haben dürften, die Schatzmeisterstelle beyhm Sultan anzunehmen. Der scheinbar paradoxe Ausdruck,

Vermögend wär' den reichsten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln,

Charakterisirt nicht nur überhaupt das Glück der Armen, 1780.
und das Verdrießliche im Zustande der Reichen, sondern
ist auch ganz in der eigenthümlichen Denkungsart des Der-
wisch gesprochen.

Und o der herrlichen Lehre, die der Derwisch den Mo-
narchen predigt! Man kann nicht umhin, sich dabey Lud-
wigs des Bierzehnten zu erinnern!

Sechster Brief.

Der vierte Auftritt macht bloß die Verbindung zwischen
dem Vorhergehenden und Folgenden. Er ist Schatten zu
dem Licht, das uns erwartet. Auch darin ist die Kunst
des grossen Dichters sichtbar. Nur Schriftsteller ohne Ge-
schmack wollen jede Zeile mit gleich grossen Schönheiten
ängstlich vollpflropfen. Der Meister nur weiß, wo sie an
ihrem Plage sind. Indes hat auch diese Scene, die bloß
den Uebergang macht, einige Stellen, die besondere Auf-
merksamkeit verdienen.

Der Scherz des Nathan über das Er, Er, der
Daja ist nicht nur mit Salz gewürzt, sondern auch mit
einer heilsamen Lehre verbunden. Die Liebe zu einer
Person, wäre sie auch noch so groß, sollte uns niemals
gegen anderer gute Eigenschaften oder Vorzüge blind,
niemals gegen andre Nebenmenschen ganz kalt machen.

Zu dem fünften Auftritt wechselt die Scene. Man
sieht einen Platz mit Palmen, unter welchen der Tempel-
herr auf und nieder geht. Ein Klosterbruder folgt ihm
in einiger Entfernung, immer als ob er ihn anreden
wollte.

Wir sind, wie ich glaube, Madame, mit Recht von
dem Gehorsam unter das Gesetz der strengen Einheit des
Orts, unter welches ein Aubignac und andre die dra-
matischen Dichter zwingen wollten, zurückgekommen. Daß
die Einheit der Handlung unverbrüchlich beobachtet werden
muß, hat seine Nichtigkeit; denn sonst wäre ein Drama
ein blosses Quodlibet, kein Kunstwerk, kein Werk des Genies
mehr. Allein die strenge Forderung, die ganze Währung
des Stücks hindurch immer den nemlichen Saal, das nem-
liche Zimmer, oder den nemlichen Platz zur Scene zu be-

1780. halten, müßte den Dichter in eine unerträgliche Verlegenheit setzen, und den Zuschauer um die schönsten Erfindungen bringen. Die beyden folgenden Scenen zum Beyspiel, so reich an Schönheiten, so wesentlich zur Handlung gehörig, wie hätten sie ohne Veränderung des Schauplatzes stattfinden können?

Die Erfindung, den Tempelherrn in zwey auf einander folgenden Scenen mit ihm sehr unähnlichen Personen zusammenzustellen ist über allen Ausdruck vortreflich. In der fünften contrastirt die klösterliche Einfalt des im Grunde reblichen Layenbruders mit seinen Anträgen von dem geistlichen Schurken dem Patriarchen gegen die Klugheit und den Edelmuth des Tempelherrn, und in der folgenden gegen seine Sprödigkeit die gedankenleere Geschwätzigkeit der Daja.

Gleich im Anfange der fünften Scene lernen wir den Klosterbruder nur in seiner Ehrlichkeit kennen. Bald darauf verräth er uns aber auch seine Einfalt, doch bleibt es uns ungewiß, ob wir seine Einfalt mehr für dumme oder fromme halten sollen. Auch der Tempelherr, wie es scheint, erräth ihn nicht ganz.

Die Antwort des Klosterbruders, da ihm der Tempelherr bezeugt selbst nichts zu haben, spricht für seine ehrliche, biedre Denkart; wiewohl der Tempelherr am Ende, wie er unten gegen Nathan zu verstehen giebt, unschlüßig bleibt, was er von ihm denken soll. Die Warnung für den Genuß der Datteln ist auch vollkommen der klösterlichen Disciplin gemäß.

Wen belustigt nicht die Naivetät des Klosterbruders, der es so geradehin mit aller Treuherzigkeit dem Tempelherrn ins Gesicht sagt: ich soll mich nur nach Euch erkunden; auf den Zahn Euch fühlen! Aber wen rührt auch nicht die Gewissenhaftigkeit, mit der er, ohne zu klügeln, das Gelübde des Gehorsams beobachtet? Gehorsam muß freylich ohne Raisonnement seyn, wenn eigentlicher Gehorsam seyn soll. Und zu einem solchen Gehorsam sollten billig Kinder gegen ihre Eltern gewöhnt werden, so lange sie noch in den Kinderjahren sind.

Die Rede des Tempelherrn (S. 44. des Nathans am Ende) ist ein Muster einer kurzen, gedrängten Erzählung,

die gleichwohl keinen wesentlichen Umstand ausläßt; sie ist zugleich der Laune des Tempelherrn sehr angemessen, man merkt's ihm an, wie gern er bald dieser Unterredung los seyn möchte. 1780:

Der gute Layenbruder sagt es wieder gerade heraus: er soll den Tempelherrn nur erst ergründen; und doch meint er gleich darauf, das Kürzeste sey wohl, daß er das Ergründen bleiben lasse, und alles was der Patriarche wolle, geradezu heraus sage. Konnte die Einfalt hier mit treffenderen Zügen angedeutet werden?

Nun folgt der schönste Theil dieses Auftritts.

Der Klosterbruder eröffnet die Absicht des Patriarchen:

Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern bestellt.

Tempelherr.

Durch mich? Ich bin
Kein Bothe. — Das, das wäre das Geschäft,
Das weit glorreicher sey, als Judenmädchen
Dem Feu'r entreiffen?

Ohne Zweifel, verehrungswürdige Frau, hat Ihnen der Troß in des Tempelherrn Antwort: Ich bin kein Bothe, gefallen. Ich zweifle aber eben so wenig, daß Sie mit Vergnügen bemerkt haben, wie hier der Tempelherr mit edlem Stolze den Werth der nemlichen Handlung fühlt, von der er vorher mit der Kälte der Bescheidenheit sprach.

Die öftere Wiederholung der Worte, sagt der Patriarch, ist sonst in der Art einfältiger Leute, die das sagte er, sagte sie, bis zum Ekel wiederholen. Sie thut aber hier eine vortrefliche Wirkung, um den Zuhörer merken zu lassen, daß der ehrliche Layenbruder an allen dem, was der Patriarch vorhat, keinen Antheil nehmen will, und daß er nur, dem Gelübde des Gehorsams getreu, ausrichtet, was ihm sein Patriarch befohlen hat. Der völlige Aufschluß des Charakters des Layenbruders ist dem Zuschauer erst in der ersten Scene des vierten Akts erhalten.

Das zweymalige Als ich? des Tempelherrn drückt sein Erstaunen aus über die Zumuthung des Patriarchen.

1780. Aber die stufenweise immer hellere Beleuchtung des häßlichen Charakters dieses geistlichen Bösewichts, ist mit solcher Kunst angelegt, daß ich vergebens Ausdrücke suche, um Ihnen mein Gefühl von ihrer Vortreflichkeit zu bezeichnen.

Daß ein Patriarch sich so unbefugt in Welthändel mischt, daß er einen Tempelherrn zum Spion machen will, ist schon arg genug; aber er will ihn gar zum Meuchelmörder machen; noch nicht genug, er will ihn gar zum Meuchelmörder seines Wohlthäters machen; noch mehr, er will diese Schandthat mit dem Namen der Religion und der Ordensregeln decken. Man sieht, wie sich der Vortrag des Layenbruders entwickelt, daß der Tempelherr immer wärmer, der Bruder Bonafides aber immer zuversichtlicher, und in seinem Herzen froher wird, den Tempelherrn so zu finden; daher seine Ausdrücke Gewiß nicht! — Pfuy! hier vortreflich angebracht sind. Man hätte glauben sollen, das Abscheuliche in dem Ansinnen des Patriarchen hätte nicht lebhafter ausgemahlet werden können, als es bisher geschehen; und dennoch hat unser grosser Seelenmahler noch einen Pinselzug aufbehalten, der das Gemälde auf die unerwarteteste Weise vollendet.

Lofterbruder.

Allerdings! —

Zwar, mehnt der Patriarch, — des Dankes sey
Man quitt, vor Gott und Menschen quitt, wenn uns
Der Dienst um unsert willen nicht geschehen.
Und da verlauten wolle, mehnt der Patriarch, —
Daß Euch nur darum Saladin beguadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Guerm Wesen,
So was von seinem Bruder eingeleuchtet —

Tempelherr.

Auch dieses weiß der Patriarch; und doch? —
Ach! wäre das gewiß! Ach, Saladin!
Wie? Die Natur hätt' auch nur Einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entspräche nichts in meiner Seele?
Was dem entspräche, könnt' ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —

Natur, so leugst du nicht! So widerspricht
Sich Gott in seinen Werken nicht! — Geh! Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geh! geht!

1780.

Klosterbruder.

Ich geh'; und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Klosterleute
Sind schuldig, unsern Obern zu gehorchen.

Diese letzte Mühe des Tempelherrn, womit er die ganze Unterredung abbricht, verräth uns einen geheimen, aber sehr hochachtungswürdigen Zug seines Charakters. Wir finden in ihm eben sowohl den tiefdenkenden als den gutdenkenden Mann. Hat der Sultan, denkt er, mich um einer Aehnlichkeit mit seinem Bruder willen begnadigt, so muß er in mir auch etwas von seines Bruders Gemüthungen vermuthet haben. Und statt dieser Bruderliebe, die er in meinen Zügen ahndet, soll ich Gedanken des Mordmuths gegen ihn hegen? Wie edel hat dies Lessing ihn ausdrücken lassen! Und wie fein ist in seinen Gedanken die physiognomische Wahrheit angedeutet, daß jedem Zuge des Körpers etwas in der Seele entspreche! Denn so unsicher und schwankend auch immer noch die physiognomische Theorie ist, und vielleicht auf immer bleiben wird, so ist doch jener Lehrsatz für mich wenigstens vollkommen überzeugend. Zu der grossen Kunst unsers Dichters gehört auch die Geschicklichkeit, speculative Wahrheiten so treffend zu benutzen, daß sie zur Nahrung des Herzens und zur Ergözung des feinsten Geschmacks mit wirken müssen.

Siebenter Brief.

Der Tempelherr war durch das letzte, was ihm der Klosterbruder sagte, zu einem solchen Grade seines edlen Unwillens gebracht, daß er den Klosterbruder kurz und gut seine Wege gehen heißt; und die Antwort dieses ehrlichen Mönchs ist vollkommen in seinem Charakter.

Ich geh und geh vergnügter als ich kam.
Verzeihe mir der Herr; Wir Klosterleute
Sind schuldig, unsern Obern zu gehorchen.

1780.

So streng er das Gelübde des Gehorsams betrachtet, so deutlich giebt er doch auch noch im Weggehn zu verstehen, wie wenig Gefallen er an dem Auftrage und Gesinnungen des Patriarchen habe.

In der ärgerlichen Laune, worinn der Tempelherr über die Schurkerei des Patriarchen ist, läßt ihm der Dichter mit großer Weisheit die geschwägige Daja auf den Hals kommen. Schon die ersten Worte, die der Tempelherr, kaum da er sie gesehen hat, zu sich selbst sagt, setzen den Zuhörer in die angenehmste Erwartung, und ziehn ihn in das Interesse der Handlung hinein. (S. 54. des Originals.)

Aber um das geschwägige Weib selbst zu hören, wie sie hunderterley zu fragen hat, und die lakonischen Antworten des Tempelherrn, es ist der angenehmste Contrast, der sich denken läßt.

Gewiß ist Ihrer Bemerkung nicht entgangen, wie fein die gedankenlose Blanderei charakterisirt wird, indem der Dichter die Daja erst fragen läßt: Ihr seyd doch wohl nicht krank gewesen? und da der Tempelherr schon sein kluges Nein darauf erwiedert hat, dennoch wieder fragen läßt: Gesund doch? Nach diesen nichts bedeutenden Fragen kömmt sie zur Sache.

Sehr bitter ist das Kaufe nichts in dem Munde des Tempelherrn. Er sieht in dem Juden nichts weiter als den Kaufmann. Aber auch in andrer Rücksicht ist dies Kaufe nichts vortreflich lokal. Nicht nur, daß es den Tempelherrn uns fortführt als einen Mann zu zeigen, der der Daja längst überdrüssig, der so kurz angebunden als möglich ist, sondern es macht auch einen sehr auffallenden Absatz gegen die lärmende und hochtrabende Beschreibung der Daja, mit der sie Wunder! dachte, wie sehr sie den Tempelherrn in Bewegung setzen würde. Fast noch bitterer und gedankenvoller ist der Spott über die jüdische Nation:

Seinem Volk ist reich und weise
Vielleicht das nemliche.

Im folgenden geht die Exposition des Stückes einen Schritt weiter. Ohne daß der Unterredung der geringste Zwang angethan, ohne die geringste Untreue gegen die Natur der Charaktere lernen wir gleichsam nur behläufig

die Daja in ihrem Verhältnisse gegen Nathan nunmehr näher kennen. 1780.

Gewiß sind Sie mit mir einig, vortrefliche Frau, daß wir nicht natürlicher erfahren konnten, daß Daja eine Christin und als solche in dem Hause des Nathan zur Gesellschaft der Recha angenommen sey. Nicht genug, wir erfahren auch zugleich die platte, gemeine Denkungsart dieser Jose, ihren einfältigen Religionsparteyenstolz; und es ist die angenehmste Ueberraschung, daß ihr der Tempelherr, der die alte Leyer nicht wieder hören mag, in die Rede fällt, und ihr selber vorerzählt, was sie ihm erzählen wollte. Und wie feck, stark und männlich drückt der Tempelherr seinen herzlichen Verdruß aus, den er über die Zudringlichkeit des geschwägigen Weibes im Innersten fühlt, indem er sagt:

Aber seht;

Gräugnet so ein Fall sich wieder: Ihr
 Seyd Schuld, wenn ich so rasch nicht handle, wenn
 Ich mich vorher erkund', — und brennen lasse,
 Was brennt.

Worauf das Bewahre Gott der recht fromm und christlich seyn wollenden Schwägerin wieder vortreflich absticht.

Der erste Auftritt des zweyten Aufzugs zeigt uns zu Anfange nur im Saladin den zerstreuten Spieler. Er spielt mit seiner Schwester Schach, und ich glaube, daß jeder Zuhörer bloß aus dem Discurs, wenn es uns auch Sittah nicht gleich sagte, die Zerstreuung des Sultan bemerken mußte.

Daß der Sultan sich im Ziehn dreyimal versieht, daß er die Königin im Schachspiel unbedeckt läßt; am meisten aber, daß er das Spiel verloren giebt, ohne es noch verloren zu haben, zumal die Heftigkeit, mit der er am Ende eilt nur davon zu kommen, sind die sichtbarsten Merkmale seiner Zerstreuung. Aber auch mitten unter diesen Zügen blickt sein grosser Hang zum Geben hervor. Nicht nur muß uns Sittah selbst sagen, daß er die ihr abgenommenen Spiele doppelt wiederbezahle. Auch das schnelle hastige

Du hast gewonnen; und

M-hafi zahlt — Man laß ihn rufen gleich!

1780. Charakterisirt den verschwendrischen Geber, zumal da wir vorher schon den M = hafi darüber so nachdrücklich haben klagen hören.

Jetzt aber gesteht es der Sultan selbst, daß er zerstreut beym Spiele gewesen.

Du hattest, Sittah, nicht so unrecht; ich
 War nicht so ganz beym Spiele; war zerstreut.
 Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
 Beständig? die an nichts erinnern, nichts
 Bezeichnen. Hab' ich mit dem Iwan denn
 Gespielt? — Doch was? Verlust mit Vorwand. Nicht
 Die ungeformten Steine, Sittah, sind's
 Die mich verlieren machten: deine Kunst,
 Dein ruhiger und schneller Blick . . .
 u. s. w., u. s. w.

In dieser Stelle glaube ich wieder ein neues Beispiel von Lessings großer Einsicht in die Kunst der Aufhaltung der Suspension des Lesers zu finden. Eigentlich sollte uns Saladin die Ursache seiner Zerstreuung entdecken. Ganz unvermerkt aber wird er durch das und mehr als ich der Sittah davon abgelenkt. Diese Gelegenheit zur Ausschweifung ist nicht nur an sich sehr ungezwungen, sondern auch der großen Liebe, die Saladin für seine Schwester hegt, ganz angemessen. Er vergißt seiner eignen Zerstreuung, und ist nur um das, was seine Schwester zerstreut machen könnte, besorgt. Die Familienverbindungen, die er zu stiften gedenkt, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion zu nehmen, lassen uns einen tiefern Blick in seine Denkungsart thun; aber der Werth dieser Episode wird noch durch die folgende sehr nachdrückliche Stelle erhöht.

Sittah.

Hab' ich des schönen Traums nicht gleich gelacht?
 Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
 Ihr Stolz ist: Christen seyn; nicht Menschen. Denn
 Selbst das, was noch, von ihrem Stifter her,
 Mit Menschlichkeit den Aberglauben würtzt,
 Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
 Weils Christus lehrt; weils Christus hat gethan. u. s. w.

Ich glaube gern, Madame, daß mancher Zelote und Kezermacher den Mund sehr verzerren würde, wenn er diese Stelle läse. Mir ist sie gar nicht anstößig, denn wie kann Wahrheit anstößig seyn, wenn man selbst nicht vorzüglich Lust hat anzustossen? Lehrt es nicht die Kirchengeschichte offenbar, wie oft die christliche Religion bloß der Deckmantel politischer, ganz unchristlicher Absichten hat seyn müssen? War nicht in den damaligen Zeiten die christliche Religion durch den dicksten Aberglauben verdunkelt. Ist es nicht ein würdiges Zeugniß, daß Sittah für den Stifter der christlichen Religion ablegt! — Könnte sie, ohne Christinn zu seyn, mehr sagen? Ist es etwa nicht wahr, daß es vielen heutigen Christen, vielen orthodoxen Theologen mehr um den Namen Christus, als um seine Tugend zu thun ist? Haben wir nicht an Hrn. P. Hoffstedde erfahren, daß es immer noch Leute giebt, die verlangen, daß der Name Christus die Namen aller guten Menschen schänden und verschlingen soll?

Ich weiß es, verehrungswürdige Frau, wie ganz Ihre Seele von dem Liebenswürdigen unserer Religion und von der erhabenen Würde des Stifters durchdrungen ist; aber ich bin auch gewiß, Sie geben dieser Stelle Ihren herzlichsten Beyfall, und sind sehr entfernt, mit der berühmten Garbonne den Belisar des Herrn Marmontel zu verdammen.

Der Dialog geht fort, indem Sittah durch den letzten Ausdruck des Saladin

Wär' alles sonst nur wie es müßte
aufmerksam gemacht wird.

Kann der gutherzige Verschwender mehr in seinem Charakter sprechen, als in den Ausdrücken:

Was, wenn ichs habe, mir so überflüßig
Und, hab' ichs nicht, so unentbehrlich scheint.

Das ist so einer von den Zügen der Aehnlichkeit, die auch das ungeübteste Auge rühren; wobey jeder, der sich auch noch so wenig auf Porträte versteht, von ganzem Herzen ausruft: Ha, das ist er! Getroffen; wie er leibt und lebt!

1780.

Achter Brief.

Der zweyte Auftritt ist in seinem ersten Theile ein Muster von einem schnell abwechselnden und schon durch das Feuer der Abwechslung hinreißenden Dialog. Der Eifer des Hafi über das verloren gegebne und doch nicht verlorne Schachspiel, verbunden mit seinem Verdrusse über des Sultans zu große Freygebigkeit, die Besorgniß der Sittah, daß er sie verrathen und ausplaudern würde, was sie bisher alles vorgeschossen, die Neugierde des Sultans concertiren so vortreflich miteinander, und der Gang der Scene wird dadurch so geschwind, daß man selbst nicht weiß, wie sie vorüber ist.

Einen angenehmen Contrast macht hier zuvörderst der Zusammenstoß des Herrn mit seinem Schatzmeister. Jeder glaubt, der andre habe das Geld, worauf der eine so begierig wartet, als der andre. Noch auffallender ist es, daß Saladin, der so eben hört, daß Hafi noch kein Geld hat, ihm gleichwohl befiehlt, wieder tausend Dinaren an Sittah zu bezahlen. Und doch macht es uns gleich wieder befremden, daß uns etwas auffallend seyn kann, was doch so ganz in Saladins Charakter ist. Aber Sie werden mir leicht zugeben, Madame, daß unsre Bewunderung hier nicht der Sache, sondern der Kunst des Dichters gilt. In Wahrheit, es ist eine feltne große und schwere Kunst, gewissen Charakteren durch gewisse tief studierte und glücklich getroffene Züge Neuheit zu geben, und uns damit zu überraschen, daß ein Verschwender das Geld gern wegwirft, und ein Geiziger es gern zusammenhäuft, ist uns nichts neues. Wundern darf man sich denn aber auch nicht, wenn man in Charakterstücken gähnt, in welchen uns diese bekannte Sache auf die trivialste Art wohl zehnmal in einer Scene wiederholt wird; oder wenn man verdrießlich darüber wird, daß der Verfasser aus Unvermögen die wahre Natur uns von einer neuen Seite zu zeigen, uns die unleidlichsten und unwahrscheinlichsten Carrikaturen sehen läßt. Hier aber sehen wir die Hand des Meisters. Oben da der Schatzmeister erwartet, daß endlich seine leere Kasse gefüllt werden soll, giebt ihn der Sultan schon wieder neue Assignationen. M-Hafi als Schatzmeister drückt auch

m

seine Verwunderung darüber sehr dreist, und zugleich sehr
förmlich aus: 1780.

Das ist für Was noch weniger als Nichts.

Doch der Schatzmeister im Derwisch giebt bald den Schach-
spieler Raum. Wir kannten ihn schon als einen solchen. h
Er blickt auf das Spiel, das noch da steht, zeigt dem
Sultan, daß er gewonnen, der aber davon nichts wissen
will, und seiner Schwester ihren Gewinnst auszuzahlen
befiehlt. Ganz in's Spiel vertieft, plagt der Derwisch mit
einigen Worten heraus, welche Sittah so gut als möglich
zu bemänteln sucht.

Es setzt den Zuhörer in die größte Neubegierde, was
das doch für ein Geheimniß seyn müsse, daß Sittah so
gern vor dem Sultan verbergen will. Und doch läßt es
der Dichter uns halb errathen, wenn der Derwisch sagt:
Gönnts Euch nur selber erst! — Nun ja! Ihr
sollts bekommen, wie Ihr's stets bekommen!
Und welche Kunst ist nicht darin verborgen, daß zwey von
den redenden Personen, jede zugleich sich mit etwas anderm
in Gedanken beschäftigen, und nur mit halber Aufmerk-
samkeit bey der Scene sind. Der Derwisch in das da-
stehende Spiel, der Sultan in seine Finanzumstände ver-
tieft; jener immer darauf bestehend, das Spiel sey noch
nicht verloren; dieser dagegen ganz fest versichert, es sey
verloren; und mitten in dieser für den Zuhörer so an-
genehmen Verwirrung, da der Sultan das Spiel umstößt,
um dem Disput ein Ende zu machen, die sehr natürliche
Anmerkung:

Spiel wie Gewinnst! So wie
Gewonnen, so bezahlt.

Diese muß den Sultan stutzig machen, und so geht der
Dialog durch ganz unmerkliche sanfte Krümmungen nach
einer andern Richtung über.

So sehr wir der Sittah die Verlegenheit anmerken,
wenn sie, um sich zu helfen, dem Derwisch Schuld giebt,
er sträube sich, er lasse sich gern bitten, sey wohl gar ein
wenig neidisch; so fein, so unerwartet ist die Auflösung,
die uns der Derwisch von dieser Beschuldigung giebt.

1780.

Kann seyn!

Kann seyn! Ich hätt' Ihr Hirn wohl lieber selbst,
Wär lieber selbst so gut wie sie!

Welch ein schmeichelhaftes Compliment, und dies von einem Manne, der wahrhaftig nicht dazu gemacht ist, Schmeicheleyen zu sagen! - Was für einen hohen Begriff macht uns dieser einzige Gedanke von Sittah's Kopf und Herzen! Auch erfahren wir bald noch mehr davon. Ihr gutes Herz verräth uns der Derwisch selbst, indem er etwas verräth, was sie so gern verschwiegen wissen wollte.

Die Bescheidenheit, mit der Sittah das geringste nur von dem, was sie gethan, da sie sich gezwungen sieht, zu reden, erzählt, das fortgesetzte Zudringen des plaudernden Derwisch von der einen und des neugierigen Sultans von der andern Seite macht für den Zuhörer eine sehr angenehme Steigerung; sein Herz erhebt sich immer mehr, die Sittah zu lieben und zu bewundern, und sein Herz wird so wohl, so warm, als das Herz des Sultans, der am Ende seine ganze Empfindung in die Ausdrücke

Ha! das, das ist meine Schwester!

und in eine stumme herzliche Umarmung herausdrängt!

Das Folgende interekirt uns nun wieder für den Sultan. Der Derwisch ist so kalt, und hat doch bey dieser Kälte so viel Recht; der Sultan ist wegen seiner Gutherzigkeit so liebenswürdig, und doch wegen des Uebermasses so tadelnswerth, wegen der Folgen darin so sehr zu bedauern, daß uns diese Stelle mit einem sonderbaren Gemisch theilnehmender Empfindungen erfüllt.

Nun fällt es aber zur rechten Zeit der Sittah ein, daß der reiche Nathan zurückgekommen sey. Aber dieser Einfall kömmt dem ehrlichen Derwisch sehr ungelegen. Besorgt für seinen Freund, drehet und wendet er sich auf die schlauste Art, um ihn vor der Schlinge zu bewahren, die ihm zu drohen scheint. Da die Zuhörer vorher den Derwisch schon mit Nathan sprechen hören, so ist es für ihn gar nicht möglich, die folgenden Reden des Derwisch für etwas anders, als für kluge Verstellung zu nehmen.

Hat Ihnen nicht die künstliche, listige Art, wie der Derwisch an seinem Freunde lügt, um seinen Beutel zu

retten, vorzüglicher Bewunderung werth geschienen? Das ist mir ein Sophist, der Derwisch! Wie er den Nathan zu loben weiß, wo nicht von Geldgeben die Rede ist: Wie er seiner verschmitzten Lüge, daß Nathan nur gäbe, aber niemals borge, einen so hübschen Anstrich zu geben weiß! Wie er so klug auf die Ausflucht verfällt, mit ihm über den Fuß gespannt zu seyn; und endlich, um nicht länger in Gefahr zu seyn, am Ende doch den Kürzeren ziehen zu müssen, davon läuft; um bey jedem andern, nur bey dem Nathan nicht, für den Sultan zu borgen.

Neunter Brief.

Der dritte Auftritt, ob er gleich keine leere Episode ist, dient doch hauptsächlich dazu, um uns von dem Gemusse so vieler Schönheiten ein wenig ausruhen zu lassen, und uns zu desto grösserer Aufmerksamkeit auf einige vorzüglich glänzende Scenen, die bald folgen werden, vorzubereiten. Auch das ist nur des grossen Meisters Sache, gewisse Stellen seines lebendigen Gemäldes in Schatten zu setzen und dann

ex fumo dare lucem.

Wenn aber gleich diese Scene minder anziehend ist, als die folgenden, so ist sie darum nicht leer von Schönheiten, sie ist darum immer noch mehr werth, auch ohne den Werth, den sie im Verhältniß zum Folgenden hat, in Anschlag zu bringen, als viele ganze Tragödien. Hauptsächlich die Feinheit der Sittah, mit der sie erräth, daß der Derwisch nicht so ganz unbefangen gesprochen habe, ist hier sehr lokal, und mit dem übereinstimmend, was der Derwisch vorher zu ihrem Lobe gesagt hatte.

Der vierte Auftritt hat schon wieder mehr Interesse. Die Scene ist vor dem Hause des Nathan. Nathan kommt zurück. Recha läßt ihre Unruhe merken. Der Tempelherr möchte sie verlieren, fürchtet sie.

Vortreflich ist die Aeußerung der Recha, da sie die Unruhe, die sie fühlt, bloß für die Unruhe ungeduldiger Dankbarkeit erklärt; vortreflicher noch die Wendung, da sie gleich von dem, der ihr das Leben rettete, so zärtlich auf

1780. den übergeht, dem sie es zuerst zu verdanken glaubte. Und Nathan, o wie werth einer solchen Tochter! Welch menschliches Gefühl, mit dem er die ersten Reime der Liebe in dem Herzen seiner Tochter ahndet; welche väterliche Zärtlichkeit, mit der er keine ihrer unschuldigen Neigungen ersticken zu wollen bekennet, und nur um ihr ganzes väterliches Zutrauen bittet.

Das Folgende macht zwar blos den Uebergang zur nächsten Scene, enthält aber doch verstohlene Winke der Leidenschaft der Recha für den Tempelherrn, die gleich kleinen Blitzen hervorbrechen und verschwinden.

Nathan.

Nichts mehr hiervon! das ein für allemal
Ist abgethan. — Da ist ja Daja. — Nun?

Daja.

Noch wandelt er hier untern Palmen; und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kommt er!

Recha.

Ah! und scheinest unentschlossen,
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?

u. s. w., u. s. w.

Welche süsse Naivetät in dem zweymaligen Ausruf der Recha: Ah die Hecke! Wie viel sagt ihr Zaudern! und wie viel das fragende Ja am Ende, da ihr Daja verspricht, sie an ein Fenster zu führen, wo sie beide werde bemerken können.

Der fünfte Auftritt ist einer von den herrlichsten im ganzen Stücke.

Schon die kurze Monologe, mit der Nathan anfängt, ist höchst interessant.

Zuerst hören wir den Nathan, der sich seiner selbst bewußt, fast unentschlossen ist, ob er des Tempelherrn sprödes Wesen ihm nicht übel nehmen, ihm nicht lieber deshalb ausweichen soll. Aber schon der nähere Anblick des Tempelherrn vertilgt das wieder in seiner Seele. Er wird für ihn gleich eingenommen. Und wie viel Sinn, wie viel Adel liegt in der Allegorie:

Die Schaale kann nur bitter sehn; der Kern
Ist's sicher nicht.

Die Frage, die er darauf an sich selbst thut: Wo sah ich doch dergleichen? nach welcher in der Action eine Pause folgen muß, lassen den Zuhörer wieder etwas von dem Folgenden ahnen, und zünden also wieder eine neue Wißbegierde in ihm an.

Das Folgende ist mit unübertrefflicher Kunst angelegt, um in dem Herzen des Zuhörers ein starkes gemischtes Gefühl der Bewunderung hervorzubringen; einer Bewunderung, zu der sich ein Mißfallen an dem übermüthigen Troß des Tempelherrn, an seiner stolzen Bescheidenheit, und eine Theilnehmung an Nathans Situation gesellet, für die ich wirklich keinen Namen weiß. Wenn wir in dem einen Augenblicke Indignation fühlen, einen so treflichen Mann so behandelt zu sehn, so fühlen wir gleich in dem zweyten Augenblicke, daß ein Mann wie Nathan dieser unsrer Indignation nicht bedarf, der Mann ist zu edel, ist zu groß, um beleidigt werden zu können.

In einer kleinen Gesellschaft, wo ich den Nathan vorlas (die Gesellschaft war auserlesen, muß ich Ihnen noch sagen) unterbrach mich, da ich die Worte gelesen hatte:

Groß!

Groß und abscheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die bescheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abscheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. —

unterbrach mich, sage ich, die ganze Gesellschaft durch einen unwillkürlichen Ausdruck des Entzückens. Niemals habe ich so lebendig die Wirkung, die Longin dem Erhabnen beylegt, daß es wie ein Blitz alles erschüttre und niederschlage, niemals habe ich sie so an mir und andern gefühlt. Ich mußte die Stelle zwey bis drey mal wiederholen. Jeder meiner Zuhörer kannte sie auswendig, und sagte sie für sich selbst her!

Die alles, was man bitter nennen kann, übertreffende Bitterkeit des Tempelherrn, da er erstlich das edelmüthige Anerbieten des Nathan, seinen Reichthum zu nützen, anzunehmen scheint, dann aber ihn so täuscht, daß er nur

1780. verspricht, sich zu einem neuen Mantel Tuch oder Geld zu borgen, und wie er des edeln Nathans, der etwas milderes erwartet hatte, Gesichtszüge sich verfinstern sieht, sogar dieses Sauersehn aus einer so niedrigen Quelle herleitet, als hätte er den ärgsten Schacherer, den geizigsten Handelsjuden vor sich, diese so meisterhaft nuancirte Bitterkeit schlug die Zuhörer wieder nieder, bis sie gleichsam durch die Antwort des Nathan:

Es ist doch sonderbar,
Daß so ein böser Fleck, daß so ein Brandmahl
Dem Mann ein bessres Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht' ihn küssen gleich —
Den Flecken! —

wie aus einer Betäubung aufgeweckt alle zugleich aufsprangen und alle in einem Tone: Herrlich! Herrlich! riefen.

Und gerade ist hier die Gränze, wo unsre Unzufriedenheit mit dem Tempelherrn in Abscheu, wo das Spröde in seinem Charakter für uns in Karrikatur übergehen würde, hätte nicht unser vortreflicher Dichter gerade hier mit grosser Weisheit eingelenkt. Denn diese letzte Rede des Nathan, da sie den Zuhörer so rührt, sollte sie den Mann nicht rühren, den sie angeht?

Noch in den ersten Worten, die der Tempelherr in dieser Stelle spricht, fährt er in seiner Bitterkeit fort. Er stellt sich, als ob er die dankbare wehmüthige Zähre eines Mannes, eines braven Mannes nicht werther achte, als jeden Regentropfen. Aber doch merkt man aus dem Zusatze:

Bald aber fängt
Mich dieser Jud an zu verwirren.

wies ihm ums Herz ist; und das Fünkchen der Liebe, das irgendwo in seinem Herzen ihm selbst unbekannt schlummerte, oder wenn mans noch nicht ein Fünkchen der Liebe nennen soll, wenigstens den Zunder, der jeden Augenblick bereit ist Funken zu fassen, verräth sich dem Zuschauer in dieser Stelle, die ein Meisterstück von Nachahmung der Betroffenheit und Verwirrung ist,

Aber Jude —

Ihr heißet Nathan? — Aber Nathan, Ihr
Sekt Eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte —

nur allzu deutlich.

Zu wie vielem Nachdenken crusthafter Leser oder Zuhörer der folgende Discours zwischen Nathan und dem Tempelherrn einlade, darf ich Ihnen nicht erst sagen, verehrungswürdige Frau; wiewohl ich Ihrentwegen alles, was ich bisher gesagt habe, hätte ungesagt lassen dürfen, fände ich nicht selbst mich dabey zu sehr interessirt, meine Gedanken und Empfindungen Ihrer Prüfung vorzulegen! Nur darüber möcht' ich noch insbesondere Ihre Gedanken erfahren; ob Ihnen nicht auch in dieser Unterredung die wahren Gründe der allgemeinen Menschenliebe, und der herzlichen liebevollen Duldung aller dissentirenden Religionsparteyen zu liegen scheinen. Mag das einer mit dem Namen Indifferentismus, oder sonst mit welchem ismus von der Welt es sey, benennen; was geht das mich an? Die Wahrheit bleibet, was sie ist, mag sie der eine so, der andre anders nennen, so wie Gott bleibt wie er ist, er mag unter dem Namen Jehovah, Zevs, oder Dromazes verehret werden.

Zehnter Brief.

Noch ehe Daja auftritt, glaube ich einen nicht ohne Absicht des Dichters hingeworfnen Zug von anfangender Leidenschaft in dem Herzen des Tempelherrn bemerkt zu haben, wenn er sagt:

Unsrer Necha ist

Doch nichts begegnet?

Wie sehr grossen Absatz macht dieses vertrauliche unsrer Necha, gegen die Sprödigkeit, die der nemliche Ritter zu verrathen schien, indem er vorher sagte:

wenns auch nur

Das Leben einer Jüdin wäre.

1780. Im sechsten Auftritt, der bloß um des Zusammenhanges willen nöthig war, meldet Daja, daß der Sultan geschickt habe, und Nathan zu sprechen verlange.

Im siebenten Auftritt, nachdem der Tempelherr dem Nathan die Gewißheit gegeben, daß er dem Sultan sein Leben zu danken habe, daß er ihm selbst noch nicht habe danken können, daß es aber doch nicht genug sey, daß er mit seinem Willen noch lebe, daß er vielmehr auch nun von ihm erwarten müsse, nach wessen Willen er nunmehr zu leben habe, bezeigt ihm Nathan seinen Beifall, und eilt um so mehr zum Sultan zu gehen.

Eine geheime, dem Zuhörer fast ißt noch unmerkbare Kunst liegt darin, daß der Dichter den Tempelherrn sich zweymal versprechen läßt:

Mein Name war, ist Gurd von Stauffen.

Dies bereitet ganz unmerklich die Entwicklung vor, oder läßt vielmehr dem Zuhörer etwas davon, aber nur ganz dunkel, ahnden. Denn weiter unten entwickelt sich's, daß der Tempelherr ehemals nicht Gurd von Stauffen hieß. Eben so in dem Verse:

Mein Oheim selbst — mein Vater will ich sagen.

Seinen wahren Vater hielt nemlich der Tempelherr verborgen, und nennt dafür seinen Oheim, der ihn an Kindes Statt angenommen, seinen Vater. Es ist aber auch dem Charakter des Tempelherrn sehr angemessen, daß ihm auch diese Verstellung sauer wird, daß ihn auch hier sein ofyer und freyer Charakter beynahe verleitet hätte, etwas heraus zu sagen, woraus er doch ein Geheimniß machte.

Gleiche Weisheit der Disposition wird in folgendem Monolog des Nathan sichtbar, der unmittelbar auf die vorhergehende Stelle folgt.

„Der Forscher fand nicht selten mehr, als er
 „Zu finden wünschte.“ — Ist es doch, als ob
 In meiner Seel' er lese! — Wahrlich ja;
 Das könnt auch mir begegnen. — Nicht allein
 Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch seine Stimme. So,
 Vollkommen so, warf Wolf sogar den Kopf;
 u. s. w.

Es entsteht durch diese Stelle ein neues Interesse für den Zuschauer. Die Entwicklung geht wieder einen Schritt weiter, allein der Zuschauer bekommt nur so viel davon zu sehen, daß seine Neubegierde noch mehr entzündet wird. Die Stelle hat die Wirkung eines Räthsels, dessen Auflösung man sich nicht entbrechen kann entweder selbst durch Nachdenken herauszubringen, oder doch mit Begierde von einem andern, der den Schlüssel hat, zu erwarten. Der Tempelherr war vom Sultan, wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit seinem Bruder, begnadigt worden. Ist erfahren wir, daß Nathan eine eben so auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Tempelherrn und einem gewissen Wolf bemerkt, den wir zwar noch nicht näher zu kennen scheinen, den wir aber doch bey einigem Nachdenken für eine und eben dieselbe Person mit des Sultans Bruder Assad halten müssen. Denn daß ein Dritter zweyen verschiedenen Personen so auffallend ähnlich seyn sollte, ist doch nicht sehr wahrscheinlich. Indessen da wir, wie gesagt, zwar der Entwicklung nun einen Schritt näher kommen, jedoch gleichsam wie in einem Labyrinth, zugleich eine neue Verwicklung finden, so ist dies die angenehmste Belebung unsers Interesse, das wir bisher immer noch an der Handlung nahmen.

Im achten Auftritte, da Daja für sich und Recha neugierig ist, zu wissen, wie die Unterredung mit dem Tempelherrn abgelaufen sey, erklärt ihr Nathan, daß sie ihn jeden Augenblick erwarten dürfe, und Nathan giebt ihr hierauf eine Erinnerung verschwiegen zu seyn.

Wir wissen noch nicht, was Daja verschweigen soll, warum ihr Gewissen ruhig seyn soll; genug wir sind nun schon, da wir Daja und Nathan haben näher kennen lernen, des Letztern wegen unbesorgt. Wir können schon fast mit Gewißheit voraussehen, daß die Scrupel, die sich Daja macht, nicht von Wichtigkeit, daß ihr Gewissen ein irrendes Gewissen seyn möge. Indessen zieht doch auch diese Rede des Nathan unsre Neugierde stärker an. Was kann das seyn, sagen wir zu uns selbst, daß ein Mann wie Nathan so ernstlich will verschwiegen wissen?

Der neunte Auftritt wird zuerst durch einen Mißverständnis zwischen dem Derwisch und Nathan ungemein leb-

1780. haft. Nathan bildet sich ein, jener komme als Bote vom Sultan, und der Derwisch weiß noch gar nichts davon, daß dieser nach ihm geschickt habe; der Derwisch hingegen, da er dies erfährt, meint, daß der Sultan den Nathan zu seinem Schatzmeister ernannt habe, um seinen Reichthum zu nützen; er versichert ihn, wie redlich er alles gethan habe, um diese Gefahr von ihm abzuwenden; das vorzüglichste Stück dieser Scene ist aber Folgendes:

Al-Hafi.

Ihr bringt sie doch

Gleich mit, die Beutel?

Nathan.

Beutel?

Al-Hafi.

Nun das Geld,

Das ihr dem Saladin vorschleffen sollt.

Nathan.

Und weiter ist es nichts?

u. s. w.

Könnte der Eifer eines passionirten Schachspielers für ein gutes muthwillig verhunztes Spiel besser geschildert werden? Und was ich am meisten bewundre, ist wieder die Kunst, die unserm Lessing so vorzüglich eigen ist, immer seine Charaktere so ganz darzustellen. In allen ihren Handlungen und Reden sehen wir seine Personen immer ganz, in ihrem völligen, in ihrer völligen Runde, wenn ich so sagen soll; seine Darstellungen zeigen uns gleichsam seine Personen nicht bloß als den passionirten Schachspieler, sondern auch als den Mann mit angebohrnem Freiheitsgefühl, den milden, guten, edeln Mann, den Bettler, der, wie Nathan sagt, doch allein der wahre König ist. Der Derwisch eilt nun in ganzem Ernst nach seiner Wüste zurück, und ladet auch sogar den Nathan ein, Gesellschaft zu machen, der sich denn aber doch besinnt und um Beidenzeit bittet.

Ich dünkte zwar, das blieb uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Hafi, will
Ich's überlegen. Warte . . .

Aber so viel Geduld hat der Derwisch nicht.

1780.

Al-Hafi.

Ueberlegen?

Nein, so was überlegt sich nicht.

u. s. w.

Nathan. (ihm nachsehend.)

Dir bürg' ich! — Milder, guter edler —

Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist

Doch einzig und allein der wahre König!

(von einer anderen Seite ab).

Diese letzte Sentenz, womit hier der zweyte Akt beschloffen wird, hat alle Erfordernisse eines guten Gedanken-
spruchs. Sie ist nachdrücklich, kurz, und was das meiste
ist, nicht herbey gezwungen, sondern völlig ganz natürlich
aus der Seele dessen, der sie ausspricht, ist ganz an ihrer
Stelle. Besonders scheint es mir sehr schicklich, einen
ganzen Aufzug mit einer solchen Sentenz zu beschließen,
um dadurch gleichsam einen Stachel in dem Herzen der
Zuhörer zurückzulassen. Sie erinnern sich, Madame, daß
einige englische Trauerspieldichter, wenn auch das ganze
Stück in Jamben ohne Reimen geschrieben ist, dennoch
einen ganzen Aufzug mit sechs oder acht gereimten Zeilen
beschließen, die meistentheils eine Sentenz enthalten. So
z. B. Addison im Rato. Aber so vortreflich, als diese
Sentenzen sind, wenn man sie einzeln und abgerissen vom
Drama betrachtet, so unnatürlich sind sie auch zum östern,
wenn man sie mit der Situation des Redenden vergleicht;
sie sind meistens auch zu lang und in einem zu pomphaften
Ausdruck abgefaßt. Vollends der Einfall, am Ende reimen
zu lassen, wenn doch das ganze Stück nicht gereimt ist,
hat etwas ganz undramatisches. Man glaubt einen Prediger
zu hören, der eine prosaische Rede mit einem Verse aus
einem geistlichen Gesange beschließt. Ganz anders ist die
Manier unsers Lessing. H

qui nil molitur inepte!

In des dritten Aufzuges erstem Auftritte sehen wir
Recha in einem zwiefachen Kampfe verwickelt. Sie kämpft
zuerst mit sich selbst, mit ihrem Herzen und Unruhe der

1780. Liebe, und dann mit der zudringlichen Schwärmeren der Daja. Welche Neuheit, welche Originalität in der Zusammenstellung dieser Situationen! aber auch wie viel Harmonie mit dem Ganzen.

Die Leidenschaft der Necha ist daselbst in starken Zügen vortreflich angedeutet. Erst werden ihr die schon versloßnen Augenblicke lang; dann verwirft sie das Andenken an das Vergangne, und will ganz nur der nächsten Augenblicke genießen. Der Wunsch, den Tempelherrn nur zu sehen, füllt ihre ganze Seele aus. Aber bald und sehr natürlich denkt sie an den Zustand, der auf die Befriedigung dieses igt einzigen Wunsches folgen wird. Für dieser Leere muß ihr bange werden. Kürzer und nachdrücklicher konnte sie dieses nicht sagen, als mit den Worten! Nichts? Ah, ich erschrecke! Aber so sehr uns hier die Ausbrüche der Liebe an der Liebhaberinn des Tempelherrn gefallen, so sehr müssen wir die edle, freye Denkart der Tochter Nathans in der folgenden Stelle bewundern.

Wer kann dem Mädchen seine Bewunderung versagen, das so zärtlich und doch auch so treffend, so überzeugend über Vaterlandsiebe spricht!

Und wieder die herrliche, sinnreiche, geistvolle Allegorie, mit der sie sich gegen die abergläubischen Ideen, mit denen man damals die christliche Religion entstellte hatte, wahret?

Endlich bey allem ihre sanfte Verträglichkeit, die sie gegen Daja, und überhaupt gegen die, welche in Religions-sachen anders denken, beweist!

Wen nimmt sie nicht ganz für dieses edle Mädchen ein?

Ich sage nichts von der sich durchgehends immer gleichbleibenden Präcision des Ausdrucks, von den trefflichen Gedankensprüchen, die mit eingewebt sind, wie z. E. die erhabne Lehre:

Daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

Eilfter Brief.

Sie haben mir in Ihrem letzten Briefe, Madame, über die Unterredung des Tempelherrn mit der Daja so

viel Vortrefliches gesagt, daß ich weit lieber Ihre Gedanken über die folgenden Scenen lesen, als Ihnen die meinigen entwickeln möchte. Da sie aber so ernstlich in mich dringen, fortzufahren, so muß ich gehorchen.

Im vierten Auftritt hören wir Saladin mit seiner Schwester über das Project, das sie ihm an die Hand gegeben, Geld von Nathan zu bekommen, sprechen. Wir erfahren noch nicht, wie es damit zugehn wird. Unterdessen aber zeigt sich Saladin in seinem Kampfe mit seinem eignen guten Herzen, und in dem Gedränge, worin er sich des Geldmangels wegen befindet, von einer sehr interessanten Seite.

Sittah weiß indes mit eben der schlaunen Gewandtheit, mit der sie den Anschlag auf Nathan erfunden hat, auch ihren Bruder zur Ausführung zu bereben.

Nathan erscheint im fünften Auftritt. Sittah muß sich wegbegeben. Die Einleitung zum Hauptgespräch zwischen Nathan und Saladin ist ungemein lebhaft. Nachdem dieser dem Nathan versichert hat, daß er ihn weder um mit ihm zu schwärzen, noch um Nachrichten von dem Feinde einzuziehn habe kommen lassen, legt er ihm die Frage vor:

Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Mit der kurzen Antwort: Sultan ich bin ein Jud! kömmt Nathan für ditzmal nicht ab. Der Sultan will die Gründe wissen, warum er unter den drey Religionen, der jüdischen, christlichen und mohametanischen, gewählt habe. Er giebt ihm einige Augenblicke, sich darüber zu bedenken, und geht in das Nebenzimmer.

Die Monologe des Nathan, die darauf folgt, ist ein Meisterstück eines überlegenden Selbstgesprächs. Und was für trefliche Gedanken blitzen hier aus Nathans Seele hervor!

Der siebente Auftritt, da der Sultan wieder zurückkömmt, enthält das gedankenvolle allegorische Märchen, mit dem der weise Nathan den Sultan auf einmal abfertigt.

Von der poetischen Schönheit desselben schweige ich ganz, um mich mit Ihnen, Madame ein wenig über seine theologische Seite, jedoch mit aller einem Layen zuständigen

1780. Bescheidenheit unterhalten zu können. Sicherlich ist es diese Allegorie, die so viele abgehalten hat, laut von Nathan zu reden! Sicherlich wird auch Hr. Lessing dafür in mancher künftigen Kezergeschichte unter den Indifferentisten prangen. Nur gestehe ich Ihnen gern, Madame, daß mir auf der Welt nichts verhaßter ist, als diese Secten- und Kezernamen! Schon in der alten philosophischen Geschichte sind mir die Namen Platoniker, Stoiker etc., verhaßt! Wie viel falsche Begriffe von der Lehrmeinung dieses und jenes Philosophen haben sie nicht eingeführt? Inzwischen ist doch bey diesen noch der leidliche Umstand, daß man nicht gleich, wenn man einen Platoniker nennen höret, ein Kreuz macht, wie bei den Kezernamen!

Lassen Sie also uns untersuchen, wie weit das, was Nathan hier vorträgt, Wahrheit sey, nicht unter welches Kapitel der Polemik es gehören möchte.

Fürs erste ist offenbar, daß, wenn auch Nathan hier Sätze sagte, mit denen die Orthodorie nicht zufrieden seyn könnte, man doch so viel Kenntniß der dramatischen Form bey jedem Leser vorauszusehen berechtigt ist, daß nicht alles, was Nathan sagt, gerade deswegen auch Lessings Meinung seyn dürfe. Sonst müßte er auch für das haften, was der Patriarch sagt! Also wenn je Nathan der Weise ein Indifferentist ist, ihr Herren Polemiker, so setzt wenigstens Nathan den Weisen, nicht den Hr. Hofrath Lessing in eure Kezerrolle!

Aber zweytens, was sagt nun Nathan der Weise? Daß man die Allegorie von den drey Ringen nicht Wort für Wort eregesiren, daß man sie nicht über den Vergleichungspunkt ausdehnen müsse, weiß jeder, der von diesen Sachen auch nur mitsprechen darf! Also, dünkt mich, liegen in Nathans Allegorie, nach dem, was er selbst zur Erklärung hinzusetzt, nur diese Sätze.

1. Daß sich jede der genannten drey Religionen auf Geschichte gründe. Dieß wird wohl niemand bezweifeln.

2. Daß, da hiebey so viel auf Treu und Glauben der Erzähler ankömmt, man es keinem, der in einer dieser Religionen gebohren und erzogen sey, verdenken könne, wenn er dabey bleibe.

3. Daß es sehr unnöthig sey, Proselyten zu machen.

4. Daß die ewige Seligkeit nicht von Dogmen, oder Lehrsätzen, die man ehrlicher Weise glaubt, abhängen. Dagegen kann der Christ, der an die Bibel glaubt, nichts haben: denn die sagt, daß Gott aus allerley Volk wer ihn fürchte und recht thue, angenehm sey; hier wird kein Wort von gewissen Glaubensformeln, nichts von gewissen Fundamentalartikeln, an welche die Seligkeit gebunden wäre, gesagt.

5. Daß es überhaupt gleichgültig sey, was und wie man von Religionsfachen denke, sagt Nathan nirgends. Er sagt nur, daß jede Religionspartey Menschen unter sich haben könne, die Gott angenehm sind, wenn sie bey ihrem System Sanftmuth, herzliche Verträglichkeit, Wohlthun und innigste Ergebenheit an Gott beweisen! Heißt diß nun Indifferentismus, so muß ich Ihnen frey bekennen, Madame, daß ich auch ein solcher Indifferentist bin, daß ich bey diesem Indifferentismus zu leben und zu sterben gedente, und daß ich ihn durch klare Aussprüche Christi und der Apostel bestätigt finde. Auch bin ich überzeugt, daß unsre vortreflichsten Theologen dieser Meinung sind, wenn sie sie gleich nicht mit diesen Worten ausdrücken!

Doch ich kehre von dieser Ausschweifung zurück. Der Dichter läßt uns von dieser Scene, die dem Verstande so viel zu denken giebt, in etwas ausruhen, indem er uns hören läßt, mit welcher artigen Wendung Nathan von selbst dem Sultan seine Gelder anbietet, mit welcher Offenherzigkeit sich der Sultan darüber gegen ihn herausläßt, mit welcher Dankbarkeit Nathan Gelegenheit sucht, das Gespräch auf den Tempelherrn zu lenken, wodurch er den Sultan zu dem Befehle ihn herzuholen veranlaßt.

Im siebenten Auftritt ein herrlicher Monolog des Tempelherrn, in welchem er den Triumph, den die Liebe über ihn erhalten, verkündigt. Das ganze Selbstgespräch athmet Leben, und verdient den besten Stücken in dieser Art an die Seite gesetzt zu werden.

Die achte Scene zwischen Nathan und dem Tempelherrn hat zwar durch und durch ihre eignen Schönheiten, im Ganzen aber scheint sie mit Fleiß der folgenden zum Schatten dienen zu sollen. Denn diese neunte Scene, die den Beschluß des dritten Aufzugs macht, giebt uns nun

1780. einen ganz neuen, zwar genugsam vorbereiteten, aber doch ganz unerwarteten Aufschluß, indem die geschwägige Daja dem Tempelherrn entdeckt, daß Recha eine geborne Christin, und bloß Nathans Pfliegerin ist. Der Contrast kann nicht schöner und lebendiger gedacht werden, als es hier der Contrast zwischen der geschwägigen Zofe und dem denkenden Tempelherrn ist.

Zwölfter Brief.

In der ersten Scene des vierten Aufzugs begegnet der Tempelherr dem Klosterbruder in den Kreuzgängen des Klosters, dieser über die öftern allzuweltlichen Aufträge seines geistlichen Vorgesetzten verdrießlich, jener im Begriff, dem Patriarchen, das was er von der geschwägigen Daja vernommen, als eine Gewissenssache vorzutragen. Unsre Hochachtung für den Klosterbruder nimmt in eben dem Maße zu, als die Verlegenheit, in die wir über den Schritt, den igt der Tempelherr thut, gerathen.

Und gerade in dem Augenblicke, da der Tempelherr anfängt mit sich selbst uneins zu werden, da er eben im Begriffe steht, statt des Patriarchen Gutachten lieber des Klosterbruders Rath zu hören, der ihm aber ausweicht, muß der Patriarch dazu kommen. Auch diese Scene ist an Erfindung und Ausführung eine der vortreflichsten. Die Intoleranz, der geistliche Stolz, die heuchlerische Bosheit, die kriechende Menschenfurcht läßt sich vor uns in sichtbarer Gestalt hören, indem wir diesen Patriarchen hören.

Was für ein homiletischer Ton in des Patriarchen Sprache herrscht! Und Welch einen geistlichen Anstrich er seiner häßlichen Zumuthung, die er durch den Klosterbruder an den Tempelherrn gebracht hatte, zu geben weiß, ohne sich doch im mindesten davon etwas merken zu lassen.

Nichts ist charakteristischer, als daß eben der Patriarch, der den Saladin so gern meuchelmörderischer Weise aus der Welt geschafft haben möchte, doch nun mit eben dieses Saladins weltlichem Arme trotzt, daß er sich auf seinen Schutz bezieht, um den Tempelherrn bange zu machen; daß er aber auf die niedrigste Weise wieder einlenkt, und heuch-

lerisch nur vom Eifer Gottes spricht, so bald er hört, daß der Tempelherr zum Saladin gerufen sey. 1780.

Das Bild, das im dritten Auftritt Sittah dem Saladin von ihrem Bruder Assad bringt, ist eine vortrefliche Erfindung des Dichters, die Entwicklung des Schauspiels immer mehr vorzubereiten, uns darauf begieriger zu machen, und zugleich mehr Wahrscheinlichkeit zu geben.

Im vierten Auftritt, da der Tempelherr hereintritt, findet sich der Saladin in seinen Gedanken von der Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Bruder Assad noch mehr bestätigt. Der Unmuth des Tempelherrn über das Zögern des Nathan, das er seinen Wünschen in Absicht der Recha entgegengesetzt, hauptsächlich der Verdruß, den er darüber empfindet, daß er sich in Nathans Denkart geirrt, daß dieser ein verzettelt Christenkind zu bekommen gesucht, um es als Südnin aufzuziehn, ist vortreflich durcheinander mischelt.

Unter den sententiösen Stellen dieser Scene hat diese jeden, dem ich sie habe vorlesen hören, oder den ich sonst darüber gesprochen habe, ganz vorzüglich gerührt.

Der Tempelherr sagt:

Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding so manche Seiten hat,
Von denen oft sich gar nicht denken läßt,
Wie sie zusammenpassen!

Und Saladin antwortet:

Halte dich
Nur immer an die best', und preise Gott!
Der weiß, wie sie zusammenpassen!

Wie edel sich in jedem Ausdrucke Saladin zeige, darüber möcht' ich mich so gern mit Ihnen unterreden, Madame, wenn ich nur nicht schreiben dürfte, wenn ich nur Ihre Antwort gleich, so wie ich wünschte, vernehmen könnte. Der Schluß der Scene hat gleichwohl, so sehr er in seinem Charakter ist, und so viel ähnliche Züge wir schon von ihm gesehen haben, einen unerwarteten Anstrich von Urbanität:

Wär um das Mädchen dir
Im Grust zu thun, sey ruhig. Sie ist dein.
Auch soll es Nathan schon empfinden, daß

1780.

Er ohne Schweinefleisch ein Christenkind
Erziehen dürfen! — Geh!

Der fünfte Auftritt, in dem sich Saladin und Sittah, desgleichen der sechste, in welchem sich Nathan und Daja unterreden, sind wieder weniger lebhaft, um uns für die siebente Scene, eine von den rührendsten für jeden, der denken und empfinden kann, vorzubereiten.

Ich bekenne Ihnen meine Schwäche mit Vergnügen. Noch nie habe ich diese Scene vorgelesen, daß mir nicht bey einigen Stellen die Thränen ausgebrochen wären; und eben so habe ich sie allemal in den Augen der Zuhörer glänzen gesehn.

Sagen Sie mir, vortrefliche Frau, ob nicht solche Gefinnungen, solche Denkart, das Wesentlichste, das Höchste ist, was die wahre Religion von uns fordert! ob nicht das Andre Ceremoniel oder Speculation ist, die beide an sich recht gut, für viele auch recht nöthig seyn können, die aber doch gegen diese Gefinnungen, diese Denkart gar nicht in Vergleichung kommen. Gott über alles zu lieben, und seinen Nächsten als sich selbst! das ist und bleibt doch die Hauptsumme der christlichen Lehre. Mit allen andern Fundamentalartikeln, mögen sie der ersten oder der andern Ordnung heissen, hat es gute Wege!

Letzter Brief.

In dem letzten Aufzuge herrscht ganz sichtbar Lessings grosse unnachahmliche Kunst, die Entwicklung einer Begebenheit noch aufzuhalten, die doch so nahe schien, und eben dadurch uns nicht nur noch verschiedne episodische Scenen zu veranlassen, sondern auch über das Ganze mehr Klarheit zu verbreiten.

Episodisch ist die Scene zwischen dem Saladin und den Mamelucken, die die Ankunft der mit Schätzen beladenen Carawane ihm verkündigen; auch die zweyte zwischen Mausor und Saladin.

Der dritte Auftritt wieder eine Monologe des Tempelherrn. Er macht sich Vorwürfe über seine Erbitterung gegen Nathan. Das ganze Selbstgespräch ist vortreflich.

Aber doch schimmert dieser Gedanke vor andern hervor, 1780.
da er von Recha sagt:

Wie könnt' ich ihm denn sonst
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er sich zu solcher Angelegenheit
Gemacht, den Christen abzujagen? — Freylich —
Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf!
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand, den Block gefloßt
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfenen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? -- Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude.

Der Tempelherr geräth in große Verlegenheit, da er den Klosterbruder aus Nathans Hause kommen sieht, mit ihm in Gespräch vertieft. Er geht seitwärts; und die vierte Scene läßt uns noch etwas von der zweiten Unterredung zwischen Nathan und dem Klosterbruder hören.

Der Klosterbruder hatte ihm ein Buch gebracht, das er seinem Herrn, als er bey Askalon geblieben war, aus der Tasche gezogen; und dieß Buch muß Nathan zum völligen Aufschluß dienen, von welcher Herkunft der Wolf von Silnek eigentlich sey, dessen Tochter er auferzogen; auch wird dieses Buch das Mittel zur gänzlichen Auflösung des Knotens für den Zuschauer!

Sehr viel ließe sich darüber zu Lessings Ehre sagen, wenn man diese Art der Erkennung mit so mancher andern in ältern und neuern Schauspielen vergleichen wollte.

Das Gebet, das Nathan, so bald der Klosterbruder weg ist, an Gott thut, macht einen außerordentlichen Eindruck.

Gott!

Daß ich nicht gleich hier unter frehem Himmel
Auf meine Kniee sinken kann! Wie sich
Der Knoten, der so oft mir bange machte,
Nun von sich selber löset! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt

1780.

Nichts zu verbergen habe, daß ich vor
Den Menschen nun so frey kann wandeln als
Vor dir, der du allein den Menschen nicht
Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten seine Thaten sind, o Gott!

Das ist wahre Größe der Gesinnungen! Wir fühlen es, daß unsere Seele sich erhebt, daß sie sich selbst einen höhern Schwung giebt, daß sie sich freut, einmal so gedacht zu haben, oder einmal so denken zu können.

Außerordentlich schön ist die fünfte Scene wegen des Ausdrucks der Unruhe, die der Tempelherr in seiner Unterredung mit Nathan zeigt; wie er sich erst selbst anklagt, dann aber mit der größten Sehnsucht alle Mittel versucht, ihn zu bewegen, seiner Neigung für Recha nachzugeben.

Wie wir nun hier die Angst der Liebe eines Liebhabers, der seine Geliebte zu verlieren fürchtet, in ihren mannigfaltigen Aeußerungen sehn; so hören wir in der folgenden Scene die Angst der kindlichen Liebe in dem Munde der Recha, der die Schwägerinn Daja auf dem Wege zur Prinzessin entdeckt hatte, Nathan sey ihr Vater nicht, sie sey eine gebohrne Christinn!

In dem letzten Auftritt erfolgt endlich die wunderbare Auflösung! So wohl vorbereitet! Und doch so wunderbar! Der Tempelherr sowohl als Recha sind beide des Saladins Bruderstkinder. Der Tempelherr findet zu seinem Erstaunen in seiner gehofften Geliebten seine Schwester! Assad, Saladins Bruder, der sich Wolf von Filneck nannte, hatte sich mit einer Deutschen vermählt. Wie gesagt, bis alles ist uns noch in dem letzten Augenblicke so überraschend, ungeachtet wir so wohl darauf vorbereitet waren, daß wir selbst darüber erstaunen, wie beides mit einander so wohl bestehen kann. Aber eben dieses geheime Erstaunen über die Kunst, ist des Künstlers höchster Triumph!

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1780, 2. und 9. December; 1781, 6. und 13. Januar, 3. und 10. Februar, 10. und 24. März, 14. April, 5. und 19. May.*)

*) Nathan der Weise ist zuerst am 14. April 1783 in Berlin dargestellt worden. Folgender Bericht hierüber dürfte von Interesse sein:

Vom hiesigen deutschen Theater.

Die merkwürdigste Erscheinung auf unsrer Bühne in diesem Jahre ist bis jetzt Nathan der Weise von Lessing gewesen. Dieses dramatische Gedicht, über welches wir die schönen Briefe in den Jahrgängen von 1780 und 1781 dieser Zeitung nachzulesen bitten, wurde den 14. 15. und 16. April gegeben. Herr Döbbelin hatte keine Kosten gespart, dieses Meisterstück so würdig als möglich aufzuführen. Es waren neue Dekorationen und Kleider dazu verfertigt worden, und man konnte glauben, dieser Aufwand würde ihm tausendfach vergolten werden. Der erste Tag war dem Stücke günstig. Es herrschte eine feierliche Stille, man befallschte jede rührende Situation, man munkelte allerseits von Göttlichkeiten, welche dieses Lehrgedicht belebten, man glaubte, unser Publikum werde das Haus stürmen, aber dies Publikum blieb bei der dritten Vorstellung Nathans beinahe ganz und gar zu Hause. Die Judenschaft, auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war, und so fanden sich nur sehr wenige, denen Nathan behagen wollte. Freilich hat das Stück wenig theatralisches — freilich ist's ein Miniaturgemälde, dessen Schönheiten in der Ferne ganz und gar verschwinden, aber man hätte Ferngläser mitnehmen, und sich so gut als möglich behelfen sollen, um für das Compliment, welches Herr Döbbelin dem Publikum damit machen wollte, nicht ganz unerkenntlich zu seyn. Hr. Döbbelin selbst war Nathan und gab ihn uns mit vieler Innigkeit; sein Spiel erinnerte uns noch immer an seine theatralische Verdienste, durch die er den Harlekin verbannt und reinere Vergnügungen uns schmecken gelehrt hatte. Die Rollen der Recha, der Daja, der Sitta, des Saladins, des Derwishes, des Tempelherrns des Klosterbruders und des Patriarchen, waren übrigens durch Mlle. Döbbelin, Madame Mecour, Madame Böheim, Herren Brückner, Langerhans, Böheim, Reinwald und Frischmuth besetzt.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1783, 3. May.

Ein Gegenstück zu Nathan verfaßte Johann Georg Pfrranger, Hofprediger zu Meiningen, unter dem Titel: Der Mönch vom Libanon. Wir lesen hierüber folgende Kritik:

Der Mönch vom Libanon. Ein Nachtrag zu Nathan der Weise (dem Weisen.) *Tois λοιποις εν παραβολαις.* Dessau, Buchhandlung der Gelehrten, 1782, 296 Seiten in 8.

Die ganze Anlage des Stückes zeigt nicht von viel Erfindungskraft. Saladin liegt auf dem Tod krank, und bekümmert Gewissenszweifel wegen Nathans Fabel von den Ringen; nichts kann ihn trösten als ein Traum, worin er erst Mohammed, dann Moses, dann Christus am Kreuz sieht, dessen Worte zu ihm: Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn, ihm zwar Gewißheit seines Todes, aber auch himmlische Beruhigung geben. Ein christlicher Arzt kommt, und bekehrt Recha. Ein Mameluck und ein Imam (zugleich Geistlicher und Arzt) spinnen

1790. eine Verrätherey gegen Saladin's Leben an, die sie dem christlichen Arzt Schuld geben wollen, dessen Unschuld sich aber zuletzt entdekt. Saladin stirbt. — Die Zeichnung der Charaktere ist dem Verfasser ziemlich mißglückt. Gleich aus der dritten Scene des 1ten Akts sollte man schließen, daß Osman ein wider eigennütziger eines Königsmords fähiger Berber sey, Abdallah hingegen ein kluger und vernünftiger Mann; aber jener ist hernach der Treue, und dieser der Giftmischer. Der zugleich dumme und tolle Imam ist eine für ein ernsthaftes Lehrgebieth zu verächtliche und läppische Person, und vorzüglich ohne moralische Bedeutung. Sollte er aber etwa ein Gegenstück gegen den schurkischen Patriarchen seyn, so hat der Verfasser leider sein Original nicht verstanden, und nicht gefühlt, daß Lessing wahr und anschauend lehren wollte, wie tief mißverständene Begriffe einer positiven Religion den Menschen erniedrigen können; die Bösewichter hier aber handeln nicht aus einer Art von Fanatismus. Der Tempelherr, dessen brausenden Kopf wir sonst kannten, ist das sanftmüthigste Schaaf geworden, sagt zu allem Ja, erklärt sich aber eigentlich weder für noch gegen etwas, geht und kommt, wie's der Verfasser haben will, ohne daß man weiß, warum. Recha zieht die Aufmerksamkeit noch etwas mehr an sich, weil sie eigentlich die einzige ist, die befehrt wird, und zwar — welche Fiktion! — da sie zwischen dem dritten und vierten Aufzug die Evangelien gelesen hat, die sie sonst noch nicht kannte. Sittah, die feine, die kluge, ist geradezu eine Närrin unter den etwas plumpen Händen unsers Verf. geworden. Man hörte folgendes Gespräch, nachdem der Mönch weggegangen war:

Saladin.

— — — Nun,
Was dünkt dich, Sittah? Sieh, das ist ein Mann!

Sittah.

Er mag schon ehrlich seyn, doch für den Hof
Ist er nicht fein genug; ist doch kein Nathan.
Der Wahrheit, wo sie lästig ist, mit kluger
Verbeugung auszuweichen; jeden gern
Bey seinem Sinn zu lassen, mag nun freylich
Der Mönche Sache nicht so seyn.

Saladin.

Die Feinheit,
O Sittah, ist nicht immer Tugend.

Sittah.

Immer
Doch eine wünschenswerthe Eigenschaft;
Die intressanteste fürs Herz. Was soll
Das viele Schwätzen von Religion?
Seh jeder was er ist, und suche nicht
Die andern zu verwirren! Ist das artig,
So unser einem ins Gesicht zu sagen —

Saladin.

Was man ihn fragt? Warum nicht, Sittah? — —

Nathan, gegen den der hämische Seitenblick in der jetzt abgeschriebenen Stelle wohl den Leser einnehmen soll, ist sonst edel genug geblieben; nur seine Weisheit ist so ziemlich verloren gegangen. Er läßt sich gleich anfangs von dem Mamluden auf die einfältigste Art vordociren, der ihm Zweifel gegen des Mönchs Ehrlichkeit in den Kopf setzen will, wozu Nathan solche kahle Gemeinprüche sagt:

Man muß behutsam seyn, Abdallah; ganz
Scheint dein Verdacht nicht ohne Grund.

Völlig abgeschmackt aber ist, was er dem sterbenden Saladin vor sagt.

Saladin.

— — — Mein

Die Seele, Nathan?

Nathan.

Immerhin! sey Licht,
Sey was du willst! So lange diese Nacht
Dies Licht umhüllt, so lang kein Ton kein Strahl,
Kein Bild in deine Seele kömmt, das nicht
Durch Aug' und Ohr und Nerven geht; das nicht
Durch Saft und Fleisch und Bein, nach der Natur
Und Masse deiner irdschen Theile, zum
Gedenken nur für dich bereitet wird,
Der sonst für keine Menschenseele paßt;
So lang ist Trieb, Instinkt und Leidenschaft
Und Wahn und Fehler jedes Menschen Loos.
Was einem Wahrheit ist, das gilt dem andern
Für Irrthum.

Saladin führt dagegen an, auf Lavaterisch, daß die Sprache ein Beweis für wirkliche nicht relative Wahrheit sey.

— — — So viele Töne, Nathan,
Auch so viel allgemein erkannte Wahrheit!

Nathan.

Ja, so viel allgemein erkannte Bilder,
Die jedes Herz, bald mehr, bald minder rühren,
Und Trieb und Leidenschaft verhältnißmäßig
Noch inneren Reiz erregen. Ist auch der
Noch Wahrheit, Saladin? auch Leidenschaft
Noch Wahrheit? auch das Laster? Geiz und Habsucht,
Und Mord und Tyranny und was
Des Menschen Herz für Ungeheur aus Trug
Der Sinnlichkeit erzeugt, auch das noch Wahrheit?

Saladin.

Es muß nicht richtig seyn mit deinen Schlüssen.
Denn ist die Wahrheit Hirngespinnst, so ist
Die Tugend auch. Was sagst du?

1780.

Nathan.

Hängt was mehr
 Vom Zufall ab, als sie? — die Lagen finds,
 Worin ein glücklich's Ohngefähr dich setzt,
 Das Land, das du bewohnst, die Art von Menschen
 Worunter du zu leben hast, die Speise
 Die du geniehest, und der Wasserquell
 Woraus du schöpfest: endlich selbst die Luft
 Die dich umgiebt; und mehr als alles dies,
 Die frühe Stimmung jeder Kraft, Erziehung
 Und väterliches Vorurtheil; und dann
 Der erste Stoß, womit das Schicksal dich
 Hin in des Lebens weite Laufbahn wirft:
 Das, das ist deine Tugend, Mensch! — Nachdem
 Der Boden ist, die Witterung, die Lage,
 Nachdem wächst auch der Stamm. —

Saladin.

— — Wie wächst in gleichem Boden,
 Bey gleicher Witterung, in gleicher Lage,
 Nicht neben dem gesunden Stamm auch wohl
 Ein Krüppel auf? Wie da?

Nathan.

So liegt die Schuld
 Vielleicht am Saamenkorn; am Naturell;
 An einem unbemerkten Windstoß; kurz:
 An einer von den tausend Kleinigkeiten,
 Durch deren Druck und Gegendruck die Welt
 In ihrem Gleis erhalten wird.

Saladin.

— Was wäre Freiheit?

Nathan.

Ein Spielwerk, Saladin, für üppige Kinder;
 Ein Gängelband, woran der Mensch allein
 Zu gehen träumt, und doch nicht weiter kommt,
 Als ihn die Wärtrin kommen läßt. Wenns hoch kommt,
 Ein Laufkarrn, wo das kindische Geschöpf
 Im Kreis der Welt und ihrer Kräfte stolz
 Herumläuft, und den Mitgespielen zuruft:
 Seht, ich bin frey! — Das ist's.

Wie kommt Nathan zu diesem stolzen Docirton am Bette seines
 kranken Freundes? und woher läßt ihn der Verfasser diese trassen Be-
 hauptungen von Materialismus, Determination und Fatalismus
 nehmen (die, so roh, wie sie da stehn, jeden denkenden Menschen
 empören müssen)? Sie folgen doch nicht aus den Grundsätzen eines
 reinen Gottesverehrer's, eines frommen Weisen, noch eines orthodoxen
 Juden. Wir wollen doch nicht hoffen, daß der Verfasser den Nathan
 so sprechen läßt, um dem Christenthume den Triumph leichter zu
 machen. Obgleich dies aus manchen andern Absurditäten, die er vom

Nathan erzählen läßt, so scheinen könnte. — Affad, des Tempelherrn, 1780.
und der Recha Vater, der bey Lessing schon todt ist, lebt hier noch,
und erscheint auf der Bühne. Dieser feurige muntre Affad, der

 Bey hübschen Christendamen so willkommen,
 Auf hübsche Christendamen so erpicht (war).
 Daß einmal gar die Rede gieng — nun, nun!
 Man spricht nicht gern davon —

Dieser Affad ist ein Christ geworden, und obendrein ein Mönch, ist aber zugleich ein geschickter Arzt, und kurirt alle Hülfbedürftige, und befehrt alle Ungläubige, — und ist der Mönch vom Libanon selbst, und entdekt sich ganz am Ende seinem sterbenden Bruder.

Wir übergehen manche verfehltte Situation, manche müßige Scene, manchen wortreichen und sachenleeren Dialog; und eilen zur Hauptsache. — Was soll uns nun dies Stück hinter dem Nathan (ein Nachtrag, heißt ja der Titel) lehren? Die Absicht des Verfassers scheint zu zeigen: daß unter allen positiven Religionen die christliche die beste und die wahrste ist. Sonderbar, daß er, was die Glaubenssachen betrifft, den Saladin für einen ächten Mohammedaner, Nathan und Recha für Juden, und den Tempelherrn für einen Christen annimmt; nach Lessings Zeichnung scheinen sie so ziemlich frey von allem was in einer Religion positiv ist, und nur das anzunehmen, was die reinste geläuterteste Vernunft von Gott lehrt. Dies verändert bey Saladins Zweifeln und Recha's Bekehrung gar merklich den Fall. Man weiß eigentlich nicht, wie man mit diesem Saladin daran ist; an Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele zweifelt er doch nicht. Er wird hier als blutdürstiger Eroberer beschrieben, darum fürchtet er den Born des Richters; und gegen diese Furcht sichert ihn nur jener obbeschriebene Traum. Das kann doch wohl kein Beweis seyn sollen! Recha gewinnt den Stifter der christlichen Religion lieb, da sie sein Leben liebt; wie bey jedem fühlenden Herzen natürlich ist. Aber nun soll sie auch den Beweis aus den Wundern, und sogar aus den Märtyrern glauben, den der Mönch ihr vordemonstrirt!! — Nathan ist doch vom Verfasser selbst, jener anstößigen Reden oben ungeachtet, im Handeln als höchst edel und höchst fromm und gott-ergeben dargestellt worden. Die andern Unchristen taugen freylich nicht viel. Der Hauptheld ist der Mönch; allein seine gepriesene Tugend scheint uns so ziemlich mönchisch. Madame le Princee de Beaumont erzählt in einem ihrer Romane, daß sie ein Kloster der Mönche de la Trappe besuchen habe; einer derselben lag auf dem Tode, und bekam igt zum erstenmale dort die Erlaubniß zu reden. Er beklagte unter andern einen Bruder, den er vor 20 Jahren beyhm Eintritt ins Kloster, in der Welt zurückgelassen; und nun bat und erhielt ein anderer Mönch durch Zeichen die Freyheit zu reden, der denn sagte: er sey dieser Bruder, schon seit 18 Jahren im Kloster bey jenem, ohne sich ihm je entdekt zu haben. Dies lobt und bewundert die Beaumont; aber jedes fühlende Herz muß dabey erschrecken. Eben so entdekt sich der Mönch Affad hier seinem Bruder und seinen Kindern nicht; läuft Gefahr, als Giftmischer getödtet zu werden, und entdekt sich nicht, wodurch er zugleich seine Unschuld erweisen würde; wird

1780. gebeten am Hofe zu bleiben, aber bleibt nicht und entdeckt sich nicht. Das ist Möncherey und übertriebene Grille eines dickblütigen Fanatikers; nicht Forderung des Christenthums. Hätte denn Assad, wenn er bey seinem zärtlichen Bruder Saladin und bey seinen Kindern am Hofe blieb, nicht theils selbst theils durch diese unendlich mehr Gutes stiften können, als je in seinem Kloster und auf seinen Wanderungen aus dem Kloster? — Die Fabel von den drey Ringen wird ein wenig bespöttelt; und dagegen eine Parabel vom Ackerbau erzählt, die wenigstens an poetischem Verdienst weit unter jener steht. — Um auf unsere Frage zurückzukommen: was lernt man aus diesem seynsollenden Lehrgedicht? so läßt sich nichts anders antworten, als: daß ein Sultan zuweilen an Gründen der Vernunft nicht genug hat, sondern auch Spiele der Einbildungsraft verlangt; und daß ein Christ sehr edel seyn kann (nur schade, daß dieser hier zugleich mönchisch ist!)*

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin, 1785, 3. Anhang,

3. Abtheilung, pag. 1719—1725.

Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht, in fünf Aufzügen.

Introite, nam & heic Dii sunt!

Apud Gellium.

Von Gotthold Ephraim Lessing. Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegio. Berlin, bei Christian Friedrich Voss und Sohn, 1779. 240 Oktavseiten.

„Herrlich! Herrlich!“ sprach der Sultan Saladin, als ihm Nathan die Geschichte mit dem Ring (S. 126.) erzählt hatte. Herrlich! Herrlich! sprach das ganze Publikum, als es dieses vortrefliche Gedicht gelesen; die schwachköpfigten Hyperorthodoxen, und die verunglückten Theologen, die Reinharde in Bükow, die Tralleffe in Breslau etc. abgerechnet, deren Stimmen aber bekantlich schon längst Mul sind. Nathan, der Weise würde in der That, wenn auch kein Teller, kein Basedow etc. über Toleranz und Gewissensfreiheit geschrieben hätte, das bleibendeste Denkmal von den Fortschritten unsers Zeitalters in der Kenntnis des wahren Gehalts unsrer und anderer Religionen, und von der aus diesen Einsichten fließenden Verträglichkeit, das bleibendeste Denkmal von der Freimüthigkeit im Untersuchen und Prüfen solcher

*) Verfasser: Johann Erich Biester, Königl. Bibliothekar in Berlin.

Gegenstände seyn, die die vorigen Jahrhunderte in ein undurchdringliches Dunkel von Göttlichkeit eingehüllt hatten. Gesegnet seyen die würdigen Bürger unsres Vaterlandes, die diesen Schleier weghuben; sie thaten es mit zitternder Hand. Wehe dem, der nun nicht mit Muth und Entschlossenheit eingeht ins Heiligthum der aufgedeckten Wahrheit!

Herrn Lessing's festbegründeter Ruhm bedarf unsrer Unterstützung nicht. Man weiß, daß, wenn von scharfsinnigem Mäsonnement, von philosophischem Tiefblick, von neuen Ausichten ins Reich der Wahrheit die Rede ist, Niemand diesem einzigen Mann gleichkömt, der so durchaus kalte Vernunft walten und arbeiten läßt, ohne sich je vom Simbus, den die Imagination um die Dinge zu werfen pflegt, irre führen zu lassen. Dies sind Lessings große Vorzüge, die in keinem seiner Stücke, am wenigsten im Nathan, verkannt werden können. So viel praktische Wahrheiten in ihrer nackten Gestalt; so viel Philosophie des Lebens, wird man nicht leicht in irgend einem der Unterhaltung gewidmeten Werk beisammen finden. Jede Seite liefert dergleichen Stellen in Menge; Proben wird keiner unserer Leser von uns fordern.

Aber als Kabinetstück (Dritter Aufzug. Fünfter bis siebenter Auftrit. S. 117. u. f.) verdient in jedem litterarischen Archiv aufbewahrt zu werden. Ihm sey auch in unsrer Bibliothek ein Platz gegönt; er wird gewiß keinem würdigern Stück geraubt.

Saladin.

— — — — — Da du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesez
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan.

Ich bin ein Jud.

Saladin.

Und ich ein Muselmann,
Der Christ ist zwischen uns. u. s. w.

Diese Stelle ist wie viel, wie vieles werth! Sollte irgend einer unsrer Leser den Nathan noch nicht gelesen

1780. haben: so sol er uns gewiß Dank dafür wissen, daß wir ihn, durch Einrückung dieses Kernspruchs, dergleichen der Verfasser, mit einer rühmlichen Freigebigkeit, reichlich genug in sein Gedicht eingewebt hat, zu dieser so unterhaltenden und lehrreichen Lektüre angelockt und aufgefordert haben.

365.

Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur,

Leipzig, 1780, 18. Band, pag. 391—402.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig. 1778. 276. S. in 8.

Hätte nicht Hr. Göze, anstatt die ersten Fragmente, und deren Herausgeber in den Punkten, worinn beyde für einen Mann stehen, gründlich zu widerlegen, bloß auf beyde geschimpft, und wider Lessing „Racha!“ gerufen, damit der große Rath diesen auf sein, Racha! „bestrafen möchte“: so glaube ich gewiß, wäre dies Fragment nicht zum Vorschein gekommen. Wenigstens versichert Hr. L. in der Borr. „daß es seinem ersten Gedanken nach, durch ihn „entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner „Zeit, in eben dem abgelegenen so wenig besuchten Winkel „Bibliothekarischen Auskehrichts, hätte erscheinen sollen, in „welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir „es, sagt er, ungern früher aus den Händen winden; aber „wer kann für Gewalt?“ Der Anstoß, den man daran genommen hat, ist noch bey weitem größer als derjenige, den die Herausgabe der ersten Fragmente verursachte. Hr. L. hält zwar das vorgegebene Mergerniß, daß durch dergleichen öffentliche Schriften angerichtet werden soll „überhaupt für „nichts, als für einen Popanz, mit dem gewisse Leute „so gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen „möchten.“ Dies letztere wollte ich nun wohl um alles in der Welt nicht; ich dünkte aber, wenn ich nicht sehr irre, der gewisse Schade hielte dem möglichen Nutzen, der dadurch gestiftet werden kann, wenigstens vor der Hand die Waage. Wer seiner Religion gewiß ist, läßt sich freilich durch eine

solche Schrift nicht wankend machen. Aber wie viele sind das? Und dann sollte ich meinen, es gäbe achtungswürdige Christen genug, deren schwacher Glaube Schonung verdient, wie es gewiß leichtsinnige Gemüther in Menge giebt, die von so einem Buche den übelsten Gebrauch machen, und sich dadurch in eine ganz zügellose Irreligion hineinführen lassen. Doch es mag seyn. Mir ist gar nicht bange, daß das Christenthum darüber zu Grunde gehen wird. Ein anfängliches großes Mergerniß ist in der Folge schon mehrmal Wohlthat für das Reich der Wahrheit geworden. Wir wollen hoffen, daß es mit diesem Fragment auch so gehen werde. In England haben Woolston und andere, mit dem Ungenauanten, wohl bey nahe einerley gesagt. Aber in Deutschland sind wir bißher so weit noch nicht gegangen. Die meisten Deisten haben doch noch immer der guten Absicht Jesu und seiner Schüler bey Ausbreitung des Evangelii Gerechtigkeit wiederfahren lassen; haben die größte Ehrerbietung für den sittlichen Charakter Jesu bezeuget, haben seine Weisheit und Tugend erhoben, und seine Sittenlehre, als die erhabenste und würdigste, die je zur Glückseligkeit der Welt gepredigt worden, angepriesen. Seine Jünger waren ihnen ein wenig Fanatiker, aber doch immer fromme, gutartige, ehrliche Leute; er selbst ein außerordentlicher Mann, den die göttliche Vorsehung in der wohlthätigen Absicht unter seinem Volk aufstehen ließ, daß er den abergläubischen Gottesdienst der Juden verbessern, und eine vernünftige Religion unter ihnen aufrichten sollte, worüber er dann ein Opfer ihres Neides und Hasses, ein Märtyrer der Wahrheit haben werden müssen. —

Für ganz das Gegentheil von dem allen wird Jesus von dem Ungenauanten ausgegeben. Den Werth seiner Bemühungen, den Geist der Pharisäer zu dämpfen, und die gleichnerische Scheinheiligkeit dieser Heuchler aufzudecken, kann er nicht verkennen. Aber übrigens ist er ihm ein herrschsüchtiger Idiot; ein Betrüger, der sich vorgenommen hat, unter dem Deckmantel der Religion seine ehrsüchtigen Absichten auszuführen; ein Aufwiegler, ein wirklicher Rebelle, der durch seine Lehre von dem aufzurichtenden Reiche des Messias, den Saamen der Empörung wider die geistliche und weltliche Obrigkeit, unter das Volk streuet, und in

1780. schlauer Verabredung mit seinem Better Johannes, wie er den Täufer nennt, nichts geringeres zum Zweck hat, als bey guter Gelegenheit durch eine schnelle entschlossene Revolution den jüdischen Staat auf einmal glatt umzustürzen, und auf dessen Trümmer seinen eigenen Thron eines wirklichen jüdischen Königs zu bauen. Diesen Plan hatte Jesus, seiner Meinung nach, von weitem angelegt, und zur Ausführung desselben sollten seine Jünger die Helfershelfer sehn; an einer Seite unwissende Dummköpfe aus dem großen Haufen, an der andern Seite aber eben so schlaue Betrüger, als ihr Rädelzfürher, die abgefeimtesten, selbstfächtigen Buben, unter der Larve von Frömmlichen, welche die Sonne je beschienen hat.

Man erschrickt über solche unerhört harte Beschuldigungen, welche machen, daß der Verf. in der bessern Meinung, die man sonst von ihm, als einem irrenden Wahrheitsforscher, gern behalten möchte, unausbleiblich sinken muß. Ich muß es frey gestehen, ich konnte mich bey der ersten Lesung dieses Fragments des bittersten Verdrußes darüber nicht erwehren, und warf bey einigen Stellen das Buch, dessen erster Abschnitt mich so etwas gar nicht vermuthen ließ, mit Unwillen und Verachtung aus der Hand. Es kränkte mich tief in der Seele, den Charakter des frommen verehrungswürdigen Jesu so angetastet zu sehen, der mehr als einer vor ihm, um der Wahrheit willen that und litte, und sich für die gute Sache Gottes und der Menschen so großmüthig aufopferte. — Verzeih dem Manne Gott die Sünde, dachte ich, die er damit an unserm Heilande begangen hat. Er muß es doch haben im Irrthum gethan, sonst wäre es nicht möglich gewesen. — So ward ich kälter, und dann nahm ich das Buch wieder zur Hand. Alles wohl erwogen, und wieder und wieder gelesen, finde ich in dem Fragment sichtbare Spuren einer noch nicht zur völligen Reife gediehenen, anoch unmännlichen Beurtheilungskraft, mit der die zu lebhaftige Imagination des sonst einsichtsvollen gelehrten Verf. oft davon läuft. Ich schließe daraus, er hat es in früheren Jahren mit allem Feuer eines jungen Gelehrten, das sich erst mit der Zeit abkühlt, geschrieben, und vielleicht nicht in der Absicht, daß es die Welt einmal lesen sollte, sondern für sich allein zur Aus-

leerung dessen, was er wider die ihm unverdauliche sogenannte Orthodorie seiner Zeit auf dem Herzen hatte. Ich stelle mir vor, er fand in der vor vierzig bis funfzig Jahren gangbaren Art, die Bibel auszulegen, sichtbare Mängel; sah und hörte, wie die Theologen aus gewissen, sehr unrecht verstandenen alt- und neutestamentischen Wörtern und Redensarten Dogmen herauszerreten, die gar nicht darin liegen. Je mehr er die Bibel als Sprachkenner las, und mit dem herrschenden christlichen Lehrbegriff verglich, je mehr unerweisliches, willkührliches, von Menschen angenommenes fand er hie und da in demselben. Es entstanden also in seinem Gemüth unauflöbliche Zweifel an so mancherley Kirchenlehren, die er weder mit der gesunden Vernunft, noch mit den eigenen Reden Jesu vereinigen konnte. Und doch wurden diese Lehrsätze für Grundpfeiler der christlichen Religion ausgegeben; doch hing an deren Annehmung oder Verwerfung, Himmel und Hölle. Gern hätte er seine Zweifel entdeckt; aber er durfte nicht, wenn er sich nicht als einen Heiden und Unchristen wollte öffentlich verdammen lassen. Wer weiß, in was für besondern, uns verborgenen Umständen er an sich oder an andern den immer regen Zorn eifer unwissender und halbgelehrter Orthodoxen in der Stille mag erfahren haben. Dies brachte wohl sein Gemüth zu einiger Bitterkeit gegen solche Lehrer der Kirche auf, die sonnenklare Widersinnigkeiten in ihrem System nicht sahen, und doch einsichtsvollere dissentirende Christen so hart schmäheten. Was anfänglich bey ihm nur Mißvergnügen mit einzelnen Lehrsätzen der herrschenden Kirchenparthei und den heftigen Eiferern um selbige war, das gieng nach und nach in Unwillen gegen das Christenthum über. Aus der Kirchengeschichte war ihm bekannt, durch wie mancherley Veränderungen der herrschende, für allein wahr geltende Lehrbegriff habe durchgehen müssen, ehe er eine gewisse Festigkeit erhalten, und an wie mancher Umformung desselben Privatmeinungen und Privatabsichten der vornehmsten Geistlichen, ihren oft nicht geringen Antheil gehabt haben. Sonach wurden ihm mit der Zeit auch die ersten Lehrer, und zuletzt der Stifter der christlichen Religion selbst verdächtig. Nun sahe er bey jedem befremdenden Vorfall aus den Zeiten ihrer Entstehung, der auch sonst

1780. wohl mit gerader Ehrlichkeit der Interessenten zu reinen wäre, nichts als lauter Betrug, lauter heimliche, listige Verabredung der Hauptpersonen dabey. Wie gedacht, so geschrieben. Da er sich nicht öffentlich durfte verlauten lassen, was er von dem Ursprunge des Christenthums argwohnte, so vertraute er es der Feder an. — Auf die Art erkläre ich mir das Fragment des Ungenannten, und die darin gewagte heftige, nicht selten ungesittet werdende Bestreitung einer Lehre, die doch in ihrer ursprünglichen Simplicität so sehr die Kennzeichen der göttlichen Wahrheit an sich trägt.

Aber woher kennt der Ungenannte Jesum als den, wofür er ihn hält? und seine Jünger von einer Seite, die kaum an recht scheußlichen Menschen scheußlicher seyn kann? Hat er etwa stärkere Data, seine harte Anklage wider sie zu rechtfertigen, als andere bisher gehabt haben? Vielleicht alte authentike Nachrichten, die noch niemanden außer ihm zu Gesicht gekommen sind? Nichts weniger; sondern er findet die Beweise dazu lediglich in der Geschichte des neuen Testaments, wie sie bey den Evangelisten einem jeden vor Augen liegt. — Ich will dem Leser, soviel sich in der Kürze thun läßt, Rechenschaft davon geben.

(Folgt Auszug u. s. w.)

— Wenn ich ikt, nachdem ich das Ganze davon übersehe, hin und her denke, und mich selbst frage: Wozu soll wohl ein solches Buch dem christlichen Publikum nutzen? so weiß ich mir keine befriedigende Antwort darauf zu geben. Soll niemand mehr das Christenthum glauben? und welcher vernünftige Mensch wird sich zu einer Religion bekennen, die auf lauter Lügen und Betrug beruhet? niemand also mehr den großen wohlthätigen Lehren des lautern Evangelium Beyfall geben? Diese Lehren unter göttlicher Autorität zu predigen, und dadurch (soweit die Fürscheidung Gottes sie würde ausgebreitet werden lassen) die Welt zu erleuchten, zu heiligen, glücklich zu machen, dazu war Jesus, als der Christ, der Sohn Gottes, gesandt. Dieses Geschäft richtete er mit Aufopferung seines Lebens auf, und sorgte dafür, daß nach seinem Tode durch die Apostel dies Evangelium in und außerhalb Judäa freyer gepredigt würde. Und dessen so wohlthätige Lehre für das

1780.
 menschliche Geschlecht frage ich noch einmal, soll also niemand mehr als göttliche Wahrheit annehmen und verehren? Und was soll denn aus der bisherigen christlichen Welt werden, wenn das geschieht? Was soll die Menschen in ihren Gesinnungen und Handlungen unter den abwechselnden Schicksalen des irdischen Lebens recht und sicher leiten? Womit sollen sie sich im Leben und im Tode beruhigen? Wir werden doch in Ewigkeit keine bessere Religion für Menschen, als die Religion Christi, erfinden können, welche außer ihrer innerlichen Vernunftmäßigkeit, noch eine äußerliche positive Sanktion hat. Und die wollen wir den Leuten wegnehmen? Das heißt doch wahrlich, das Schiff ohne Steuerruder, Mast und Segel in die weite See lassen, und es den wilden Wellen Preis geben. Man bessere doch lieber an den Kirchensystemen, wo noch vieles zu bessern ist; reiße aber nicht das ganze christliche Religionsgebäude ein. Man sichte den ächten Weizen der Wahrheit, den Jesus und seine Apostel ausgestreuet haben, von der Spreu, die durch die Länge der Zeit von Menschenhänden darunter gemenget worden, so wird man dem Christenvolk eine gesündere Nahrung bereiten. Aber man hüte sich, Weizen und Spreu mitsammen zu verbrennen, und jeden sorgen zu lassen, wo er nun Nahrung her bekomme. Es möchte wohl schlimm auf den Fall hergehen.

Ich gehe hierauf zur Anzeige der vielen Widerlegungsschriften, welche wider dieses und das erste Fragment über die Auferstehungsgeschichte erschienen sind. Es wird eine etwas saure Arbeit sein, sie durchzulesen, aber ich muß sie mir schon nicht verdrießen lassen. Einer der ersten, welche auf eine gründlichere Art, als Hr. P. Göze, dagegen schrieben, war Hr. Mascho.

Die Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider einige Fragmente aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek, aufgesetzt von Friedrich Wilhelm Mascho, vormaligen Rektor der Schule zu Ruppin. Erstes Stück. — Hamburg, bey Joh. Philipp Christian Reuß. 1778. in 8. 354 Seiten. Zweytes Stück. 1779. 174 Seit. —

1780.

Ferner die

Beleuchtung der neuesten Angriffe auf die Religion Jesu, besonders der Schrift: von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, aufgesetzt von J. W. Mascho etc. — 1778. in 8. 110 Seiten.

Enthalten mancherley gute Sachen, und wohlgetroffene Antworten auf des Ungenannten Einwürfe. Der V. zeigt ihm die vielen Stellen des Fragments sehr klar, wo seine Einwendungen die für rechtgläubig gehaltene gangbare Kirchenlehre seiner Zeit, nicht aber eigentlich die Lehre Christi, aus der Bibel geschöpft, treffen; wo er offenbare Trugschlüsse macht, und seiner biblischen Sprachkenntniß ohnerachtet, viele von Jesu und seinen Jüngern gebrauchte Redensarten gar sehr mißdeutet.

(Folgt Auszug u. s. w.)

— Sonst gebührt Hrn. M. auch das Lob, daß er seinem Gegner billiger Weise Recht giebt, wo er Recht hat, und wenn man seine wohl gegründete freye Meynung von der Inspiration der Bibel, vom Unterschiede zwischen heiliger Schrift und Wort Gottes in der Schrift, zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel, von dem Daseyn der Religion vor der Bibel, des Christenthums vor den Schriften des Neuen Testaments liest: so muß man sich höchlich wundern, daß Hr. Göze ihm seinen lauten uneingeschränkten Beyfall gegeben hat, womit er stillschweigend doch bey Hrn. Mascho eben das rechtfertigte, was er an Hrn. Lessing mehrmal so hart verdammte hat.

Neue Untersuchungen über die Auferstehungsgeschichte unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Frankfurt und Leipzig. 1778. 8. 71 Seiten.

Sind nichts weiter als ein abermaliger neuer Versuch, die hierher gehörigen Vorfälle nach der bequemsten Zeitfolge zu ordnen, also wieder eine kleine Harmonie der Evangelisten, deren wir schon so viele haben.

Die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi. Gegen eine neuere in dem vierten Beytrag zur Geschichte und Litteratur, aus der herzoglichen Bibliothek

zu Wolfenbüttel, dagegen herausgekommene und hier völlig eingerückte Schrift erwiesen und vertheidiget, von Johann Balthasar Lüdewald, der h. Schrift Doktor. Helmstädt, bey Kühnlin. 1778. 8. 192 Seiten. 1760.

Die letzte Unterredung Jesu mit seinen Jüngern auf dem Gange nach Gethsemane, aus dem Evangelio Johannis. Kap XIV. XV. XVI. XVII. Als ein Anhang zur Auferstehungsgeschichte Jesu, gegen die Ungläubigen vertheidiget. Helmstädt, bey Ebendenselben. 1779. 8. 24 Seiten.

Es gefällt mir an Hrn. L. daß ihn die öffentliche Bekanntmachung des Fragments in gar keine Verlegenheit setzet. Er läßt es hier Absatz für Absatz wieder abdrucken, untersucht den Inhalt kaltblütig, und giebt mit einer rühmlichen Kaltmüthigkeit ohne Bolttern seine Antworten darauf. — (Folgt Auszug u. s. w.)

Inhalt und Beantwortung des Fragments vom Zweck Jesu — von Mag. Friedr. Christ. Göze, evang. lutherischer Prediger zu St. Barbara. Danzig. 1779. 112 Seiten in 8.

Ganz bekannte triviale Sachen in einer niedrigen Schreibart. Der Verf. will damit fortfahren. Wir riethen ihm, es hieran genug seyn zu lassen. Sein weitläufiges Amt giebt ihm ja ohnehin genug zu thun. Wozu will er schreiben, was nicht frommet?

Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Theologie, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer, und Auferstehung Christi von den Todten; veranlaßt durch einige Fragmente in den Lessingischen Beyträgen zur Geschichte und Litteratur (viert. Beytr.) nebst noch einer Nachschrift und neuen Zusätzen, die Lessingische Duplik (Braunschw. 1778.) betreffend, von Johann Friedrich Kleuker. Frankfurt, bey den Eichenbergischen Erben. 1778. 8. 554. Seiten.

Wenn der sonst noch unbekannt gewesene Verf. sich stark genug fühlte, (und er scheint sich gar sehr gefühlt zu haben) über die genannten wichtigen Dinge der Welt hörenswerthe Belehrungen zu geben: so war es ihm nicht zu verdenken, daß er es that. In dem Fragment

1780. von Duldung der Deisten in Lessings 3 Beytr. zur Gesch. und Litt. und in den fünf Fragmenten des 4ten Beytr. sind Steine des Anstosses genug für tausend Leser zusammengehäuft, daß man an ihrer Wegräumung seine Kräfte schon versuchen kann. Aber ich hätte mir doch in seiner Stelle nicht merken lassen, daß ich mich für eine so wichtige Person hielte, ohne deren Rath und Belehrung wenig oder nichts dazu gethan seyn würde. Seine Schrift zeuget von des Verf. mannichfaltigen Kenntnissen, und seinem Eifer für das Christenthum. Viele seiner Anmerkungen über die sechs Fragmente, in denen er nichts falsches ungerügt läßt, sind auch wahr und erheblich genug. Aber die meisten Sachen sagt er mit einer Arroganz, die ins Unleidliche fällt, und in einer Schreibart, die könnicht und kraftvoll seyn soll, aber weil sie immer pretiös ist, höchst seltsam und räzelhaft, nie aber nachdrücklich wird.

Gleich im Vorbericht kündigt er sich in einem sehr hohen Ton an. „Er bittet die Welt, wenn sie ihn gelesen hat, daß sie dann auch rede, damit er höre.“ Er versichert, „daß er sich vor“ Lessingen nicht fürchte, (welches diesem lieb seyn wird, weil er auch nicht furchtsam ist und dreiste Leute gerne hat) „sondern vielmehr dessen Duplik mit seinen Belehrungen zu vergleichen einlade.“ Er sieht auf „die Ruinen mancher Schule igt mit eben so „vieler Freude über ihre Zerstörung, als Mitleiden des ehemaligen Daseyns“ herab, welches zum Theil auch „die „Schule des Ungenannten, die saure und unnährende „Früchte erzeugt habe“, getroffen hätte. Und was meinen die Leser wohl, welche Schule die sey? Keine andere, als die Schule der Leibnikischen und Wolfischen Philosophie, welche fast auf allen Blättern angezapft wird. —

(Folgt Auszug u. s. w.)

Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi ohne Widersprüche. Gegen eine Duplik von Johann Heinrich Reß, Archidiaconus zu Wolfenbüttel und Superintendens. Hannover, im Verlage der Schmidtschen Buchhandlung. 1779. 8. 267. Seiten.

Der Verf. der sich in seiner ersten Schrift (XXXIX. 1. 59) auf welche die Lessingische Duplik folgte, nicht

genannt hatte, giebt sich hier namenkundig, und will zeigen, daß er auf die Duplik antworten kann. Diese Schrift war schon vor Pfingsten 1778 fertig, und kam bald nachher unter die Presse; die Schmidtsche Buchhandlung aber wurde an der Fortsetzung des Drucks gehindert. Deshalb erscheint sie so spät. Dabey ist nun auch nichts verloren. Der erste Abschnitt liefert die Auferstehungsgeschichte in der Verbindung, die Hr. N. am faßlichsten und natürlichsten dünkt; der zweyte die Beweise, die man muß führen können, wenn man in dieser Geschichte Widersprüche unter den Evangelisten behauptet; und der dritte ist eigentlich wider die Duplik gerichtet. 1780.

Georg Christoph Silberschlags Antibarbarus, oder Vertheidigung der christlichen Religion, und des Verfahrens des evangelischen Lehramts im Religionsunterricht, gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten. Erster Theil. Berlin, im Verlage der Real-Schulbuchhandlung. 1778. 8. 315 Seiten. Zweyter Theil. Zur Beantwortung der bekannten Abhandlung vom Zwecke Jesu und seiner Jünger. 1779. 544 Seiten.

Hr. Silberschlag sieht mit den Fragmenten eine wirkliche Barbarey, sowohl in Ansehung der Kenntnisse, als der Sitten, für unser Zeitalter hereinbrechen, und will sich ihr mit diesem Buche entgegen stellen: darum nennt er es Antibarbarus. An dem Titel läge nun eben nichts, wenn das Werk selbst nur besser wäre. Aber von einem Mann, der sich seiner ausnehmend gründlichen Theologie, und tiefen Einsicht in den wahren Sinn der h. Schrift so sicher zu seyn glaubt, hätte man mehr erwarten sollen. Hr. S. hat seine Dogmatik ad unguem usque inne, das muß man ihm lassen, und wenn damit allein die Widerlegung der Fragmente, im Ganzen und in den Theilen, gemacht ist, so hat er sie allerdings widerlegt.

(Folgt Auszug u. s. w.)

— Ich bin müde, von diesem, der einreißenden barbarischen Schriftauslegung unserer Zeiten sich entgegensetzenden Antibarbarus, ein Wort weiter zu sagen. Viel lieber gehe ich zu einem — wider einige Fragmente

1780. geschriebenen Buche über, an dem ein Blatt mehr werth ist, als ganze Bogen von so einem Werk, in welchem bloß aus den theologischen Compendien der ganze Wust alter Scholastik zur Vormauer gegen das angegriffene Christenthum zusammengetragen ist. Diese unendlich bessere und zweckmäßigere Widerlegungsschrift ist unter dem Titel:

Fragmente und Antifragmente, zwey Fragmente eines Ungenannten, aus Herrn Lessings Beyträgen zur Litteratur abgedruckt, mit Betrachtungen darüber. Nebst einigen Landkarten. Nürnberg, im Verlag der Lachnerischen Buchhandlung. 1778. in 8. 268 Seiten.

Fragmente und Antifragmente. Einige von Herrn Lessing herausgegebene Fragmente, abgedruckt mit Betrachtungen darüber. Zweyter Theil. Nürnberg, 1779. 248 Seiten.

Vom Herrn Dr. Döderlein in Altorf herausgegeben. Noch habe ich unter allen Antifragmenten, die mir vorgekommen sind, keines gelesen, welches mit so reichhaltiger Kürze dem Forscher der Wahrheit in diesem Streit Genüge thäte, und den ehrlichen Zweifler beruhigen könnte. Der wahre Gesichtspunkt, aus dem Hr. D. die ganze Controvers anseheth; die ruhige unpartheyische Untersuchung, in die er sich ohne Deklamation und Herabwürdigung seines Gegners einläßt; die ausgebreitet gelehrte Kenntniß und richtige Beurtheilungskraft des B., von der diese Schrift zeuget, machen, daß sie sich vor allen ähnlichen durch ihren innerlichen Werth vorzüglich auszeichnet. Seine Antworten auf die Einwürfe des Ungenannten sind bündig und treffend. Dabey schreibt er mit so viel fühlbarer Theilnehmung des Herzens an der dabey interessirten Sache der Religion, mit so viel Geschmack und in einem so guten Styl, daß man sein Buch mit großem Interesse und Vergnügen liest. Ich muß es nach meiner Ueberzeugung und Empfindung ohne Einschränkung loben, und empfehle es allen, welche durch die Fragmente stutzig gemacht sind, zum eigenen Nachlesen; mit der Versicherung, daß es sie nicht gereuen wird, sondern daß sie die Belehrung und Zurechtweisung darin finden werden, die sie bey redlicher Wahrheitsliebe suchen. —

(Folgt Inhaltsangabe u. s. w.)

— Ich will die Schriften derer Herren, welche außer den Antifragmenten noch im Publikum erschienen sind, nach der Reihe hersehen. 1780.

Johann Christian Blasche's. — Kurze auch dem Laien verständliche Verantwortung wider die Beschuldigungen des Wolfenbüttelschen Ungenannten, in dem Fragmente von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Jena, verlegt von der verbundenen Gollner- und Rudolphschen Buchhandlung, im Christmonat 1778. in 8. 160 Seiten.

Augenscheinlicher Beweis, daß die Abhandlung von dem Zweck Jesu — voll ganz offener Widersprüche und Unwahrheiten sey. Frankfurt und Leipzig, 1778. in 8. 88 Seiten.

Zur Beurtheilung der von Herrn Hofrath Lessing herausgegebenen Fragmente eines Ungenannten, von Duldung der Deisten. Von Martin Friedrich Pitiscus, Professor in Hamburg. Hamburg, gedruckt von Harmsen, 1779. in 8. 190 Seiten.

D. Gabriel Christoph Benjamin Mosche Beyträge zur Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte Jesu gegen die neuesten Einwürfe. Frankfurt, bey Garbe, 1779. in 8. 320 Seiten.

D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhawer, ausführliche Prüfung des fünften Fragments aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek, von der Auferstehung Jesu, durch welche zugleich die Auferstehungsgeschichte Christi bestätigt und erläutert wird. Hamburg, bey Schniebes. 1779. in 8.

Prüfung des dritten Fragments aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek, von dem Durchgange der Israeliten durch das rothe Meer, angestellt von Joh. Heinr. Dan. Moldenhawer, Theol. D. — Hamburg, ebendasselbst. 1779. in 8. 30 Seiten.

Beurtheilung des Fragments aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek, die Auferstehungsgeschichte Jesu betreffend. Von Abraham Philipp Gottfried Schickedanz, evangelisch-reform. Prediger in Frankfurt an der Oder. Frankfurt, bey Strauß. 1779. in 8. 90 Seiten.

1780.

Kurze Widerlegung der Schrift, von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, von Joh. Philipp Burkh. Abrand, Professor und Prediger bey der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Rinteln. Cassel, bey Cramer. 1779. in 8. 80 Seiten.

Offenbare Wahrheit der Evangelisten Auferstehungsgeschichte Jesu, besonders wider die Lessingische Widersprüche dargethan, nebst einem Brief (einem Briefe) von Lessings Zweck Jesu und seiner Jünger, von Johann Michael Schreibern, Pfarrer zu Freyroda. Leipzig, bey Hilscher. 1780. in 8. 208 Seiten.

Um den Leser nicht zu lange bey einerley Sache aufzuhalten, sehe ich mich genöthiget, diese sämtlichen Schriften in Pausch und Bogen zu würdigen. Es verlohnte sich nicht der Mühe, mit meinem Urtheil darüber ins Kleine hineinzugehen, und es würde auch dabey immer schwer sehn, die Tare der einen vor der andern so ganz genau und richtig zu bestimmen; liegen sie doch sämtlich auf der Auslage, und steht doch jedem das Auslesen der feil gebotenen Waaren frey. Der Geschmack ist verschieden. Es soll mir lieb sehn, wenn der Leser selbst proben will. Mag er dann für sich aussuchen, was ihm ansteht, so bin ich des Anlobens oder Abtadelns überhoben. Alle Herren Verfasser geben der Welt ihr gedrucktes Gutachten über die Fragmente des Ungenannten; einige mit mehr, andere mit weniger Scharfsinn, einige so ganz in guter frommer Einfalt. Dieser bringt hier, jener da, einen richtigen Gedanken mit, löset hier ein Zweifelsknötchen und dort eines auf, oder schürzet es noch enger zusammen, welches auch wohl manchmal kömmt. Aber im Ganzen hat keine der vorliegenden Schriften den innern Werth, den die Antifragmente des Hrn. Döderlein haben. Durch diese sind sie gewissermaßen überflüßig geworden. Am entbehrlichsten wäre vollends das, was Hr. Schreiter vorbringt. Er sagt nichts, was nicht hundertmal gesagt wäre, und schreibt es in einem so elenden Styl, daß er viel besser gethan hätte, sich nicht als Schriftsteller zu zeigen. Ich mag nicht sagen, wie mir sein Brief über Lessingen und sein ganzes Buch vorkömmt. Das eigene hat er vor allen

übrigen, welche öffentlich an dem Streit über die Wolfenbüttelschen Fragmente Theil genommen haben, daß er Hrn. Lessing auf den Kopf zusagt, er sey nicht bloß ihr Herausgeber, sondern auch ihr Verfasser, — Das wäre denn zum dritten male falsch gerathen! Wenn doch die Herren sich um den Verfasser unbekümmert ließen, und hielten sich ans Buch!

Es kostet wirklich Ueberwindung, über dergleichen sehr sollende Widerlegungsschriften, nicht verdrießlich zu werden. Viel besser wär es, manche Herren gäben sich gar nicht mit Widerlegen ab; sie haben in keiner Absicht das nöthige Zeug dazu. Die Wahrheit würde mehr dabey gewinnen, wenn sie es unterließen, denn durch leichte Apologien verliert sie wirklich mehr, als man gemeinhin glaubt.

Nun wären von den herausgekommenen Schriften wider die Fragmente, nur noch des Hrn. D. Semler, und D. Less seine übrig. Von diesen aber werden von andern Recensenten eigene Recensionen in der Bibl. erscheinen.

Br.*)

D. Joh. Salomo Semlers Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten, insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger. Halle, im Verlag des Erziehungs-Instituts. 1779. 452 Seiten und 2 Bogen Vorrede, in 8.

Anhang zur Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten. Bekannt gemacht von D. Joh. Sal. Semler. Halle. 1779. 52 Seiten, in 8.

Man weiß, daß die Fragmente eines Ungenannten vom Zweck Jesu und seiner Jünger, welche Hr. Lessing herauszugeben für nützlich gefunden, nichts geringeres beweisen sollen, als daß die Lehre Jesu seit siebzehnhundert Jahren noch nicht recht verstanden worden, und es mit ihr gar nicht so beschaffen sey, als sie die Christen von Anfang her bis auf den heutigen Tag geglaubt haben. Der Ungenannte unternimmt es also, die Welt eines Bessern zu belehren, und will zeigen, daß Jesus keinesweges eine sittliche und allgemeine Religion

*) Friedrich German Lüdke in Berlin.

1780. stiften wollen; sondern bloß die Absicht gehabt habe, ein irdisches Reich für die Juden und nach jüdischem Sinn zu errichten, nachdem er aber darüber verunglückt sey, hätten es seine Jünger nicht für rathsam erachtet, in eben dem Ton fortzufahren; sondern das, was Jesus irdischer Weise verstanden und zur Absicht gehabt, geistlicher Weise gedeutet, und was Jesus bloß um die Juden an sich zu ziehen, gethan und vorgepiegelt, erst nach und nach in eine geistliche Religion umgeformet, um sich desto sicherer einen Anhang zu machen: wo es ihnen denn auch gelungen, ihren Zweck zu erreichen; ja ihr Vorhaben hätte noch dazu den sonderbaren Erfolg gehabt, daß ein Theil des menschlichen Geschlechts ohne ihren Plan durchzuschauen und ihre Absicht zu errathen, bis auf den heutigen Tag von ihrer neu-erfundenen Lehre, als von einer göttlichen und heilsamen Anordnung wäre bethört worden.

Diese Behauptung streitet zwar wider den Augenschein, und widerspricht dem Leben und Charakter Jesu und seiner Jünger; der Sinn und Geist, der in ihren Lehren und Bestrebungen herrscht, und sich dem ehrlichen und aufmerksamen Forscher ihrer Geschichte und ihrer Schriften aufdringt, steht auch einer solchen Meynung grade entgegen. Indessen da sich der Ungenannte alles erlaubt, was in seinen Kram dient; da er die Geschichte und Vorträge im N. T., woraus er seinen Beweis führen will, bald bezweifelt und läugnet, bald verdrehet oder verstümmelt, bald nicht weiß oder wissen will, so wie er es mit seiner Absicht gemäß findet; da er endlich vieles mit einmischt, das wohl Meynungen, Lehrsätze und Erklärungen verschiedener Theologen, aber nicht die Lehren und das Verfahren Jesu und seiner Jünger treffen kann; und da auf der andern Seite, wenn es auf die Sache der Religion ankommt, nur wenig ehrliches und gewissenhaft-sorgfältiges Forschen unter den Menschen erwartet werden kann: so haben diese Fragmente sehr viel Aufsehen gemacht, viele Leser verwirret, viele leichtsinnige Gemüther hingerissen, und bey vielen, die ihre Religion ehren, oder sie doch äußerlich aufrecht erhalten wollen, Anstoß, Aergerniß und Geschrey verursacht.

Man darf nur dreust und unverschämt gegen heilig gehaltene Dinge heut zu Tage auftreten, sie grade zu

läugnen, und das Gegentheil von dem, was vielen Menschen glaubwürdig scheint, behaupten; so kann man schon auf den lauten Beyfall und Triumph eines Haufens, und auf die geheime Einwilligung des andern, gewisse Rechnung machen. Ein Theil Menschen hat das Joch der Religion bereits abgeschüttelt; ein Theil des heranwachsenden Geschlechts möchte es gern abschütteln, um seinen Trieben ungefördert zu folgen; ein Theil hängt nur noch durch die verkümmerte Halfter dran, die aus dem mühseligen Catechismuszwange zurückgeblieben ist. Wie willkommen muß denen ein Reformer seyn, der sie vollends loshalftert, oder sie in ihrer Zügellosigkeit bestätigen will! Und unter denen, die es mit ihrem Christenthum treu meinen, finden sich auch noch viele, die nicht untersucht haben, noch untersuchen können; die auf guten Glauben für Religion annehmen, was ihnen von Jugend auf als Religion eingeprägt worden; die sich an eine Reihe von Lehrsätzen festhalten, sie mögen nun wesentlich zum Christenthum gehören oder nicht, menschliche Erklärungen und Zusätze enthalten, oder klare und unmittelbare Belehrungen ihres göttlichen Lehrers seyn; die endlich das, was sie glauben zur Stimmung und Aenderung ihres Sinnes nicht angewandt, oder nicht gleichförmig und anhaltend angewandt haben: die folglich auch in ihrem Glauben nicht völlig und innerlich sicher sind. Bey solchen allen kann es denn aber nicht fehlen, ihr Religionsgebäude muß durch jeden dreusten Angriff erschüttert werden; und sie selbst müssen zusammenfahren und erschrecken, wenn sie mit dem seichten und lockern, das auf den ersten Stoß dahin sinkt, auch das feste und hauptsächlichste seinen Fall drohen sehen, und in Furcht gerathen alles zu verlieren, und nichts übrig zu behalten, worauf sie sich verlassen, oder womit sie sich schützen könnten. Da muß frehlich eine solche Schrift, als des Ungenannten seine, viel Besorgnisse, Bangigkeit, lautes Klagen und Angstgeschrey über die dem Christenthum drohende Gefahr nach sich ziehen.

Wären aber alle, die noch Christen seyn wollen, mit dem großen Werth der simplen und wesentlichen Lehren Jesu, wie sie es seyn könnten und sollten, vertraut bekannt; wüßten sie aus dem treuen Gebrauch derselben in den An-

1780. gelegentlich ihres Geistes und ihres Lebens, was sie daran haben; fühlten sie die trostlose Bedürfniß und die finstre Verwirrung, darin sie gerathen würden, wenn der Ungenannte Recht haben sollte: so würden sie zwar über manche seiner Wendungen und Vorstellungen stutzig werden; aber deswegen überhaupt an ihrem Glauben keinen Schiffbruch leiden. Im Ganzen werden sie die Falschheit seines Vortrags und seiner Absicht durchschauen; seine Unwissenheit und Geringschätzung der ehrwürdigsten Lehren des Evangelii wahrnehmen; seine Bitterkeit gegen Jesum und seine Lehre, wodurch doch so viel Gutes für die Sitten und Angelegenheiten der Menschen gestiftet worden, unbegreiflich und beynahe unmenschlich finden; sein vorsezliches Bestreben, alles daran zu vernichten, und als widersinnigen Betrug darzustellen, mit den ersten Grundtrieben menschlicher Sittlichkeiten nicht zu vereinigen wissen; und das, was ihnen etwa in seinem Vortrage unbeantwortlich und schwer aufzulösen vorkommen möchte, ruhig stehen lassen: weil es ihre Ueberzeugung in der Hauptsache nicht stört; weil sie dem ohngeachtet wissen und erfahren haben, was ihnen die Lehre Jesu werth sey; und weil sie zu einem Schriftsteller kein Vertrauen haben, und auf seine Worte kein Gewicht legen können, der so handgreiflich alles offenbar gute und würdige an dem Stifter der christlichen Religion übersieht und auf die Seite schiebt, und mit dem innigsten Bestreben alles, zum Theil ohne Wahl und mit Selbstwiderspruch, zusammenrafft, was seinem Leben, seiner Lehre und seinen Gesandten einen nachtheiligen oder verächtlichen Anstrich geben kann. Die Wahrheit spricht und handelt nicht so.

Aber, wird man sagen, nur wenige von denen, die Christen heißen, sind so, wie du sie schilderst. Ein Theil der Christen ist vielmehr schon ungläubig; ein anderer möchte es gern werden; und sehr viele glauben nur, was sie von andern gehört haben, wissen selbst nicht recht, was sie glauben, haben nie ihren Glauben auf sichere Gründe erbauet, noch sich um die Wahrheit und den Werth desselben sorgfältig bekümmert. Was für Schaden müssen die Fragmente des Ungenannten unter allen diesen Leuten anrichten, und wie wichtig und heilig ist die

Pflicht demselben zu steuern! — Recensent weiß nicht, ob dem Schaden durch Widerlegungen gesteuert werden möchte. Der Ungläubige ließt sie nicht, und wird auch selten durch Widerlegungen gebessert; der Gläubige bedarf ihrer nicht; und wer von seinem Glauben keine rechte Ueberzeugung hat, wird oft durch das Lesen der Schriften für und wider das Christenthum, nur noch mehr mit unbestimmten Vorstellungen angefüllt, und verworrener, zweifelmüthiger und kaltblütiger in seinem Glauben gemacht, als er zuvor war. Das Christenthum beweiset seine Kraft und Wahrheit in der Anwendung auf Sinn und Leben: da wirket es Ueberzeugung, die von Gelehrsamkeit, Geschicktenntniß, und weitläufig zusammengesuchtem Stoff unabhängig ist; und das ist christliche Ueberzeugung, die der Gelehrte gar nicht bedarf, und zu vielem wirklichen Schaden mit ihr hat verbunden werden sollen. Darf Rec. offenerzig seine Meynung sagen, so glaubt er, das viele Widerlegen dieser Fragmente habe am Ende vielleicht mehr geschadet als gefruchtet. Das Aufsehen, das sie gemacht, haben sie größtentheils dem Gewicht zu danken, das sie nicht in sich selbst, sondern durch die herandrängende Widerlegungen erhalten haben. Man hätte sie nur für so unbedeutend achten sollen, als sie es wirklich sind: denn Andichtungen, Verdrehungen, und eigenwillige phantastische Schilderungen des Sinnes und Charakters solcher Männer, die sich in ihren Lehren und Schriften ganz anders zeigen; oder Chikanen und bittere Spöttereien über die Umstände solcher Begebenheiten, die vor mehr als siebenzehnhundert Jahren geschehen sind, geben doch wohl keinen bedeutenden Werth! — so würde sich das Aufsehen, das sie machten, wohl bald verloren haben.

Oder, wenn ja widerlegt seyn sollte, warum in diesen Bänden, die grade von denen nicht gelesen oder verstanden werden, für die sie geschrieben seyn sollten? Warum nun kein Jota und keinen Tüffel übergangen? Warum so viel hineingewebt, das nicht zur Sache gehört? Warum denn nun alles erklären, vergleichen, heben wollen, was man doch nach so langer Zeit nicht mehr zuverlässig erklären, vergleichen und heben kann, und es auch nicht nöthig hat? Warum alle Aussprüche und Beweisarten unserer Schrift-

1780. gelehrten und Aeltesten dabey vertheidiget? Und wie viel warum könnte man noch hersezen! Wäre es nicht besser gewesen, wenn man sich eben des Rechts, dessen sich der Ungenannte gegen Jesum und seine Jünger annahm, auch gegen ihn bedient, und wo nicht mit gleicher Bitterkeit, doch mit nicht minder dreuster Annahmung, über den Zweck des Ungenannten etwas gesagt hätte? Oder könnte man nicht, wenn einmal gekämpft werden sollte, die beyden Fechter, die sich auf dem Kampfplatz vordrängten, einer mit academischer Kunst, und der andere mit aller Ausscharrung der Streitsucht bewaffnet, — beyde berühmt in ihrer Art! — allein den Streit ausmachen lassen? Wahrscheinlicher Weise hätte der Zuschauer über den künstlichen Fechterstreichen des einen, und den schwerfälligen Hieben des andern, die Veranlassung des Kampfs vergessen, und, wie es bey Schauspielen zu gehen pflegt, zuletzt satt und ermüdet den Kampfplatz verlassen.

H. D. Semler ist anderer Meynung gewesen, und hat es für Pflicht geachtet, des Ungenannten Fragmente auch zu beantworten. Er hat sich dabey den Plan gemacht, seinem Gegner Schritt vor Schritt zu folgen, jede Einwendung zu widerlegen, häufige Widersprüche ins Licht zu setzen, und es recht darzustellen, daß er mit sich selbst nicht übereinstimme, und in seinen angenommenen Meynungen und Behauptungen nicht sicher sey. Diesen Plan hat er auch gut ausgeführt, und es aus vielen Stellen des Ungenannten und deren Vergleichung augenscheinlich bewiesen: wie wenig derselbe die Schriften des N. T., woraus er doch seinen Beweis führen will und muß, verstehe oder verstehen wolle; wie wenig er sich in die Geschichte, Lage und Denkungsart des jüdischen Volks damaliger Zeit, versetzt habe; wie unwissend er in der orientalischen Vorstellungsart und in der religiösen Sprache und Auslegungsmethode der damaligen Juden sey; wie viel Widersprüche er sich erlaube, und wie wankend er in seinen behaupteten Sätzen sey; wie offenbar und vorsehlich er die vortrefflichen Lehren und Geistesstimmungen Jesu und seiner Jünger nicht sehe und sehen wolle; wie unbedachtsam er diese Lehren und neuere theologische Er-

klärungen und Sätze unter einander mische; wie unwürdig und bitter er spotte; welche unbillige Verdrehungen, Andichtungen, niedrige und grundlose Beschuldigungen er gegen diese anerkannt moralisch-würdige Männer vorbringe; welcher Unredlichkeit er sich schuldig mache: so daß man sich nach ernsthafter Prüfung und Vergleichung, dazu doch wohl in einer von Millionen Menschen wichtig geachteten Angelegenheit, jeder rechtschaffene Mann verbunden ist, kaum entbrechen kann, über den Ungenannten Unwillen zu fühlen.

Aber Hr. Semler ist über diese Widerlegung so weitläufig geworden; er hat sich durch die häufigen Wiederholungen verleiten lassen, manche Nebenuntersuchungen zu umständlich mitgenommen, manches zu gelehrt, zu wenig gemeinfaßlich und mit zu weniger Rücksicht auf die gewöhnliche Vorstellungsart der Christen erörtert; daß man befürchten muß, sein Buch werde grade von denen, die es lesen und nutzen könnten und sollten, nicht übersehen, standhaft durchgelesen, und satzsaam verstanden und verdauet werden. Wenigstens sind dem Recensenten verschiedene Beispiele bekannt, wo man es zwar mit Begierde ergriffen, aber bald voll Unmuth oder Kummer wieder weggelegt und sich beklagt hat, daß man es nicht verstehen, und das Herz nicht fassen könne, weiter fortzulesen. Ich weiß wohl, die Natur jeder Vertheidigung bringt es so mit sich, daß sie weitläufiger und umständlicher gerathen muß, als die Einwürfe, wider welche sie gerichtet sind. Einwürfe und Beschuldigungen lassen sich leicht machen; nicht so leicht und kurz sind sie aufzulösen und zu beantworten. Für diejenigen Leser aber, denen eine Beantwortung dieser Art vornehmlich nützen sollte, wäre es meines Erachtens hinreichend gewesen; wenn die Hauptlehren Jesu und seiner Jünger in ihrem Werth kurz und einleuchtend dargestellt, die scheinbarste Gegenvorstellungen des Ungenannten herausgehoben, ihr Geist und ihre Wichtigkeit ins Licht gesetzt, und daraus auf die übrigen und auf den ganzen Sinn des Verf. der Schluß gemacht worden wäre. So könnte man wahrscheinlich hoffen, Spötter und Lächer, blöde und kluge Leser, Denker und Christen von gewöhnlichem Schlage, würden die Antwort eben so gut als die Frag-

1780. mente gelesen haben, und in jedem Leser wäre vielleicht irgend ein Saamenkorn davon zurückgeblieben.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so bleibt diese Schrift des Hrn. Doktors für forschende Theologen immer ein sehr interessantes Werk. Der Verf. hat verschiedene Gedanken über die heil. Schrift und deren Inhalt, die er sonst schon hie und da in seinen Schriften geäußert hatte, hier mehr zusammengefaßt, und ausführlicher vorgetragen und angewandt; die, wenn sie gleich noch nicht ihre völlige Bestimmung haben, und vielleicht nicht haben sollten, doch, ja selbst eben deswegen, der nähern Prüfung forschender und um richtige Religionsbegriffe bekümmelter Männer sehr werth sind. Zwar werden manche daran zweifeln, ob diese zum Theil noch unbestimmte und von wenigen zugestandene Gedanken, zu Principien der Widerlegung eines gänzlichen Widersachers des Christenthums dienlich seyn möchten; und viele andere werden nach Gewohnheit sehr darüber schreyen und wehklagen, — wie es denn Rec. selbst hat hören müssen, — daß ihnen ihr ganzer Glaube unsicher gemacht werden wolle. Aber schreyen und anklagen nützt zu nichts; und ist auch gegen einen ehrlichen Mann sehr unrecht. Pauli Regel gilt, wie in den Angelegenheiten aller Wahrheit, also auch in Religionswahrheiten am meisten: Prüfet alles, prüfet unpartheyisch und kaltblütig; und behaltet das Gute.

Drum rechnet es sich der Rec. zur Pflicht, einige dieser Gedanken herauszuheben und zusammen zu stellen, damit sie desto besser geprüft und beurtheilt werden können. Er kann aber nicht jeden Ort nachweisen, und will auch die Gedankenfolge nicht durch öftere Anführungen unterbrechen: genung, er will sie so darlegen, wie er sie aus dem Buche gefaßt hat, und ist es sich bewußt, daß er ehrlich dabey zu Werke gehe. Agm.*)

(Folgt Inhaltsangabe u. s. w.)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1780,

40. Band, 2. Stück, pag. 356—428.

*) Vermuthlich ein Druckfehler; es wird Egm. heißen müssen. Alsdann wäre, nach Parthey, Prediger Treumann zu Schönnerlinde bei Berlin der Verfasser, wofür die Wahrscheinlichkeit spricht.

Eine Urkunde des Jahres 1780 von der neuen Ge- 1780.
fahr des Christenthums durch die scheinbare Semlerische
Vertheidigung desselben wider den Fragmentisten. Dessau,
1780. 145 S. 8.

Ein sehr ernsthafter Angriff von einem Ungenannten, den
aber der Druckort und seine bekannten Grundsätze deutlich
genug machen, auf den Hrn. D. Semler wegen seiner Wider-
legung des Wolfenbüttelischen Fragmentisten, und seiner
Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekenntniß u. s. w.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1780,

43. Band, 1. Stück, pag. 52—56.

Beschreibung des portugiesischen Amerika, vom Cu-
dena. Ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttel-
schen Bibliothek. Herausgegeben vom Herrn Hofrath
Lessing. Mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von
Christian Leiste, Rektor zu Wolfenbüttel. Braun-
schweig, 1780. 160 Seit. in kl. 8.

Herr Lessing macht in der Vorrede die treffliche An-
merkung, nur die Völker sollten die Welt besitzen, welche
die Welt der Welt doch wenigstens bekannt machen. Denn
wie wenig wissen wir von den Besitzungen der Portugiesen
in Afrika, von Brasilien, vom spanischen Amerika, außer
Fragmente, die neuere Reisenden in ihren Werken nur ge-
legenheitlich mittheilen, und von vielen dieser Länder, unter
andern was den Portugiesen auf der ostafrikanischen Küste
gehört, nichts weiter, als wie sie vor etwa hundert Jahren
beschaffen waren. Hr. L. hat daher unsere geographische
Litteratur wirklich bereichert, wenn er gleich nur einen
spanischen Schriftsteller aus den Schätzen der wolfenbüttel-
schen Bibliothek bekannt macht, der 1634 für den Minister
Olivarez eine Beschreibung von Brasilien aufsetzte. Diese
ist hier spanisch nebst einer alten deutschen ziemlich fehler-
vollen Uebersetzung abgedruckt; aber auch mit vortrefflichen
Zusätzen, Berichtigungen, und einer vollständigen Geographie
von Brasilien, soviel wir davon Nachricht haben, begleitet,
Zusätzen, die wir dem Fleiße des Herrn Rektor Leiste zu
verdanken haben, der durch seine Beschreibung vom brit-
tischen Amerika, ein Buch, das mit so vieler Prüfung, Ge-

1780. nauigkeit, und in unsern Tagen ungewöhnlichem Fleiß geschrieben, daß die Britten bey der Menge ihrer allgemeineren und Specialbeschreibungen von Nordamerika selbst noch entbehren, und dem sie bloß einen elenden Fenning, den Hr. Schlözer 1777. herausgegeben hat, an die Seite setzen können, schon soviel Verdienst hat.

Cudena, der spanische Beschreiber von Brasilien, giebt nur von diesem Lande einen kurzen Begriff nach den verschiedenen Gouvernements oder Hauptmannschaften; er meldet von einem jeden die Größe, den Handel und die vornehmsten Produkte. Nur Schade, daß das spanische Original wirklich an manchen Stellen unverständlich ist, wie wir denn nicht recht Cudenas Meynung von dem Werth der Ladung einer jeden Provinz verstehen, und den Gewinn der Krone von den exportirten Waaren, ingleichen; S. 36 ho tiene mas cargas, que lo que se da a un Clerigo. Die Spanier bekamen während ihrer Herrschaft über Brasilien sehr viel Schiffholz, und ließen wirklich dorten Schiffe bauen. In Bahia da todos Santos ward damals schon Wallfischfang getrieben, Cudena kennt schon in Spiritu Santo Smaragdgruben, auch wurden die westafrikanischen Provinzen von Portugal, mit Lebensmitteln von Brasilien aus versehen. Die deutsche Uebersetzung hätte unsers Bedünkens mehr verbessert werden müssen. Bey St. Vincent sind die drey dortigen Eisenwerke ausgelassen. Farinas de Palo, welches in der alten deutschen Uebersetzung Mehl von Brasilienholz heißt, war Rec. lange unbegreiflich, bis Hawkesworths Seereisen ihm diese Stellen erklärten. Denn Cassava Mehl wird noch jetzt in Rio Janeiro Farinha de Pao genannt, und hier statt Brod gegessen. — Hr. Leiste hat Anhangsweise, aus den neuesten Beobachtungen von Brasilien, welche nach dem de Laet, dem Hauptschriftsteller dieses Landes, das portugiesische Amerika besuchten, eine Geographie dieses Landes gegeben, die gleiche Genauigkeit, und eben den mühsamen Fleiß, wie seine Beschreibung von Nordamerika zeigt, und wobey Cudena immer mit den neuesten Beobachtern und d'Anvilles Karte verglichen worden. Eine bessere als Hrn. Leistes Beschreibung von Brasilien, existirt zur Zeit außer Portugall nicht, und bis jemand Gelegenheit hat, Sebastiano de Rocha Pitta Historia

da America Portugueza des de o Anno 1500. de su Descubrimiento, a te o de 1724. Lisboa. Fol. 1730., welche Recensent nur aus Robertson kennt, zu benutzen, welches nach dem Zustande der portugiesischen Litteratur mit manchen Schwierigkeiten verknüpft seyn dürfte, wird Hr. Leiste immer unser Führer bey diesem unbekanntem Lande bleiben. Cudena rechnet die brasilische Küste zwischen dem Amazonen, und la Platafluß 1038 Meilen. Hr. L. findet sie nach wiederholten Nachmessungen 1083 Meilen. Dieser geringe Unterschied, der ein bloßer Schreibfehler seyn kann, giebt für den spanischen Schriftsteller ein günstiges Vorurtheil. Die Zweifel über den Hauptmann Maranjon, der nach dem Cudena Brasilien erobert haben soll, sind von Hrn. L. sehr gut gehoben. Hr. L. theilt Brasilien in 20 Hauptmannschaften, vor ihm kannte man in Deutschland nur fünfzehn, die von ihm zuerst vollständig angegebene sind, Cananea, Santa Anna, Upava, St. Sagrament, die seit dem Traktat St. Ildefonso nicht mehr zu Brasilien gehört, und Matagrosso. Diese letzte große, zwischen den 12. und 20. Grad südlicher Breite liegende Provinz hat der Verf. mit ungemeyner Sorgfalt beschrieben. Doch da der Verf. den angeführten Friedenstraktat, der in unsern Gegenden wirklich sehr unbekannt ist, nicht benutzen können, so erfordern die Grenzen von Matagrosso jetzt noch eine andere Bestimmung. Denn nach dem Traktat hat Portugal vom südlichen Brasilien sehr viel verlohren; hingegen in dem nördlichen vom Fluß Mamoré an, der nachher den Namen Madeira bekommt, ansehnliche Distrikte erlangt, daß dieser hier die nördliche Grenze von Brasilien geworden, wobey wir nur bemerken, daß d'Anvilles Karte jetzt nicht mehr zureichend ist, die Grenzen der Spanier und Portugiesen zu bestimmen, indem wir die wenigsten angegebenen Flüsse darauf finden können. Bey der Catarineninsel können wir Hrn. Leiste noch einige Zusätze von dem neuesten Zustand derselben geben. Seit 1738 wohnt hier ein portugiesischer Befehlshaber, da sonst bloß Landstreicher hier ihren Aufenthalt hatten, deren Leben einigermaßen mit dem ehemaligen Zustand der Baucaniers übereinstimmte. Das Gebiet der Insel ist in drey Parochien abgetheilt, eine davon liegt auf dem festen Lande. Der fürtreffliche Hafen heißt Pinta

1780. grosso, und die Hauptstadt, wo der Commendant seinen Sitz hat, St. Antonio, aber mit ihrem ersten langen Namen, Neustra Sinhora da Necessita. Auf der Insel ist eine ansehnliche Traubrennerey für Rechnung des Königs, die beständig 310 Negern beschäftigt, und in den Monaten Julius und August, werden an den Küsten jährlich drey- bis vierhundert Wallfische gefangen. Zuletzt verbreitet sich der Verf. noch kurz über die Naturprodukte dieses Landes, und über die ursprünglichen und spätern europäischen und afrikanischen Kolonisten. Von den letztern hätten wir gerne mehr gelesen; aber der Mangel an Nachrichten von allen portugiesischen Besizungen in und außer Europa, hinderte auch hier so wie an manchen andern Orten, sich weiter auszubreiten. Noch müssen wir bey der letzten Seite anmerken, daß zufolge einer Nachricht in Murrs Journal, Th. 8. S. 253, schon Pombal den Titel Vicekönig von Brasilien, so wie von Goa, abgeschafft hat, und der Befehlshaber von Rio Janeiro sich jetzt mit dem Gouverneurs-titel begnügen muß. (Dg. *)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1780,
43. Band, 1. Stück, pag. 211—214.

Johann Faust, ein allegorisches Drama von fünf Aufzügen. München, bey Fritz, 1775. 8.

Seitdem Hr. Lessing in den Literaturbriefen das deutsche Publikum auf den dramatischen Werth dieses Subjekts aufmerksam, und durch die daselbst eingerückte herrliche Scene nach seiner eignen Bearbeitung desselben, die man noch erwartet, begierig machte, scheinen mehrere Dichter sich den nämlichen Vorsatz in den Sinn kommen zu lassen, wenn sie gleich der Ausführung desselben nicht gewachsen sind.

(Dz. **)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1780,
3. Anhang, 2. Abtheilung, pag. 740.

*) Verfasser: Professor Sprengel in Halle.

**) Verfasser dieser sowie der folgenden Notiz: Rektor Sangerhausen in Usherleben.

Situation aus Fausts Leben. Vom Mahler Müller. 1780.
Mannheim, bey Schwan, 1776. 8.

Wem leicht schwindelt, dem rathen wir, diese Scene ungelesen zu lassen, die auch wohl dem stärkern Kopfe taumelndes Gefühl erregen können. Wir sind nicht kompetente Richter, ob das die wahre Sprache der bösen Geister und ihrer Verbrüdereten sey, die sie hier reden; aber das wissen wir, daß wir sie lieber von Milton, Alopstock, und vollends von Lessing, in der Scene seines Fausts (Literaturber. Th. I) redend eingeführt hören mögen. —

Dz.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1780,

3. Anhang, 2. Abtheilung, pag. 741.*)

*) Gotthold Ephraim Lessing.

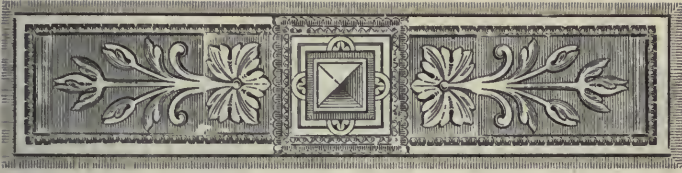
So verschiedne Fähigkeiten des Geistes das Trauerspiel, die äsopische Fabel, das scherzhafte Lied und das Epigramm voraussetzen, so ist Lessing doch groß und vortreflich in allen. Der Umfang seines vielfassenden und immer thätigen Genies, seine tiefe Gelehrsamkeit, sein angeborner Witz und die Schärfe seiner Urtheilskraft geben allen seinen Arbeiten die schöne, feste Gestalt. Auf unsrer Bühne ist er Meister und Richter, ein Kenner der abgezogensten theoretischen Regeln, des menschlichen Herzens, der Sitten und der dramatischen Sprache, scharfsichtig in Bergliederung fremder Originalwerke und glücklich in der eignen Ausführung. Ihm allein kann man zum Ruhme nachsagen, daß er in allen seinen Schauspielen nichts von den Alten, nichts von den Ausländern entlehnt, sondern allemal aus sich selbst geschöpft hat. Bornehmlich sind seine Lustspiele mit eignem teutschen Geiste bearbeitet. Er schildert Nationalsitten und Nationalcharaktere, an denen unsre Bühne noch immer so arm ist, seine Pläne sind einfach und mit Einsicht angelegt, in der Zeichnung der Charaktere bleibt er der Natur getreu, sein Dialog ist leicht, geschmeidig und voller Leben, sein Scherz mit attischem Salze gewürzt, voller Feinheit und Urbanität, seine Sprache präcis und von klassischer Zierlichkeit. Seine Stücke gefallen bey der Vorstellung, wie beyhm Lesen, sie gefallen als Muster des schönsten Ausdrucks und einer ungezwungenen Regelmäßigkeit, sie beschäftigen den Geist und das Herz, und erregen durchgehends eine hohe Meynung von den mannichfachen Talenten ihres Urhebers. Selten vereinigen sich alle Vollkommenheiten des tragischen, komischen und fröhlichen Dichters so ganz in einem Manne, selten bieten Kunst und Genie sich so behülftlich die Hände. — Lessings schriftstellerischen Charakter von allen Seiten zu schildern, erfordert den Fleiß und den Raum eines ganzen Buches. Daß er die Theorie mancher Dichtarten berichtigt und jede mit eignen trefflichen Mustern bereichert hat, daß

1790. er selbst in seinen prosaischen Fabeln durch Neuheit, Einfach, sinnreiche Kürze und natürliche Moral den besten Fabeldichtern der neuern Zeit den Vorrang streitig macht, daß er im Fache der Alterthümer, der schönen Künste, der Philologie und Aesthetik keinem an gründlicher Einsicht weicht, daß er unübertreflich ist in seiner Prosa, und Fülle, Nachdruck, Nettigkeit und die geheimsten Kunstgriffe des ächten klassischen Styls bis zum Reize in seiner Gewalt hat, daß er sich als einen Selbstdenker und Wahrheitsfucher, als einen unverföhnlichen Feind aller Scheintugend und falschen Größe, als einen lucianischen Spötter und furchtbaren Verlächer der selbstsüchtigen gelehrten Thoren, des Aferwizes und der Klügeley, bewährt hat; — dieß und noch mehr wird die Nachwelt ihm einräumen müssen, ohne durch entferntere Winke darzu vorbereitet zu seyn. — Ihn lobpreisen ist eben so wäglich, als ihn tadeln wollen.

Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten.)* Von Kaiser

Karl, dem Großen, bis aufs Jahr 1780. Berlin, 1781,
1. Band, pag. 360—364.

*) Verfasser: Heinrich August Rüttner, Professor am Gymnasium zu Mitau.



1781.

Braunschweig. Die Wissenschaften können nur selten einen so großen Verlust leiden, als derjenige ist, den wir unseren Lesern leider anzeigen müssen. Lessing, in mehr als einer Gattung von Kenntnissen der Erste, in andern nur von einem Heyne und wenig andern nachgeeifert, der Verfasser des Laokoon, der Briefe antiquarischen Inhalts, der theatralischen Bibliothek und der Dramaturgie, der Miß Sara Sampson, der Emilia Galotti und der Fabeln, ein Schriftsteller, der von seinen ersten Gedichten, den Kleinigkeiten, an, bis auf seine letzten Schriften, immer einen Beyfall einerndtete, der Führer seiner Nation auf Wegen, die sie noch nicht beschritten hatte, dessen feines Gefühl der Schönheit von der ausgebreitetesten Gelehrsamkeit unterstützt wurde, der in jeder Wissenschaft orientirt war, so bald er sich ihr näherte, starb vorigen Donnerstags Abends den 15. dieses hier in Braunschweig. Sein Tod, ohngeachtet er nicht ganz unvermuthet war, ist desto schmerzhafter, da er der Welt in Jahren entrissen wird, wo der Ruhm andrer Gelehrter sich gewöhnlich erst zu gründen anfängt, und in einem Zeitpunkte, wo der Eifer, womit er in seinen letzten Streitigkeiten die Wahrheit suchte, ihn gewiß zu derselben geführt haben würde.

1781.

Braunschweigische Nachrichten von politischen und gelehrten
Sachen, Braunschweig, 1781, 19. Februar.

1781.

Wolfenbüttel den 15. Februar.

Heute verlor nicht Deutschland, sondern die Welt, einen der ersten, seltensten Geister, einen Mann, der an Genie, Gelehrsamkeit, philosophischem Scharfsinn, seit allen Jahrhunderten, wenig, und in Ansehung der Verbindung von allem, vielleicht keinen seines Gleichen hatte; einen Mann, dessen Verdienste um die Litteratur erst künftig das aufgeklärtere Deutschland öffentlich und würdig verehren wird: einen Lessing. Wer, der ihn kannte und nicht zu klein war, ihn zu bewundern, ist in dem ersten Schmerze fähig, mehr zu seinem Lobe zu sagen? Schande wäre es für Deutschland, wenn es bey dem unerseßlichen Verlust eines so großen Mannes nicht wenigstens eben den Schmerz öffentlich zu erkennen gäbe, den das dankbare Frankreich bey dem Verlust eines Mannes äusserte, der nur Voltäre war.

Königl. privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung,
Berlin, 1781, 20. Februar.

Am 15ten Februar starb zu Wolfenbüttel, zum unerseßlichem Verlust für die ächte Gelehrsamkeit, Herr **Gottbold Ephraim Lessing**, einer der ersten Gelehrten Deutschlands, und des jezigen Jahrhunderts überhaupt. Gründliche Gelehrsamkeit und Scharfsinn, in so hohem Grade wie er, werden wenige besitzen, und vielleicht niemand, hat jemals beyde in so hohem Grade verbunden. Es ist zu wünschen, daß seine nachgebliebene Schriften sorgfältig mögen bewahret und herausgegeben werden. Man weiß, daß er an theologischen Briefen in vier Bänden arbeitete, von denen auch schon ein Bogen gedruckt ist. Es würden diese sehr wichtige Aussichten, in verschiedene Theile der Kirchenhistorie enthalten haben. Seiner dramatischen Pläne sind vielleicht hundert und mehr. Die Trauerspiele von denen man weiß, daß er sie etwas näher ausgearbeitet hatte, sind: der zweyte Theil von **Emilien Galotti**; der **Sklavenkrieg**; **Nero**, der barmherzige **Samariter**, u. a. Von seinem Lustspiel, der **Schlafrumk**; desgleichen von seinem Leben des **Sophokles**; auch sind von einer Predigt über zwey Texte nach

Art Yoriks, schon seit mehrern Jahren einige Bogen 1781.
gedruckt, die hoffentlich nun zum Vorschein kommen werden.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1780,

44. Band, 2. Stück, pag. 620—621.

Aus Braunschweig vernehmen wir mit der lebhaftesten
Theilnehmung, daß der Herr Hofrath und Bibliothekar
G. G. Lessing, den Deutschland zu seinen ersten Schrift-
stellern zählt, am 15. dieses, Abends um 10 Uhr, an einem
Steckfluß verstorben sey!!!

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen,

Berlin, 1781, 20. Februar.

Absterben characterisirt. Personen.

Am 15. Febr. des Abends um 9 Uhr ist der Herzogl.
Braunschweig-Lüneburgische Hofrath und Bibliothekarius,
Herr Gotthold Ephraim Lessing, im 53sten Jahre seines
Alters, an einem Steckflusse hieselbst verstorben.

Braunschweigische Anzeigen, Braunschweig, 1781, 21. Februar.

Braunschweig. Am 15ten Februar Abends gegen 9 Uhr,
starb hier Herr Gotthold Ephraim Lessing, Herzogl. Braun-
schweigischer Hofrath und erster Bibliothekar zu
Wolfenbüttel, an dem erneuerten Anfall eines Steckflusses,
im 53sten Jahr seines Alters, nachdem er sich von dem
ersten Anfalle desselben am 5ten dieses Monats, ziemlich
wieder erholet hatte. Nicht seine Verwandten und Freunde
allein — ganz Teutschland trauert um ihn.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1781, 24. Februar.

Aus einem Schreiben.

Braunschweig den 17. Februar.

Ich hab' Ihnen einen neuen traurigen Beweis der
öftgesagten Wahrheit zu geben, daß ein feindseliger Genius
über unsre Litteratur zu walten scheint, weil unsre größten
Männer, von denen sie die beste Unterstützung erwarten
kann, in der Blüthe ihres Alters weggemäht werden. Unser
Lessing, unstreitig der erste Mann unsrer Nation, der

1781. an allumfassender echter Gelehrsamkeit, hohem Dichtertalent, geleitet durch die hellste Kritik und Leibnizischen Scharffinn im weiten Reiche der Litteratur keinen Nebenbuhler hatte, und sicher in Jahrhunderten nicht haben wird, starb zu Wolfenbüttel den 15ten dieses plötzlich an einem Stekfluss im 52sten Jahre seines Alters. Wer fühlt den Schlag nicht? Mich wenigstens betäubt er so, daß ich nicht im Stande bin, weiter etwas zu schreiben, als den Wunsch: Möcht' er doch in die Hände keines Sudlers von Biographen oder Dichter gerathen! Möcht' ihm doch der grosse Mendelssohn und unser Wieland ein feiner würdiges Denkmal setzen! — — — P*** †)

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1781, 24. Februar.

Auf Lessings Tod.

Als Lessing starb — starb Winkelmann,
Plaut, Sophocles, Aesop, der Erde noch einmal!
Wo lebt nun die Copie die das Original
Der Welt ersetzen kann!!!

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen,
Berlin, 1781, 24. Februar.

Auf Lessings Tod.

Er ist nicht mehr! —
Wer beginnet den Klage-ton? — —
„Sein Geist war eine Feuerflamme,
„Die, mit ungewohntem Lichte,
„In die staunenden Seelen,
„Und mit wunderbarer Wärme,
„In die schmelzenden Herzen drang.
„Diese Flamme ist nun verloschen —
„Für uns verloschen —
Den Verlust des Edlen klagen die Edlen,
Und fühlen ihn tief in ihren Seelen,
Wie eine Lücke in der Geisterwelt. —
Wer beginnet den Klage-ton?

†) Wahrscheinlich Karl Martin Plümcke, Schauspieldichter bei der Döbbelinschen Gesellschaft, der mit der Litteratur- und Theater-Zeitung eng liirt war.

„Von dem Augenblick an
 „Wo dein Liebling, o Natur!
 „Sich dem Herzen der Mutter entwand,
 „Bis an den Tag seines Todes,
 „Strömte sein milder Quell
 „Nahrung seinem Geiste
 „Von allen Seiten zu.
 „Und er wuchs, und wurde eine Ceder,
 „Die kühn gen Himmel stieg,
 „Und über alle ihre Schwestern ragte.
 „Diese Ceder ist nun gefallen —
 „Für uns gefallen —
 Doch nun verstumme, mein Gesang!
 Denn die Vertrauten seiner Seele,
 Die als Jüngling, und als Mann ihn kannten,
 Die mit ihm zugleich aus den Schranken liefen,
 Sie, die Lieblinge seines Busens,
 Die bisher der Schmerz nicht reden ließ,
 Heben ihr Klagelied an. — —

C. P. Moriz.

Königl. privilegirte Berlinische Zeitung, Berlin, 1781,

24. Februar.

Heute wird die von Sr. Königl. Majestät in Preußen allergnädigt privilegirte Döbbelinische Gesellschaft aufführen: Emilia Galotti, ein Trauerspiel von Herrn Lessing.

N a c h r i c h t.

Die allgemeine Betrübniß eines jeden Deutschen, der die Verdienste eines Lessings kannte, der mit Recht der Stolz unserer Nation war, hat sich unseres ganzen Gefühls bemächtigt. Seine Urne verdient, daß man ihr, so viel der Raum unserer Bühne erlaubt, auch heute die letzten Ehrenbezeugungen, die aus der Fülle trauriger Herzen fließen, erweise. In dieser Absicht, die uns zur Pflicht geworden, wird heute Mademoiselle Döbbelin, nach vorhergegangener Trauermusik, eine feyerliche Rede vor dem Stücke unseres unsterblichen Lessings halten.

Königl. privilegirte Berlinische Zeitung, Berlin, 1781,

24. Februar.

1781.

Nachricht von Lessings Tod;

nebst Hrn. Hofr. Sommers Bergliederung
von dessen Leichnam, aus einem Schreiben
des Hrn. Landschafts-Sekr. Leisewitz an
Prof. Lichtenberg

Braunschweig den 25. Februar 1781.

Die Nachricht von Lessings Tode ist nur zu wahr. Der Mann dem für seine mannichfaltigen Talente, auch ein rein ausgelebtes Menschen Alter noch immer zu kurz geworden wäre, starb am 15ten Februar im 53sten Jahre.

Doch ich muß Betrachtungen der Art abbrechen wenn ich fortschreiben will und Sie verlangen ja auch nur eine authentische Nachricht von seinem Tode.

Lessing bemerkte schon seit langer Zeit eine Abnahme seiner Gesundheit und die ersten Schwachheiten lieffen einen Schlagfluß befürchten. Er fühlte eine gewisse der Lähmung nahe Schwere, eine unnatürliche Neigung zum Schläfe die ihn oft in Gesellschaften, wenn er noch den letzten Bissen oder das letzte Wort im Munde hatte überfiel. Zuweilen konnte er das Wort das er suchte nicht finden, sagte unwillkürlich ein anderes und zuweilen kam ihm sogar ein Buchstaben statt eines andern in die Feder. Lessing war in gewissen Augenblicken nicht im Stande zwey Zeilen orthographisch zu schreiben.

Unterdessen waren das lange Zeit Übel eines einzigen Augenblicks und blos körperliche Übel, sein Geist blieb noch immer so sehr derselbe, daß verschiedne seiner vertrautesten Freunde seine Krankheit für Einbildung hielten.

Eine Reise im vorigen Herbst schien ihm so sehr vortheilhaft gewesen zu seyn, allein seine Schwachheit nahm mit dem Winter auf die heftigste Art zu. Er ward in den letzten Monaten äußerst engbrüstig, ein Weg in Braunschweig kostete ihm Stunden, sein Gang ward schleppend, seine Stimme gedämpft, jenes durchdringende Feuer seiner Augen sieng an zu verlöschen. Er klagte nun auch daß er keine Gedanken zusammenbringen könne, daß er immer arbeiten wollte und nie arbeiten könne, er ward gegen Alles gleichgültig; wir vermißten ihn recht in seinem Umgange, denn auch da glänzten vorher alle seine Talente nur in der Richtung, die ihnen die Unterredung anwies.

Den 3ten Februar, wie er Abends in Gesellschaft gespeist hat, kömmt er höchst engbrüstig zu Hause, er hatte sogar die Sprache verlohren. Dem ungeachtet will er zu keinem Arzt schicken, und befiehlt auch dem Bedienten ihn allein zu laßen und das Zimmer zu verschliessen. Er hat eine höchst üble Nacht, und doch trifft ihn einer seiner Bekanten den andern Morgen unter den Händen des Friseurs an, weil er fest entschlossen ist nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrscheinlich nicht erreicht hätte. Es kostete Mühe ihn davon abzubringen und ihn zu überreden unsern Leib-Medicus Brückmann kommen zu lassen. Dieser ließ ihm sogleich eine Ader schlagen und Zugpflaster legen. Er fieng nun auch an Blut auszuwerfen, schien sich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholet zu haben.

Während seiner Krankheit war er sehr ruhig, gelassen und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viele Besuche an und ließ sich vorlesen. Zu einer Zeit schien er sich seinen Tod sehr nahe zu einer andern sehr entfernt zu denken. Auf seine gänzliche Genesung hoffte er unterdessen nicht, und erklärte einmahl, er sey auf Leben und Tod gefaßt.

Lessing hatte in seinem ganzen Leben einen ungemein folgtsamen Schlaf der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen zu schliessen, er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte. Dieses Glück behielt er bis an sein Ende, und sagte noch kurz vorher, wenn er den ganzen Tag geschlafen hätte, freue er sich doch auf die Nacht.

Unterdessen kamen die Anfälle der Engbrüstigkeit immer von neuem wieder und es war umsonst, daß seine Ärzte Herr Leibmedicus Brückmann und Herr Hofrath Sommer alles anwandten was die Freundschaft fodern und die Kunst leisten konnte.

Am letzten Tage glaubte er sich außerordentlich wohl zu befinden, wie er sich aber Abends ins Bette legen ließ, befiel ihn die Engbrüstigkeit so heftig, daß er nach wenigen Minuten, sich und den Umstehenden unvermuthet, starb.

Herr Hofrath Sommer öffnete den Leichnam, und ist so gütig gewesen mir die Erlaubniß zu geben Ihnen den angeschloßenen Sections-Bericht mittheilen zu dürfen. Dieser verdienstvolle Mann hält die in Lessings Alter ungewöhn-

1781. lichen Verkücherungen für die Ursache der Brust-Wasser-sucht und des Todes.

Unter Lessings Nachlasse müssen sich verschiedne sehr schätzbare Handschriften finden, viele Anmerkungen über die deutsche Sprache und alte Litteratur, eine ziemliche Menge von Collectaneen über das Heldenbuch, eine nach mehreren Manuscripten berichtigte Abschrift des Rennerz, Reise Anmerkungen über Stalien, der Anfang einer Lebensbeschreibung des seel. Reiske, Entwürfe zu Schauspielen, und schon ausgearbeitete Scenen, wenigstens einige zu dem Doctor Faust welche die in den Litteratur-Briefen bekannt gewordene übertroffen, vielleicht etwas von einem Spartacus und Nero. Er hatte sich auch wenigstens vorgenommen, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst von den Minnesängern bis auf Luther zu schreiben; ich weiß aber nicht ob sich etwas davon finden wird.

Besonders muß sich jetzt ein Umstand aufklären, der für das Publikum äusserst interessant ist. Vor einigen Jahren wurde Lessing in Leipzig ein Kasten mit Handschriften entwandt oder durch Nachlässigkeit verlohren; in diesem Kasten befanden sich, nur soviel ich weiß, ein Schauspiel die Matrone von Ephesus, eine Abhandlung über die beste Einrichtung eines deutschen Wörterbuches, der Buchstaben A zu einem deutschen Wörterbuch, eine Litteratur-Geschichte der Asopischen Fabel. Lessing behauptete nun zwar immer daß er keine Concepte oder Abschriften von diesen verlohrenen Schriften mehr hätte. Allein viele seiner Freunde die seine Abneigung zweymahl an dieselbe Sache zu gehen kannten, haben immer an diesem Vorgeben gezweifelt, und ich weiß jemand der noch nach dieser Zeit eine Abschrift der Matrone von Ephesus bey ihm gesehen haben will.

Diese Abneigung von der ich eben redete, gieng so weit daß er zuweilen etwas liegen ließ wenn schon ein Theil davon gedruckt war. Zu den Fragmenten dieser Art gehört ein Schauspiel der Schlafrunk und ein Sophocles der schon 1760 bey Bock in Berlin bis zur 113ten Seite abgedruckt ist. Es sollte eine Abhandlung über das Leben und die Schriften des Griechischen Dichters werden, und ist ganz im Geschmack des Bayle.

Ich bin etc.

Leisewitz.

Zergliederung des Leichnams.

1781.

Ausserlich war nichts am Körper zu sehen, ausser daß sich auf dem Rücken einige blaue Flecken befanden, die durch das Liegen nach dem Tode entstanden waren.

Die Haut selbst war wenigstens 3 Linien dicke.

u. s. w.

Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur.

Herausgegeben von Georg Christoph Lichtenberg und
Georg Forster Göttingen, 1781, 2. Jahrganges 1. Stück,
pag. 146—152.

Deutschland hat einen seiner trefflichsten Schriftsteller verloren! Herr Hofrath **Gotthold Ephraim Lefzing** ist zu Wolfenbüttel am 15ten dieses, nach einer achttägigen Krankheit, im 52sten Jahr seines Alters gestorben.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1781, 26. februar.

Braunschweig, vom 19. Febr. Die Wissenschaften können nur selten einen größeren Verlust leiden, als derjenige ist, den wir leider heute ankündigen müssen, Lefzing, in mehr als einer Gattung von Känntnissen der Erste, in andern nur von einem Heyne und wenig andern nachgeeifert, der Verfasser des Laokoon, der Briefe antiquarischen Inhaltes, der theathralischen Bibliothec und der Dramaturgie, der Miß Sara Sampson, der Emilia Galotti und der Fabeln, ein Schriftsteller, der von seinen ersten Gedichten, den Kleinigkeiten, an, bis auf seine letzten Schriften immer einerley Beyfall einerndtete, der Führer seiner Nation auf Wegen, die sie noch nicht beschritten hatte, dessen feines Gefühl der Schönheit von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit unterstücket wurde, der in jeder Wissenschaft orientirt war, sobald er sich ihr näherte, starb vorigen Donnerstag Abends den 15ten

Empfindlicher Verlust
eines großen
Gelehrten.

1781.

dieses in Braunschweig. Sein Tod, ohngeachtet er nicht ganz unvermuthet war, ist desto schmerzhafter, da er der Welt in Jahren entrissen wird, wo der Ruhm anderer Gelehrten sich gewöhnlich erst zu gründen anfängt, und in einem Zeitpunkte, wo der Eifer, womit er in seinen letzten Streitigkeiten die Wahrheit suchte, ihn gewiß zu derselben geführt haben würde.

Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen.*) Nro. 17. Mit
Herzogl. gnädigstem Privilegio. Stuttgart, 1781, Dienstags,
den 27. Febr. pag. 67.

Berlin den 27. Februar.

Die hiesige Döbbelinsche Gesellschaft hat sich zur Pflicht gerechnet, ein öffentliches Zeugniß ihrer wehmüthigen und dankbaren Empfindungen bey dem Grabe des verdienstvollen Dichters, von welchem die Deutsche Schaubühne ihr Gesetzbuch und so viele Meisterstücke empfangen hat, am 24sten Februar auf ihrem Schauplatz abzulegen. Sobald man an diesem feyerlichen Abend den Vorhang aufgezogen hatte, war es für die überaus zahlreichen Zuschauer ein unvermutheter beweglicher Anblick, das Theater in ein mit vielem Geschmack ausgeziertes Castrum doloris verwandelt zu sehen, in dessen Mitte sich das Grabmal nebst dem Bildnisse des Dichters zeigte, und wobey sich die sämtlichen Schauspieler und Schauspielerinnen in Trauerkleidern auf beyden Seiten in Ordnung gestellt hatten. Keiner von ihnen spielte hier eine gelernte Rolle; alle drückten in ihren traurigen Mienen das wahre Gefühl ihrer Herzen aus. Eine Trauermusik nach der vortrefflichen Georg Bendaischen Composition unterbrach mit sanften Tönen die feyerliche Stille, worauf Mademoiselle Döbbelin vortrat, und eine poetische Rede so unnachahmlich schön declamirte, daß der bis zu Thränen gerührten Rednerin von vielen der anwesenden Schönen und selbst von männlichen Augen theilnehmende Thränen zurückgeweint wurden. Nach Erledigung

*) Herausgeber: Friedrich Schiller, derzeit Medicus im Regiment Augé zu Stuttgart. — Siehe pag. 375.

der Rede wurde das Lessing'sche Trauerspiel, Emilia Galotti, 1781. aufgeführt, wobey die spielenden Personen abermals in Trauer erschienen, alle aber sich beeiferten, durch die beste Aufführung ihrer Rolle zu zeigen, wie werth ihnen ein Dichter, wie Lessing, gewesen, und wie heilig ihnen die Arbeiten seines Geistes noch nach seinem Tode sein werden. Die Rede lautete also:

Den ihr bewundertet, Er dessen Meisterhand,
 Emilien erschuf — der Leidenschaft mit Wize,
 Geschmack mit Phantasie, wie keiner noch, verband;
 Er, der voran an aller Deutschen Spitze
 So ruhmvoll und so einzig stand: —
 Er ist nicht mehr! — Auf öffentlicher Scene,
 Aus voller Brust dem Edlen hingeweint,
 Sey unser's Dank's gerechte fromme Thräne
 Mit Eurem Dank und Eurem Schmerz vereint! —
 Wenn Er ein Deutscher nicht, wenn er ein Britte wäre;
 Da nähme seinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein;
 Da würd ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
 Ihm öffentlich ein ewig's Denkmahl weh'n,
 O gönnt dann Ihr des großen Mannes Asche,
 Daß jenen Todtenkrug, der sie gesammelt hat,
 Die Deutsche Künstlerin, in Deutschlands erster Stadt,
 Mit töchterlichen Thränen wasche —
 Sie ist zu klein, Verdienst, wie so ein Geist erwarb,
 Mehr, als bewundernd zu empfinden;
 Zu arm, mit Blumen nur die Urne zu umwinden,
 Denn ach! — Sie welkten, da Er starb!*)

Königl. privilegirte Berlinische Zeitung, Berlin, 1781,

28. Februar.

Braunschweig. Hier starb den 15ten Februarii Abends Herr Gottlob Ephraim Lessing, im 52sten Jahre seines Alters, an einem Steckflusse.

Erfurtische gelehrte Zeitung, Erfurt, 1781, 2. März.

*) Verfasser des Gedichtes: Johann Jakob Engel, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin.

1781. Herr Lessing ist eher als man es noch befürchtete, nämlich schon am 15. Febr. gestorben; die teutsche schöne Litteratur leidet durch ihn einen nicht so leicht zu ersetzenden Verlust.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1781, 3. März.

Der hiesige geschickte königliche Medailleur, Herr Abramson, der sich bereits durch seine vortreffliche Sammlung von verschiedenen auf berühmte Gelehrte ausgeprägten Denkmünzen rühmlichst bekannt gemacht hat, ist jetzt beschäftigt, unserm unvergeßlichen Lessing ein gleiches Denkmal durch eine Medaille zu stiften, welche zwey Loth fein Silber wiegen und zu drei Thaler verkauft werden soll. Auswärtige Gönner und Freunde werden gebeten, dieses Vorhaben durch Subscription zu befördern, wogegen Herr Abramson denen, welche zehn Subscribenten gesammelt haben werden, das eilfte Stück unentgeltlich zukommen lassen wird.

Königl. privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung,
Berlin, 1781, 12. März.

Braunschweig. Der H. Hofr. Lessing ist seirt worden, und man hat gefunden, daß er nicht am Sticksuffe, sondern an der Brustwassersucht gestorben ist. Er ist hier auf Kosten des Herzogs begraben worden.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1781, 17. März.

Über G. E. Lessings Tod.

— cui Pudor, nudaque Veritas
quando ullum invenient parem?
Horat.

Freue dich nun blinder Aberglaube,
Lache hämischer Verfolgungsgeist,
Jauchzet, daß wie Sturm die zarte Traube
Nun der Tod, den Feind euch früh entreißt! —

Männer, die des Glaubens Echtheit zeigen;
 Jener Heuchler Gegner sind nicht mehr!
 Nun kann Schwärmerei sich wieder zeigen,
 Hin sind beide, Lessing und Voltaire!

Aber jeder Freund der heil'gen Wahrheit
 Klagt empfindlich über Lessings Tod!
 Lessing schuf in jedem Wissen Klarheit;
 Er war's, der den Gleisnern Spitze bot!

Er war Schöpfer des Geschmacks der Bühne,
 Unser's Deutschlands freudiger Propherz,
 In dem Drama grösser als Racine,
 Und Anakreon in seinem Scherz.

Ein Euripides im Trauerspiele,
 Und in seiner Fabel ein Lactanz;
 Ein Virgil im plastischen Gefühle;
 Edle Grazie besaß er ganz.

Wo ist ein Genie, das seinem gleiche?
 Groß wie Winkelmann im Laokon;
 Gleicht in sanfter Harmonie ein Grieche
 Ihm wohl, in originellem Ton?

Weih', Germanien, ihm deine Tränen,
 Wind ihm klagend den Zipressenkranz!
 Nur er wagt' es, Frevlerdruf zu höhnen,
 Nur er lehrte liebreich Toleranz.

Gomperz.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1781, 17. März.

Auszug eines Schreibens aus Schwedt.

Zur Ehre der Deutschen Fürsten und zu einiger Beruhigung der trostlosen Deutschen Musen, muß ich Ihnen eine Anekdote mittheilen, die einer öffentlichen Bekanntmachung werth ist. Lessings Tod — wer fühlt ihn nicht! — wird auch von unserm erhabnen Beschützer der Schauspielkunst in seinem ganzen Umfange gefühlt, so wie ihn ein Fürst, der wie Er, Wissenschaft, Talent und Kunst thätig unterstützt, fühlen muß. Seine Königl. Hoheit der Markgraf hatten kaum die traurige Nachricht von dem Tode des grossen Mannes vernommen, als Höchstdieselben

1781. in den wärmsten Empfindungen von Patriotismus und Beileid Ihrem Schauspieldirektor Hrn. Möller auftrugen, seiner Asche bey Vorstellung von Emilia Galotti ein trauriges Fest zu veranstalten. Lassen Sie sich erzählen, wie das geschah.

Die Bühne, vorne schwarz bekleidet, stellte einen Sichenhain vor, im Hintergrunde den Tempel der Unsterblichkeit; an dessen Schwelle lagen zween trauernde Barden; im Innern stand Lessings Urne und Büste auf einem allegorischen Altar; auf beiden Seiten die Bildsäulen der personifizirten Ideen: Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie, Philosophie, Geschichte; auch sah man in Medaillons die Namen der sechs großen Schauspiele des Dichters. Unter einer dazu passenden schönen Ouvertüre, die von einem ausdrucksvollen Orchester mit inniger Theilnehmung vorgetragen wurde, erschienen sämtliche Schauspieler in Trauer mit Lorbeerkränzen und Weihrauch in Händen; unter ihnen Möller als Odoardo Galotti, der nach Endigung der Musik folgende in diesem Charakter gesetzte Rede hielt:

Todt ist er; — todt? — Staunt darum Ihr so
schüchtern

Und unnmuthsvoll mich an?

Ihr Weib vor Weib, und Mann vor Mann,
Mit nassen, bleichen, bebenden Gesichtern? —
Todt ist er! — Lessing todt! — Wohl Euch,
Wenn Ihr es fühlt! — Weh Euch, wenn Ihr
Es nicht fühlt! — Schlimmer wärt Ihr dann
Als todt! — —

Heil Dir, o bester Fürst,
Heil Euch, Ihr feinen, schönen Seelen,
Die Ihr Ihn weint, und deren Tränen wir
Mit süßer Andacht zählen! —

Zu früh entblättert, ach! zu früh gebrochen ist
Die Rose, die uns ewig blühen sollte;
Die goldne Frucht, die ewig reifen wollte;
Zu schnell am Horizont erloschen ist
Die Sonne, deren allumfassender Glanz
Von Weisheit, Wiz, Geschmak und Toleranz
Auf alle Felder Licht und Regen brachte,
Die jeden Boden urbar machte! —

Nur eine Unschuld ruft Emilia!
 Ein Lessing nur seufzt laut Germania! —
 Und diesen lieben, grossen Sinen!! —
 Ha! wär' nur Albion Sein Vaterland,
 Wie halbe ständ' an's Avon Strand*)
 Von Seinem Volk ein Denkmal für Ihn da;
 Wie würd' um Ihn Sein König weinen,
 Und noch im Grabe sich mit Ihm vereinen! —
 So hast denn Du, Germania,
 In Deinem weitgestreckten Lande
 Nicht solch ein Volk, solch einen Fürsten? — Schande! —
 Ja Schande wär's! — Doch, meine Mutter, doch! —
 Du hast solch einen Fürsten noch
 Denn Friedrich Heinrich lebt — und Lessing lebt! —
 Ich seh' Ihn — den erhabnen Schatten;
 Hoch in des Empyräums Kreisen schwebt
 Er da, wo Shakespear sich und Leibniz zu Ihm gatten,
 Wo sie sich haben, die noch nie sich hatten,
 Vergöttert winkt Er Dank mir zu, für Dich.
 Nimm hin — empfang' ihn feierlich
 Und theile, Grosser Brennussohn, das Opfer,
 Das noch Melpomene dem Liebling heut
 In diesem Lorbeer bringt — Unsterblichkeit! —

Laur.

Hierauf fiel die Musik wieder ein, und man bekränzte Lessings Büste und Urne — und opferte Weihrauch —

Die Trähne in dem Auge des huldreichsten Fürsten bei der herzigen, vortreflichen Deklamation des Redners, gab diesem Ausritte der Wehnuth seinen völligen Werth — sein wahres Wesen, und vermehrte die allgemeine Nührung unsers kleinen geschmackvollen Publikums und der anwesenden Fremden. Jeder empfand und zählte mit schmerzhafter Wonne die Zähren des Deutschen Fürsten um den Deutschen Weisen. — Auch haben Se. Königl. Hoheit Lessings und Shakespeares Büste auf den Vorhang der Bühne malen lassen, beide mit der Unterschrift: Alt 52 Jahr. Es ist ein für den empfindsamen Bemerkter nicht gleichgültiger Umstand, daß diese grossen Genien beide eine Laufbahn gleicher Entfernung zurückgelegt haben. —

1781.

Noch hätt' ich Ihnen vieles zu sagen von unsrer Emilia Galotti, die im Ganzen, andern Bühnen zum Reide, so gut vorgestellt wird, als die Rollen vertheilt sind. Besonders aber verdiente Hrn. Möllers grosser Odoardo, und Madam Schmelka als Gräfin Orsina eine aufmerksame Zergliederung. Doch hiervon umständlich ein andermal. Soviel muß ich indeß noch bemerken, daß es bey uns nicht rathsam gefunden wurde, in Emilia Galotti in Trauer aufzutreten. Bey aller Bekanntheit des Stücks und seiner Charaktere konnten wir's nicht mit dem Gefühl der Illusion zusammenreimen, daß Hettore Gonzaga mit seinem Hofstaat, Marinelli und Appiani mit seiner Braut ein so von ihren Situationen disparates Costüme hätten annehmen sollen. Auch kam unsre Empfindung dabey nicht zu kurz. Denn bey jeder schönen Stelle fühlten wir doppelt für Galotti und Lessing, ohne jenen Fingerzeig, den ein schwarzes Unterkleid, oder eine Schneppe und Florkappe geben dürfte. Wie aber, wenn nun eben dieser italiänische Fürst, in des Lande die Kunst nicht eher nach Brod gehen soll, bis er selbst keins mehr hat, Lessing geliebt hätte, wenn er in ihm den Dichter und Alterthumsforscher, den Freund Winkelmanns schätzte, der noch vor einigen Jahren in seinen Gegenden war; wenn er nun, ein Beschützer der Künste, sein Andenken ehren wollte? — je nun, so würd' er vielleicht von seinem Conti sich sein Bild malen lassen, und es gern, wie Emiliens Bild, bey der Hand haben — oder von seinen Bildnern sich eine Urne mit Lessings Namen oder Kopf machen lassen — und sie in seinem Zimmer behalten, und sie gern und oft bewundernd anblicken. — Das würd' er vielleicht — das, dünkt ich, ließe sich eher denken. Und so dachte Möller — und so stand jene Urne, die vorher in dem Tempel stand, mit Lorbeer und Flor umwunden, während des ersten Akts im Kabinette des Prinzen. Eine feine Idee, die auf Kopf und Herz die angenehmste Wirkung that.

*) Am Avon liegt Stratford, die Vaterstadt Shakespears, die dem Dichter ein schönes Gebäude gewidmet hat, und ihm zu Ehren alle sieben Jahr ein Fest feiert.

Schreiben aus Hamburg.

1781.

Auch unsre Schaubühne hat am 9ten März den Verlust Lessings öffentlich und feierlich beklagt. Nach der Aufführung der Emilia Galotti hörte man eine vortrefliche Trauermusik, unter welcher der Vorhang geöffnet wurde. Das Theater war durchaus mit schwarzem Tuch bekleidet; in der Mitte stand auf einem durch fünf Stufen erhöhten Postement eine Urne, um welche alle Mitglieder des Theaters in tiefster Trauer gruppiert waren. Dann folgte ein feierlicher Chor von Madam Benda, Mademoiselle Keilholz und Mademoiselle Kress angestimmt und vom Herrn Hönicke componirt; hierauf ein Rezitativ und Arie von Madam Benda gesungen, und endlich nachstehende Rede von Herrn Schröder gesprochen.

Ganz Deutschland klagt um seiner Weisen größten,
 Sieht nun des Forschers erste Stelle leer;
 Doch Deutschland kann sich trösten,
 Es hat der grossen Männer mehr,
 Vielleicht noch einen, der wie Er,
 Sich selbst allein des Ruhmes Hütte baute,
 Vor Fürsten, Fürstendienern nie gekniet,
 Tief in der Menschen Heimlichkeiten schaute,
 Und niemals eine schadenfroh verrieth;
 Der, was er einmal war, mit Ehre,
 Und Nachsicht doch für andre blieb
 Und den nicht jeder Sturm der Lehre
 Aus der erkannten Wahrheit trieb;
 Der Gleisnerey und Prahlucht kühn verscheuchte,
 Aus Furcht und Haß an keiner Mahnung hieng,
 Und wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
 Doch immer noch an ihrer Ferse ging.

Nur unverwunden bleibt die Trauer,
 Mit welcher unsre Kunst den Schlag beklagt;
 Denn diese klagt um mehr, ist um die Dauer
 Der Vaterländischen Kunst verzagt;
 Sieht nur den kleinen Trost von weiten,
 Hoff, daß noch Dichter in der Ferne stehn,
 Die nur den einzigen bewährten Richter scheuten,
 Und kühner nun auf seinem Pfade gehn,

1781.

Hoft, daß sein Geist auf ihnen schwebe
 Und Segen noch auf ihre Werke streu,
 Daß Deutschlands Weh um ihn, sie noch belebe.
 Und Sporn ihm nachzustreben sey.

Drum hat auch unser Schmerz sich öffentlich vereint,
 Denn in der Still' hat jeder ihn beweint,
 Vielleicht daß den, der auch nach Ruhme geizet,
 Der Künste feyerliche Wehmuth reizet.

Ihm selbst (der Edle) Ihm ist wohl!
 Er weiß nun, welche höhre Stelle,
 Ein höhrer Geist bekleiden soll,
 In durstete; nun ist er an der Quelle,
 Er spürte nach der Erde Leidenschaften,
 Nach Größ' und Schönheit der Natur;
 Nun sieht er ihre ersten Faden hasten,
 Tritt auf der Grundgesetze erste Spur.
 Nun weiß Er, daß der treue Sucher
 Einst hinter den entfernten Vorhang dringt,
 Daß ird'sche Weisheit, Millionen Wucher
 Und kleine Aussaat grosse Früchte bringt!
 Sprichst, Deutschland, du von dir, erwähne keiner;
 An Reid und Undank sey die Rache dein!
 Ja unsrer Kunst soll am Altare keiner
 Sich, ohne Ihm zu opfern, weihn.
 Daß, Vaterland, ihn nicht durch kleines Lob,
 Durch Schmeicheln und Nachahmung schmähren,
 Auf Seinem Grabe mag der Künstler Fahne wehen,
 Die Ewigkeit sey ihre Krone drob!

Die Menge der Zuschauer und ihr feierliches Schweigen
 war ein deutlicher Beweis ihres Antheils an diesem grossen
 Verlust.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1781, 31. März.

Braunschweig, den 7ten März, 1781.

Unsern verstorbenen Hofrath und Bibliothekar Lessing
 hat der hiesige Medailleur Krüll in einer Büste von Thon
 in Lebensgröße meisterhaft getroffen abgebildet, sie ist redend,
 so daß man den Geist des Mannes in dem Gesichte liest.

Dieses Urtheil ist das allgemein entscheidende Urtheil aller derer, die die Arbeit gesehen haben und noch sehen. Er bearbeitet jetzt einen Stempel nach seiner bekannten Geschicklichkeit, auf welchem der Avers Lessing's Kopf ausmacht, und der Revers Attribute für seine Kenntnisse führet. Sobald sich bestimmen läßt, wie schwer die damit zu prägende Medaille ausfällt, wird den Liebhabern davon Nachricht gegeben, da man mit Recht erwartet, daß Lessing Verehrer in Deutschland in gemüßamer Menge hinterlassen hat, die auch dadurch gerne sein Andenken zu erhalten suchen werden. 1781.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1781,

45. Band, 2. Stück, pag. 623.

Die im 30. Stück dieser Zeitung angekündigte Schamünze auf Lessing's Tod ist nunmehr ans Licht getreten und so schön gerathen, wie man es von dem geschickten Griffel des hiesigen Königl. Medailleurs, Herrn Abramson, erwarten konnte. Die Vorderseite derselben stellt das Bildniß, Römisch gekleidet, vor, mit der Umschrift: Gotthold Ephraim Lessing. Natus MDCCXXIX, geboren 1729. Auf der Rückseite eine Urne, auf welcher eine unverloschene Lampe steht. Zur Linken die Wahrheit in einer traurigen Stellung, auf eine umgestürzte Fackel sich stützend, zur Rechten die Natur mit verhülltem Haupte. Die Umschrift: Veritas amicum luget, aemulum Natura. d. i. Die Wahrheit betrauret einen Freund und die Natur einen Nach-eiferer. Auf dem Piedestal liest man den Titel des Meisterstück Lessing's: Nathan der Weise, und im Abschnitt: Denatus MDCCLXXXI, gestorben 1781. Diese Medaille ist bei dem Verfertiger derselben und bey Fromery Sohn, das Stück zwey Loth fein Silber wiegend, für 3 Thlr. zu haben.

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, Berlin, 1781, 18. Mai.

1781.

Wolfenbüttel. Der Herzog läßt von dem geschickten Künstler Krull in Braunschweig eine Büste des seligen Lessing gießen, welche auf der Bibliothek aufgestellt werden soll. Herr Krull wird auch einen silbernen Medaillon auf Lessing prägen. Der Subscriptionspreis ist 3 Rthlr. Auch ein Epitaphium wird demselben zu Braunschweig errichtet werden. Unter Lessings schriftlichem Nachlaß, den sein Bruder der Münzdirector in Breslau zu sich genommen hat, ist ein ganz fertiges Lustspiel: *Weiber sind Weiber*, mit dem Motto: *nulla melior, peiores omnes*, das schon im Jahr 1759 ausgearbeitet war, eins der vorzüglichsten. Eine überaus große Menge von Collectaneen in dicken Folioebänden hat sich gefunden, und wird, wie es heißt, an die Herrn Mendelssohn und Kamler zur Auswahl und Verarbeitung des nützlichen gelangen. Schade ist, daß Lessings Briefe über seine Reise nach Italien verloren gegangen sind. Sie waren völlig ausgearbeitet.

Erfurtische gelehrte Zeitung, Erfurt, 1781, 19. May.

Hamburg. Der Churcöllnische Minister beyhm Niedersächsischen Kreise, der Baron von Grote, hat durch den dasigen Steinmetz und Künstler Herrn Johann David Längenmark ein Denkmal zu Ehren Lessings verfertigen lassen, das der Herr Baron auf seinen Gütern demselben errichten will. Es ist aus Sandstein sehr gut gearbeitet, und besteht in einer Urne auf einem viereckigten Postamente, auf dessen Vorderseite man die Worte liest: Dem unsterblichen Gotthold Ephraim Lessing. und auf dem Untertheil: gewidmet von Otto August Freyherrn von Grote 1781. Auf der rechten Seite des Postaments sieht man eine Cule, als das Sinnbild der Weisheit; und auf der linken Maske und Dolch, die Zeichen des Lust- und Trauerspiels. Die Urne ist mit Blumenkränzen und ein paar Ramsköpfen geziert, und vorne auf derselben zeigt sich ein Papillon, der seiner Hülle entkriecht, das Sinnbild der Auferstehung; und hinten ein Adler, der sich zur Sonne emporschwingt, den hohen Flug des Lessingschen Geistes anzudeuten. Erfindung und Ausführung machen dem Stifter dieses Denkmals und dem Künstler Ehre.

Erfurtische gelehrte Zeitung, Erfurt, 1781, 4. October.

Braunschweig.

1781.

Daselbst starb am 15ten Februar Herr **Gotthold Ephraim Lessing**, Hochfürstl. Braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar, im 52sten Jahr seines ruhmvollen Lebens, Daß Deutschlands Litteratur und die Wissenschaften überhaupt durch diesen Todesfall einen unerseßlichen Verlust erlitten haben, wer weiß dies nicht? wer begreifts nicht? Welchem Deutschen braucht man erst zu sagen, daß wir in ihm einen Mann von dem größten Genie verlieren! wie ausgebreitet seine Einsicht und Gelehrsamkeit, wie schnell durchbringend sein Scharfsinn, wie unermüdet sein Forschungsgeist, wie fein und richtig sein Geschmak, wie lebhaft und scharf sein Witz war! Viel zu früh starb er für unsre Schaubühne, deren schönster Schmuck seine unvergeßlichen Werke sind! Viel zu früh für die Wissenschaften, davon er so manche mit wichtigen Entdeckungen bereicherte. Sein Umgang war im höchsten Grad angenehm; er verbreitete dauernde Freude über jede Gesellschaft; er war ohne allen Rückhalt offen, treu und warm gegen Freunde, die er einmal gewählt hatte; und liebte seine Gattin, die vor einigen Jahren starb, und seine Stiefkinder innigt. Daß sein Geist bei Untersuchung philosophischer und höherer Wahrheiten leichter auf Zweifel verfiel, daß er diese freymüthig sagte, daß nicht jede Belehrung ihm Belehrung war, ist nicht schwer zu erklären. Im hellen Licht zeigt ihm jetzt die Wahrheit, nach welcher er so sehnlich forschte, derjenige, der die höhern Seelen schuf, daß sie zweifeln und Zweifel besiegen sollten, und der allein uns in alle Wahrheit leitet. Er war in Braunschweig die Messe zu besuchen, und bekam 14 Tage vor seinem Ende verschiedne Anfälle von einem Steckfluß, die aber doch immer seine Wiedererholung hoffen ließen. Schon im vorigen Sommer hatte er einen Anstoß davon, erholte sich aber bald und that eine Reise nach Hamburg, die seine Gesundheit ziemlich wieder herstellte. Die lezten Anfälle waren heftiger: doch befand er sich am 15ten Febr. so leidlich, daß er Nachmittags eine Stunde ausser dem Bette zubringen konnte. Zwischen 8 und 9 Uhr starb er. Eine Erinnerung an seine vorzüglichsten Schriften wird hoffentlich nicht mißfallen. Die erste, die uns bekant ist, waren Beiträge zur Historie des Theaters. Stutt-

1781. gart 1750. 8. Hierauf folgten, nach einigen Uebersetzungen, seine kleine Schriften. Berlin 1753—1755. 6 Theile in 12. Theatral. Bibliothek Berl. 1754. 1755. 4 Stücke in 8. Kleinigkeiten. Frankf. 1756. Stuttgart 1769. 1778. Fabeln, drey Bücher, nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin. 1759. 2te Auflage ebend. 1777. 8. **Friedr. von Logau** Sinngedichte, zwölf Bücher mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters. Leipz. 1759. 8. (hieran hat auch Herr **Rammler** Theil). **Philotas**, ein Trauerspiel. Berlin 1759. 8. **Das Theater des Herrn Diderot**, aus dem Französischen. Ebend. 1760. 1761. 2 Theile in 8. **Laokoon**, oder über die Gränzen der Mahlerey und Poesie, mit Erläuterungen der alten Kunstgeschichte. Berl. 1766. gr. 8. **Minna von Barnhelm**, ein Lustspiel. Ebend. 1767 (Davon hat man mehrere Auflagen), seine sämtlichen Lustspiele erschienen Berlin 1767 in 2 Duodezbanden. **Hamburgische Dramaturgie**. 1767. 1769. 2 Bände in 8 (der **Kodex deutscher Schauspieler**). **Briefe antiquarischen Inhalts**. Berlin 1768. 1769. 2 Theile in 8. **Briefe des Herrn Lessing und Herrn Klotz**, betreffend des erstern **Laokoon** und des letztern **Werk** von alten geschnittenen Steinen. 1768. 8. (diese beiden Schriften betreffen einen häßlichen Streit, der von Lessings Seite mit übertriebener Animosität geführt wurde, welches der Fall auch bey seinen übrigen Streitigkeiten war). **Wie die Alten den Tod gebildet**, eine Untersuchung. Berl. 1769. 8. **Berengarius Turonensis**. Braunschweig. 1770. kl. 4. **Gedichte des Andr. Scultetus**, aufgefunden. 1771. 8. **Sinngedichte**. Berl. 1771. 8. **Vermischte Schriften**. 1 Theil. Ebend. 1771. 8. **Emilia Galotti**, ein Trauerspiel. Ebend. 1772. 8. **Trauerspiele**. 1772. 8. **Zur Geschichte und Litteratur** 4 Beyträge Braunschw. 1773—1776. gr. 8. **Vom Alter der Delmalerey** aus dem **Theophilus Presbyter**. Ebend. 1774. 8. **Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft**. 1777. 8. **Das Testament Johannis**, ein Gespräch. 1777. 8. **Eine Duplik** 1778. 8. **Eine Parabel**, nebst einer kleinen Bitte und einem eventuellen Absagungsschreiben an den Hrn. **Pastor Göze** in Hamburg, 1778. 8. **Axiomata**, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt, wider den Hrn. **Past. Göze** erster bis eilfter, 1770. **Nöthige Antwort** auf

eine sehr unnöthige Frage des Hrn. Hauptpastor Göze. 1781.
 Wolfenb. 1778. 8. Der nöthigen Antwort Erste Folge.
 1778. 8. Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger; noch
 ein Fragment, herausgegeben von Lessing. Braunsch. 1778. 8.
 Nathan der weise. 1779. 8. Die Erziehung des Menschen-
 geschlechts. Ebend. 1780. 8. Er hat auch an den ersten
 Bänden von den Briefen, die neueste Litteratur betreffend,
 Antheil. Wir hoffen, man werde noch einige interessante,
 des Drucks würdige Schriften, besonders Schauspiele,
 (z. B. sein schon im J. 1779 angekündigtes Trauerspiel,
 der Tod des Nero) und Bemerkungen auf seiner Reise nach
 Italien, unter seinen Papieren, finden und bekannt machen.

Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur,

Leingo, 1781, 19. Band, pag. 678—681.

G. E. Lessing.

Geboren 1729, gestorben 1781.

Kein neuerer Schriftsteller hat, dünkt mich, in Sachen
 des Geschmacks, des feinem, gründlichen Urtheils über
 litterarische Gegenstände, auf Deutschland mehr gewirkt,
 als Lessing. Was war deutscher Geschmak im Anfange
 dieses Jahrhunderts? Wie wenig ward er, als Gott-
 sched ihn aus den Händen der Talander, Weise, Menander
 empfing und nach seiner Art fortbildete? Er ward ge-
 reinigt und gewäßert, er empfing Körper, aber ohne
 Geist und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe
 und führte Provisionen von Gedanken aus Italien, Eng-
 land, den Alten, und woher es sonst angien, herbey;
 Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und
 schwere Gedanken, die in Deutschland nicht so leicht all-
 gemeinen Cours finden konnten. Jetzt kam Lessing. So-
 wohl im Witz als in Gelehrsamkeit, in Talenten und im
 Ausdruck war er beynah Gottscheds Antipode. Von den
 Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres
 Urtheil; er übertraf sie bald in Beydem. Am meisten aber
 übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Geschlaufig-
 keit des Ausdrucks, in den immer neuen glänzenden Wen-

1781. dungen seiner Einkleidung und Sprache, in dem wirklich philosophischem Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines immer muntern, immer dialogischen Styls zu verbinden, indem er die durchdachtesten Sachen mit Neckerey und Leichtigkeit gleichsam nur hinzutwerfen wußte. So lange Teutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand, wie Lefing, teutsch geschrieben; und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären. Seit Luther, hat niemand die Sprache, von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beyden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich teutscher als Luther oder Lefing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopfe, nachdem er sie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich, Lefings Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Lobrede brauchts bey ihm nicht; unbestimmte, schlechte, übertriebene Lobsprüche haßte er mehr, als den bittersten, nur einigermaassen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Lefingsche Arbeiten und Verdienste mir ein Urtheil anzumaassen. Ich maasse mir eigentlich gar kein Urtheil über Eine seiner Arbeiten an; sage nur über Einiges meine Meynung, und überlasse das andre, insonderheit seine Theaterwerke, andern. Mein Sinn ist überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Lefing seinen Weg nahm, wo er anfieng, wo er aufhörte, wo andre ihm nachzugehn, oder weiter zu gehn haben.

Lefings erste Schriften und Lebensumstände kenne ich nicht; das erste Buch, das ich von ihm habe, ist seine Uebersetzung Huarts (a). Eine Uebersetzung aus dem Spanischen war in Teutschland 1752 wieder ein seltenes Ding, so häufig unsre liebe Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spanischen übersezt hatten. Zumal die Uebersetzung eines so paradoxen Schriftstellers, als Huart ist — In der kurzen Vorrede zu ihm ist Lefing schon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753. in

Berlin erschienen. In ihnen zeigte er sich von allen den mancherley Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reiffer und glänzender hervortrat. In diesen sechs Bändchen was für ein Reichthum an Inhalt und Einkleidung! welche Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbinden nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, in Poesie und Prosa, sogar einige lateinische Verse, treffen hier zusammen. Es folgen Briefe, fast so mancherley Inhalts, als gelehrte Briefe nur seyn können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Litteratur, sogar der Anfang von Supplementen zum Jöcherschen Lexicon, nehmen hier Briefgestalt an, und man muß gestehn, ganz auf die Lefing eigne, leichte und glückliche Weise. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen Horaz, Cardans, gar des Cochläus und des Inepti Religiosi, die man schwerlich vor dem, was folgt, seinen Lust- und Trauerspielen, erwartet. Daß dies ungeheure Mancherley, in dem sich Lefing, meistens nur Proben- nur Stückweise, gleich Anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Pralerey war, für die es einige runde Herren damals aufzunehmen beliebten, weist sein ganzes weiteres Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesetzt; und gewiß keine mit minderm Glück, als er sich in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortgieng und Blüthen in Früchte verwandelt hat, ist's Lefing; ja was sage ich fortgieng? bis ans Ende gieng er ja seiner Zeit vor.

Einige dieser Jugendschriften hat er bey reifern Jahren umgearbeitet; so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die verbessernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Probe an. Zur Verbesserung der letzten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck seiner kleinen jugendlichen Schriften; und man sehe, was er über sie in der Vorrede zu diesen sogenannten vermischten Schriften (b) selbst sagt. Wir machen also sogleich mit diesen Verbesserungen den Anfang; denn hinter diesen, ihn nach seinen ersten Versuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja so ungerecht, als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe seiner Fabeln (c) fieng er an. Aus wenigen Proben die er gegeben hatte, wurden

1781. drey Bücher, meistens eigner oder fortgesetzter Aesopischer Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime sind weggefallen; und statt dieser, der Fabel wirklich unnöthigen und hinderlichen Fesseln, stehn sie hier in eine Sprache gekleidet, die in der wahrsten, angemessensten Prosa die schönste Poesie ist. Der blanke männliche Harnisch kleidet Lessing mehr, als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder sondern auch für Männer, und Männern insonderheit, lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er seinen Proben befügte. Unstreitig ist dies die kündigste, gewiß Philosophische Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist; und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie, wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst, und in den Litteraturbriefen über kleinere Materien des Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geist, mit dem Scharfsinn, mit dem schönen Ausdruck in Einem Manne vereinen. Diese Abhandlungen über die Fabel sind mit einer so glücklichen, leichten, sokratisch-platonischen Analyse geschrieben, daß ich im Geist und Scharfsinn dieser Methode ihnen in unsrer Sprache nichts bey Seite zu setzen wüßte.

Ob gegen die Theorie selbst hie und da nichts einzuwenden wäre? ist eine andre Frage. Lessings Aesopischen Fabeln folgten Bodmers unAesopische Fabeln (d) auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen sollten. Sie habens nicht gethan: sie sind vergessen, und Lessings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wundert's immer noch, wie der alte geschmackvolle und gründliche Kunstrichter Lessings Buche ein solches entgegensetzen konnte — — Indessen ist's wahr, Lessings und Aesops Fabeln sind sich so unähnlich, als die Zeiten beider; was mag der Hauptgrund des Unter-

schiedes seyn? Mich dünkt er ist augenscheinlich. Aesop machte seine Fabeln meistens bey wirklichen Vorfällen im gemeinen Leben; also auch die Lehre, die er einkleidete, konnte kein fein abstrahirter oder spekulativer Satz sondern eine praktische Lehre und Bemerkung für das gemeine Leben seyn, aus dem sie abgefondert war. Zweitens. Eine solche Lehre zeigte sich meistens in wirklicher Handlung, was man auch im gemeinen Leben so nennet; nicht bloß in einer feinen Veränderung von Gedanken: so mußte also auch die Darstellung derselben in der Fabel seyn. Beyde Stücke machen Aesops Fabeln so anschaulich, auch für den gemeinen Mann und für Kinder so lehrreich, als es — Lessings Fabeln nun wohl nicht sind, auch wohl nicht seyn konnten und sollten. Die Zeiten haben sich verändert. Die Leser, für die Lessing schrieb, bedürfen feinere Lehren, also auch in Darstellung eines feinern Facti, das freylich oft nur eine Gedankenfolge zu seyn scheint. Das Anschauliche, Populäre der Fabel geht hiemit eines Theils verlohren; der Leser gewinnt indeß feinern Wiß, feinere Belehrung. Will man, so nenne man diese eine feinere Gattung äsopischer Fabeln; und bemerke bey der Theorie der Fabel unter den drei Worten „allgemeiner moralischer Satz“ „Darstellung in einem besondern Falle“ „anschauendes Erkänntniß jenes in diesem“ den Unterschied: so ist der Streit gehoben. — Vielleicht zu einer andern Zeit hiervon ein Mehreres.

Mit Lessings Theorie der Sinngedichte gehts beinah eben also: sie ist so fein und ausschließend, als die Gattung die er allein für Sinngedichte erkent, in der die seinigen sind, und in der Martial allerdings den Meisterrang behauptet. Die beiden Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, hat der Theorist nebst den falschen Artgattungen, wo Eins derselben fehlt, in solch ein Licht gestellt, daß, künstlich und philosophisch, ich nichts dagegen wüßte. Genetisch und historisch indessen, wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. Die Sache beträfe doch nur Klassification und Namen. Die Bemerkungen, die Lessing auch hier über einzelne Dichter Martial, Catull, die griechische Anthologie u. f.

1781. eingestreuet hat, sind mannichfaltig und schätzbar; viele seiner Sinngedichte selbst sind als Proben des glücklichsten Witzes, in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe. Das zu — Freie, zu — Jugendliche lies er auch hier weg, wie bey Erzählungen und Liedern.

Lessings Lieder sind bekanntermaassen von der munteren, nicht zärtlichen und verschmachtenden Gattung. In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer bloß Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte; habe sie für sich und lasse andern ihren Geschmack, ihr Vergnügen. — Seine Lehrgedichte hat er nicht neu herausgeben wollen oder es auf die Zukunft verspart. Sie haben viel richtige gründliche Gedanken und stehn der Art und den Gegenständen nach meistens den Kästnerschen an der Seite. Was Lessing überhaupt von den Grenzen der Philosophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in seiner und Mendelssohns ziemlich seltenen Schrift: Pope ein Metaphysiker! (e) lesen.

Aber es ist Zeit, von diesen einzelnen Vorübungen, die für andre wichtiger wären als sie bey Lessing seyn dürfen, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Teutschland so ansehnlich gewürkt hat; es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender, gründlicher Geist, den er in so mancherlei Werken und Einkleidungen, überall glücklich, gewiesen. Schon unter seinen kleinen Schriften waren Briefe, gelehrten, philosophischen, kritischen Inhalts. Die kleine Streitigkeit mit Lange, seine Vorrede zu Mylius Schriften, seine theatralische Bibliothek u. s. zeigte dies Talent in ihm noch mehr; und mich dünkt, die Ditturbriefe, sind davon die unzweifelhafteste Probe. Von diesen war Er Urheber und Vater: der Ton in ihnen war sein Ton, wie mans aus den Briefen in seinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken sonnenklar siehet; es ist falsch und elend, daß man diesen Briefen den Ton der Clement'schen Lettres critiques Schuld gab. Das Glück führte ihm einen schönen, edlen Gehülften zu, Moses Mendelssohn, zwey Männer die, wie aus allen Neußerungen erhellet, sich wirklich als philosophische Freunde schätzten und liebten. Man lese

Mendelssohns Brief an Lefing hinter Rousseaus 1781. Abhandlung (f): man sehe die Achtung mit der Lefing bey jeder Gelegenheit an Mendelssohn denkt. Zweifolcher Menschen, an Herz und Geist rein, ohne politische Hindernisse und Nebenumstände, verbunden, traten zu diesem Werke, das, noch manche Zeit hin, eigentlich das Teutsche Journal genannt werden sollte. Hier ist teutscher Geist und Freiheit, ohne Schwärmerei und Ausgelassenheit, insonderheit im Anfange oder zu zwei Drittheilen der Briefe. Lefing (ohne allen Zweifel ist er der III., denn wer sollte es sonst seyn? ob er sich gleich auch anders unterzeichnet) gieng ohngefähr bis zum siebenden Theile mit: Mendelssohn behielt seinen stillen geprüften Charakter bis zum Ende; Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit; aber nicht mit mehrerm Glück in Lefings Tritte; und auch die andern Mitgehülfsen sind gute, wenigstens nicht schlechte Köpfe gewesen. Lefings Urtheile, (von denen ich hier allein rede) hat die Zeit bewähret. Was damals scharf hieß, nennet man jetzt recht; was hart schien, ist jetzt (wenige Ecken ausgenommen) billige Wahrheit. Fast kenne ich niemanden, der auch von sich, dem Schriftsteller, mit mehr Bescheidenheit und Würde reden konnte, als Lefing; und überhaupt ist wohl unstreitig Er, an Umfang der Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und an vielseitigem männlichen Verstande in Sachen wovon hier die Rede ist, der erste Kunsttrichter Teutschlands. Wo sind jetzt Litteraturbriefe, wie er sie anfieng?

Um eben diese Zeit machte er sich noch auf zweierlei Art um Teutschland verdient, durch die Wiederaufweckung Logaus (g) und die Uebersetzung von Diderots Theater (h). Bey dem ersten stand Er und Kammeler für Einen Mann: wahrscheinlich rühren von Lefing die Borrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, so wie von Kammeler vielleicht die Auswahl und Veränderungen, die sich bei manchen Stücken finden. Da ich die alte Ausgabe besitze: so bekenne ich zwar gern, daß es einem alten Dichter Wohlthat sey, wenn er in Hände fällt, die ihn so verändern, wie dieser verändert ist; im Ganzen aber dürfte es besser seyn, wenn man ältere und vergessene teutsche Dichter uns zwar mit

1781. Auswahl der besten Stücke, aber unverändert gäbe. So machen's unsre Nachbarn sämmtlich und sonders; so hats Lefzing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus, der Zugabe zu den Fabeln der Minnesinger gemacht, und so ist's in der Ordnung. Bey einem alten Dichter muß man wissen, daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter lese — —

Diderot, sagt Lefzing selbst zur zweiten Ausgabe seines Theaters (i), „Diderot scheint auf das teutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eignen Volks;“ und er rechtfertigt diesen Ausspruch mit sehr guten Gründen. Er siehet selbst für Pflicht der Dankbarkeit an, sich als Uebersetzer eines Mannes zu nennen, „der an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil gehabt. Denn es mag, fährt er fort, mit diesem beschaffen seyn wie es will: so bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedner gewesen wäre.“ Mich dünkt, die teutsche Nation wird es mit ihm seyn. Die großen Schritte, die er von seinen ersten Schauspielen, so angenehm und nothwendig sie unserm Theater noch lange seyn werden, zu einem Philotas, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, sind auch dem stumpfsten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot sagt, „daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischer Geist mit dem Theater abgegeben habe, als er“, von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Lefzing?

Jetzt ruhete er einige Jahre, und nach solcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als 10 Jahren hatte er alle diese so verschiednen Werke und in den Jahren 59. 60. 61. eine Reihe der besten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766. trat er wieder hervor; mit eben so goldnen glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Jedermann kennet das Geschrei von Kunst, das, nach dem Winkelmann, Lippert, Hagedorn, Mengs, geschrieben hatten, in Deutschland Mode war. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Universitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen sollte der

Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urtheil sprechen, aus Gemmen und Pasten der Maler malen, der Dichter dichten — Hier trat nun Lefzing mit seinem Laokoon (k) auf, leise, aber sehr gewiß und weitaussehend. Von einer Stelle Winkelmanns fing er an, und gieng über Caylus, Spence und weiter fort, jezt nur einige Grenzen der Poesie und Malerey zu finden und auszuzeichnen, mit der Zeit diesen Gang über die Grenzen andrer Künste zu vollenden. Aber er ist nicht vollendet; und wer wird an Lefzings Stelle? Laokoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiß unvollführt gelassen, damit man sich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klokischen Schule; und es ist nicht Lefzings Schuld, daß der Streit für Deutschland und die Nachwelt nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf zu armselige Dinge, zu armselige Leute. Kein Posttag, kein Zeitungsblatt erschien, wo nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Lefzing! Stahlkopf schalten; da schickte er endlich zwey Bären über sie, die zwey Theile von Briefen antiquarischen Inhalts (l), die zerrissen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Deutschland schämt sich jezt dieser Scene, und des Werths den man damals manchen Kinderreien beylegte. Damals indessen wars anders, und Lefzing hatte alle Stärke und männliche Dreustigkeit teutscher Sprache nöthig, um zu zeigen, was an ihnen sey; welche Stärke man denn auch im zweyten Theil der vorgeannten Briefe gegen das Ende (m) reichlich antrifft. Jezt ist jedermann mit ihm einig; und das schöne Werkchen „wie die alten den Tod gebildet (n)“ so schön in seinem Inhalt als in seiner Entwicklung, ist fast das Einzige, was sich dabey gewinnen ließ. Dieß gehört aber auch Lefzingen zu, und nicht dem öden Kunstgewäsch seiner Gegner.

Lefzing lebte damals in Hamburg, und sollte einer Bühne vorstehn, die unter ihm erst Teutsche Nationalbühne werden wollte. Warum sieß nicht werden konnte? oder was überhaupt an dem ganzen Wort sey? hat er selbst zu Ende seiner Dramaturgie (o) männlich bescheiden und aufrichtig gesagt. Wären indessen auch nur die zwey Bände

1781. Dramaturgie die Frucht seines Aufenthalts in dieser Lage: so wäre das teutsche Theater allgemein für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entschädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauspiele und Schauspieler, so bescheiden, durchdacht und männlich es allemal ist, war ihm immer nur Veranlassung, sich über die Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen des wahren Trauer- und Lustspiels, von den Zeiten der Griechen herab bis zu uns, zu verbreiten. Insonderheit ist Aristoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht gestellt worden, in das sie niemand gestellt hatte, und es ist allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genies schloß Lessing das Denken aus; er war überzeugt, daß jeder Künstler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von seiner Kunst zur Vortreflichkeit in derselben gelangen könne. Der Weg zu diesen deutlichen Begriffen ist hier sehr geöffnet und zum Theil gebahnet.

Aber freylich wars nicht Eines Menschen Beruf, ihn bis zum Ende hinaus zu laufen. Bey seinen Fabeln versprach er einen Phädrus; hier eine Poetik des Aristoteles, die er für den Codex der ganzen Griechischen Dramaturgie hielt, und für die er seine besten Schätze von Anmerkungen sparte. Er kam unter andre Gegenstände, in andre Geschäfte; sollten indessen nicht unter seinen Papieren Vorarbeiten seyn, die des Drucks fähig wären? Kaum sollte ich, nach Lessings mündlichen Aeußerungen, daran zweifeln; und sie sind sodann glücklich Weise in den Händen eines Bruders, der gewiß nichts vorenthalten, und nichts liefern wird, wobey nicht seines Bruders Ehre gewönne. Eine Geschichte der Aesopischen Fabel ist kurz vor Lessings Tode als zum Druck fertig angezeigt; und über Sophokles dünkt michs etwas Aehnliches gelesen zu haben. Sein Freund Aristoteles, den er für den Erzvater der gefunden, bestimmten Kritik hielt, wird wahrscheinlich nicht leer ausgegangen seyn.

Von Hamburg kam Lessing nach Braunschweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeit! Er zeigte sich aber, nach seiner Art, darinn gleich so bekannt als ob er Lebenslang nur da und dafür gearbeitet hätte. Sein erster Griff in die Bibliothek war Berengarius Turonensis (p),

eine Entdeckung an die niemand dachte, weil niemand, daß diese Schrift des Berengarius in der Welt sey, vermuthen konnte; eine Entdeckung aber auch, die einem langen Zwist, der Jahrhunderte hin unbestimmt, wenigstens unbewiesen geführt war, ein klares Ende gab, und zwar sehr zum Vortheil der Lutherschen Kirche. Die Entwicklung des Dogma, die Lessing am Ende der Schrift (q) angiebt, ist nicht nur der Natur der Sache gemäß, sondern läßt sich auch wirklich aus der Geschichte beweisen. — Und so lange des Berengarius Buch nicht selbst edirt ist, wird diese reiche und entwickelte Anzeige Lessings statt des Buchs selbst dienen.

Die andern kleinern Entdeckungen, die Lessing in so kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Büchertunde machte (r), sind hier nicht wohl heranzuzählen; sie können auch nicht jedem gleich interessant seyn; genug, wenn sie nur dem Liebhaber des besondern, einzelnen Faches sind, dem sie gehören. Aber das war nur Lessing, der Bibliothekar; Lessing, der unter dem Gewühl dieses Zeuges eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weisen machte; Lessing, der zu eben der Zeit sich auch jedem seiner Freunde anschlang und ihm half zu seinem Geschäfte; Lessing, der an jedem Ort jeden gern ins Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätigfreundschaftliche, Neidlose Lessing, wird nicht so gar oft und viel seines Gleichen haben. In Berlin waren die Besten, auch die in einerley Gattungen der Wissenschaft arbeiteten, mit ihm. Von Mendelssohn, Hamler, u. a. ist schon geredet. Kleist war sein Freund: der Biedergeschmack seiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegssänger, dergleichen; Lessings ist die Vorrede zu den Kriegskledern. In Braunschweig schloß er seinen Berengar an Schmidts Adelman an: Zacharia gab er den aufgefundenen Scultetus; und die Urne des jungen Jerusalem (s) umwand er mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes. Der große Mann, sagt sein Nathan:

Der große Mann braucht überall viel Boden,
und mehrere zu nah gepflanzt, zererschlagen

1781.

sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
 findt sich hingegen überall in Menge;
 Nur muß der Eine nicht den Andern mäckeln,
 Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
 Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
 Daß es allein der Erde nicht entschossen — (t)

Genug hievon. Die letzten Tage Lefzings sollten mit einer Theologischen Streitigkeit verbittert werden, wo, wenn das Publikum noch nicht so viel Nutzen draus gezogen hat, als es Lefzings Absicht und Meinung gewiß war, es schwerlich seine Schuld seyn dürfte. Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferstehungs- und andre Stücke der biblischen Geschichte; und ich, der ich Lefzing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren und wie ich aus manchen Aeußerungen jetzt schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Charakter über das was männliche Wahrheitsliebe ist, genug zu kennen glaube; ich bin für mich überzeugt (für andre mag ichs nicht seyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freyern und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab und, als Laye, seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte: überhaupt Lefzings Charakter, wie er jedem eingedrückt seyn muß der ihn gekannt hat (und andre sollten doch darüber behutsam sprechen und urtheilen) alles dies ist mir Bürge für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hie- mit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte; nemlich — ich wiederhole es noch einmal, freye Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden der sie glaubt, und an sie glaubt, seyn muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein nicht untersucht, nicht gegen jeden

Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lefings'sche Schuld nicht; aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios seyn, der so etwas zu behaupten wagte. Gibt man aber diesen einzigen Satz zu: „Wahrheit müsse und könne untersucht werden: Wahrheit gewinne jedesmal bey jeder neuen, freyen und ernstesten Prüfung, eben in dem Maas und Verhältniß, als sie für uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Maas für uns zu befolgende Wahrheit ist“ giebt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der Christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweiset: so hat Lefing gewonnen; so müssen wir, statt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Bevestigung der wichtigen Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben. Je schwächer der Feind ist, je stumpfer und elender die Waffen sind, mit denen er auf uns losgeht, desto leichter wird uns ja der Sieg, desto sichrer und geschwinder können wir triumphieren; und dann verdient Lefing wiederum Dank, oder wenigstens Mitleiden, daß er uns eine Windmühle statt eines Riesen in den Weg stellte. Gnuß, wenn wir klar zeigen daß es eine Windmühle und kein Riese sey; der sie für etwas anders hielt, mag seinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, lassen die Windmühle stehen, und gehn hauptsächlich auf den los, der uns sagt: „da ist ein Riese! der muß erst erlegt werden, wenn eure Wohnung sicher seyn soll“ gehn wir auch ihm nicht in Ansicht der That, die er gethan (und die ihm, philosophisch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war) sondern mit Untersuchung der Beweggründe und Absichten, aus und zu denen er sie unausbleiblich gethan haben soll, auf den Hals; wäre das vernünftig, billig, theologisch, christlich? Beweggründe und Absichten der Seele stehn allein unter Gott, unter keinem menschlichen Richter; in philosophische, historische theologische Streitigkeiten gehören sie ganz und gar nicht. Mag Lefing sich vor dem Richter, vor dem er jetzt steht: rechtfertigen: warum er die Fragmente herausgegeben? gnuß, für uns sind sie heraus-

1781. gegeben, sie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf Uns an, ob wir sie Nutzen oder Schaden wollen bringen lassen? Alles unnütze Zetergeschrei, alles verläumderische Gekreisich vermindert ihren Schaden nicht, sondern muß ihn befördern. Geheul der Weiber vertheidigt die Bestung nicht; und wenn der Feind hinauströmt, schafft man die heulenden ächzenden Weiber weg —

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh gethan, weil ich ihn wirklich mit strenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu setzen weiß, auf manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick indessen ist mir ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Lefzing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgiebt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm danke ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache, Sache, Geschichte, Geschichte seyn soll; und glaube man doch nicht, daß alles so schwer zu entwickeln, daß alle Zweifel so neu und unerhört seyn, als sie vielleicht auch Lefzing geglaubt hat. Viele sind längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England, (wohin sich die Polemik vieler großen Ketter und Streiter einschränkt,) sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens den ganzen Schnitt der Sehant, genommen zu haben scheint. Ist dies nun alles beantwortet, gut! Ist nicht beantwortet, was kann Lefzing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortets jetzt! beantwortets stille und gesetzt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finsterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Lefzing giebt euch Gelegenheit zu neuem Verdienst.

„Aber ward er nicht selbst im Streit heftig?“ Lasset uns davon schweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (denn die hätte ihn wahrscheinlich nur abgekühlt) sondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämischen Vermuthungen und unwürdiger Verläumdung, mit langweiligen Armseligkeiten, als obs Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? — Ich will die Geschichte des Streits nicht durchgehn: ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente gelesen. Es ist manches sehr Gute, auch Einiges Vortrefliche gegen den Fragmentisten geschrieben, und was nicht ist wird werden; wir können aber auch nicht läugnen, viel Schlechtes und manches Gute auf schlechte Weise. Das Ueble war, daß hier, wie überall, das Schlechte zu erst kam und die Spreu oben schwimmen wollte. Das Ueble war, daß die da schwiegen, aus vornehmer Verachtung zu schweigen schienen, und Lefing, der sich eines Bessern werth dünkte, ungeduldig wurde. Das Uebelste von allen war, daß man verunglimpfte, anschwärzte, verläumdete, verdamnte, wo man untersuchen und wiederlegen sollte. Das zu ertragen, war Lefing nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wissen, wer ihn dazu könnte gemacht glauben?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologische und jede andre Wahrheit, theologische und jede andre Wohlstandigkeit, Sittlichkeit, Gründlichkeit, Schönheit, immer so sorgfältig unterscheiden, und was in der Theologie vorkommt, was sie auch nur von fern angeht, immer nur Zunftmäßig cum beneficio Feminae et Cleri, durch uns und von uns und nach uns wollen beurtheilen lassen? Wir sind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, untersuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch für andre Stände. Wollen wir unserm Meister nachfolgen, so lasset uns die neun und neunzig theologische Streit-Bücker in der Wüsten lassen und nach dem Einen verlohrnen Schaaf von Layen gehen, das gegen Punkte unsrer Religion Zweifel hat, und sich, wenn wirs nicht thun, an unsrer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht, ärgert. Ist die Bibel allein für Theologen und ihre

1781. Zweifel geschrieben? Soll das Evangelium nicht aller Creatur gepredigt werden, auch dem Fragmentisten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden steckte? Und wäre er selbst nicht mehr; so hat er ja seine sieben und siebenhundert sieben und siebenzig Brüder, die auch Mosen und die Propheten haben, und leider! keine Lust haben sie zu hören. Ist's unserm Stande, selbst dem Werke, das wir treiben, nützlich oder schädlich, wenn, was in der ganzen Welt, in allen Wissenschaften und Künsten langweilig, ungründlich, abgeschmackt, oder gar boshaft, hämisch, albern hieße, auf einmal seine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortreflich, geistig, ja gar wohlständig, fromm, eifrig um Gottes Willen heißen soll, so bald es sich hinter den Namen einer Predigt, einer theologischen Abhandlung, einer Rettung der Religion steckt? Größtentheils sind diese ja nicht für Zunftgenossen, die an unsre Sprache und Schnitt, an unsre veniam, quam petimus damusque vicissim, gewohnt sind, sondern für Leute geschrieben, die Schönheit, Wohlständigkeit, Gründlichkeit, philosophische und historische Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen sehr geprüft und gekostet haben. Warum wollten wir uns nicht selbst richten, damit wir nicht von Andern gerichtet, gezüchtigt oder gar mit der Welt verdammt werden?

Uebrigens will ich hier Lefing nur entschuldigen, weil er ein Mensch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umstände, die ihn reizten. Des Mannes Schrift, z. E. gegen den er am heftigsten geschrieben, kenne ich noch bis jezt nicht, und bin also kein Richter zwischen beyden; indessen wird eben dieser eifrige und gelehrte Theolog jezt, nach Lefings Tode, seinem Charakter und Geist die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die er ihm einst wiederfahren ließ, da er ihn persönlich kannte, hochschätzte und seinen Freund nannte. Mit dem Orte ändert man seinen Charakter nicht, wenigstens nicht plötzlich; und ein Mann, wie Lefing, der alles unpartheyisch, mit Augen der Wahrheit, ansehen wollte, und sich ärgerte, wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein solcher Mann wird in

den Jahren eher besser als schlechter. Auch bey dem Irrthum ist Eifer für die Wahrheit schätzbar; die Leidenschaft, die daher entsteht, daß man keiner Leidenschaft, keinem Truge unterworfen seyn will, ist hochachtungswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieser warmen Kälte, zu dieser Leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit und für Alles was zu ihr führet.

Gut, daß Lefing diese seine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menschengeschlechts (u) schloß. Das letzte dürfte, ohngeachtet mancher überspannter Hypothese, mancher Theolog wollen geschrieben haben.

Und wo bist du nun, edler Wahrheitssucher, Wahrheitkennner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welchem andern, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halb=Lüge und Halb=Wahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig seyn will oder kann; am meisten, (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Kost und Krebs in allem Wissen und Lernen von früh auf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an, und hast deinen Kampf tapfer gekämpft. Hundert Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibt — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest,

1781. wo dich dein Scharfsinn und dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst Du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden. —

Verzeihe der Leser meine Apostrophe; die letzten Situationen seines Lebens rissen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über seinen Charakter sagen. Den wird und kann sein näherer Freund besser schildern.

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibeschwachheit.

Ich hoffe, daß wir noch eine schöne Grubde seiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; ein kleiner Ersatz und Trost für sein zu frühes Ableben, für seinen auf lange Zeit unersehten Verlust für Teutschland!

Vitis ut arboribus decori est, ut vitibus vuae,
 Tu decus omne tuis: postquam te fata tulere,
 ipsa Pales agros atque ipse reliquit Apollo. —
 Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
 et tumulum facite et tumulo superaddite carmen:
 „Candidus ignotum miratur limen Olympi
 sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis.“

-
- (a) Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Zerbst 1752.
 (b) Lefings vermischte Schriften. Berlin 1771.
 (c) Lefings Fabeln. Berlin 1759.
 (d) Lefings unäsofische Fabeln. Zürich 1760.
 (e) Danzig 1755.
 (f) Rousseaus Abhandlung von der Ungleichheit der Menschen, Berlin 1759.
 (g) Friedrichs von Logau Sinngebichte. Leipzig 1759.
 (h) Theater des Herrn Diderot. Berlin 1760. 1761.
 (i) Berlin 1781.
 (f) Berlin 1766.
 (l) Berlin 1768. 69.
 (m) S. 201—267.
 (n) Berlin 1769.
 (o) Th. 2. S. 385.
 (p) Braunschweig 1770.
 (q) S. 187. u. f.
 (r) Zur Geschichte und Litteratur: 4. Beyträge.

(f) Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, Braun- 1781.
schweig 1776.

(t) Siehe auch das schöne Gleichniß von der Windmühle, die
mit allen 32. Winden in Freundschaft lebt. Antiquarische Briefe,
Th. 2. S. 250.

(n) Berlin 1780.*)

Der Teutsche Merkur, Weimar, 1781, Weinmond, pag. 3—29.

*) Verfasser: Johann Gottfried Herder.

~~~~~

**Druckfehlerberichtigung.**

Seite 134 9. Z. v. u. statt: Behodt lies: Bahrdt.

---

In meinem Verlage erschien ferner:

Das  
**Goldene ABC** der Philosophie,  
d. i. die Einleitung zu dem Werke  
**„Philosophie im Umriß“**  
von  
**Adolph Steudel.**

Neu herausgegeben und mit Bemerkungen versehen  
von  
**Professor Dr. Max Schneidewin.**

14 Bogen gr. 8°. Preis 4 Mark.

Mit der Herausgabe dieses Werkes will Professor Max Schneidewin einer Ehrenpflicht gegen einen unserer bedeutendsten Denker genügen, dem es bei Lebzeiten — Steudel veröffentlichte sein großes Werk erst im Greisenalter — nicht mehr vergönnt sein sollte, zur Anerkennung durchzudringen. Dr. A. Steudel, fgl. württ. Ober-Tribunals-Profurator, starb 1887 zweiundachtzigjährig zu Stuttgart. Die hier angekündigte Publikation bildet einen Separat-Abdruck der Einleitung zu seinem Hauptwerk: „Philosophie im Umriß“, das von 1871 bis 1885 in vier Bänden erschien. Der Herausgeber steht nicht an, diesen einleitenden Theil als für alle Zeiten klassisch zu bezeichnen und glaubt ihn deshalb als ein „Goldenes ABC der Philosophie“ betiteln zu dürfen. Er enthält neben einer Orientirung über das philosophische Gebiet in der Hauptsache die Ausführungen „Ueber die Art und Weise des Philosophirens“, behandelt also eine Frage, die völlig außerhalb jedes speciellen Systems steht und allgemein interessant ist.

Adolph Steudel ist das Musterbild des philosophischen Denkers, dem es lediglich um die Erforschung der Wahrheit zu thun war, und der abhold jeder Phrase in klarer gemeinverständlicher Sprache die Resultate seines Nachdenkens darlegt. Schon allein die Thatsache, daß er sich an die Niederschrift seines Werkes erst gab, als er seine Philosophie in einem sechszigjährigen Leben an sich selber erprobt hatte, sollte die strenge Sachlichkeit und Wahrheitsliebe dieses Philosophen verbürgen.

Die Bemerkungen des Herausgebers setzen an 124 Stellen erklärend, aber noch mehr ergänzend und beurtheilend ein und suchen vielfach mit Freimüthigkeit eine Bestimmung darüber herbeizuführen, ob die großartige Rührigkeit des modernen Betriebs der Philosophie und überhaupt der Wissenschaft sich auch der einfachsten und wichtigsten Idealbedingungen dieser großen Geistesarbeit genügend bewußt bleibt.

Ich bitte, namentlich die Württemberger, insbesondere die Stuttgarter Herren, sich für dieses Werk interessiren zu wollen; es ist nicht nur für die Kreise der Fachgelehrten, sondern wendet sich überhaupt an jeden gebildeten Laien.













